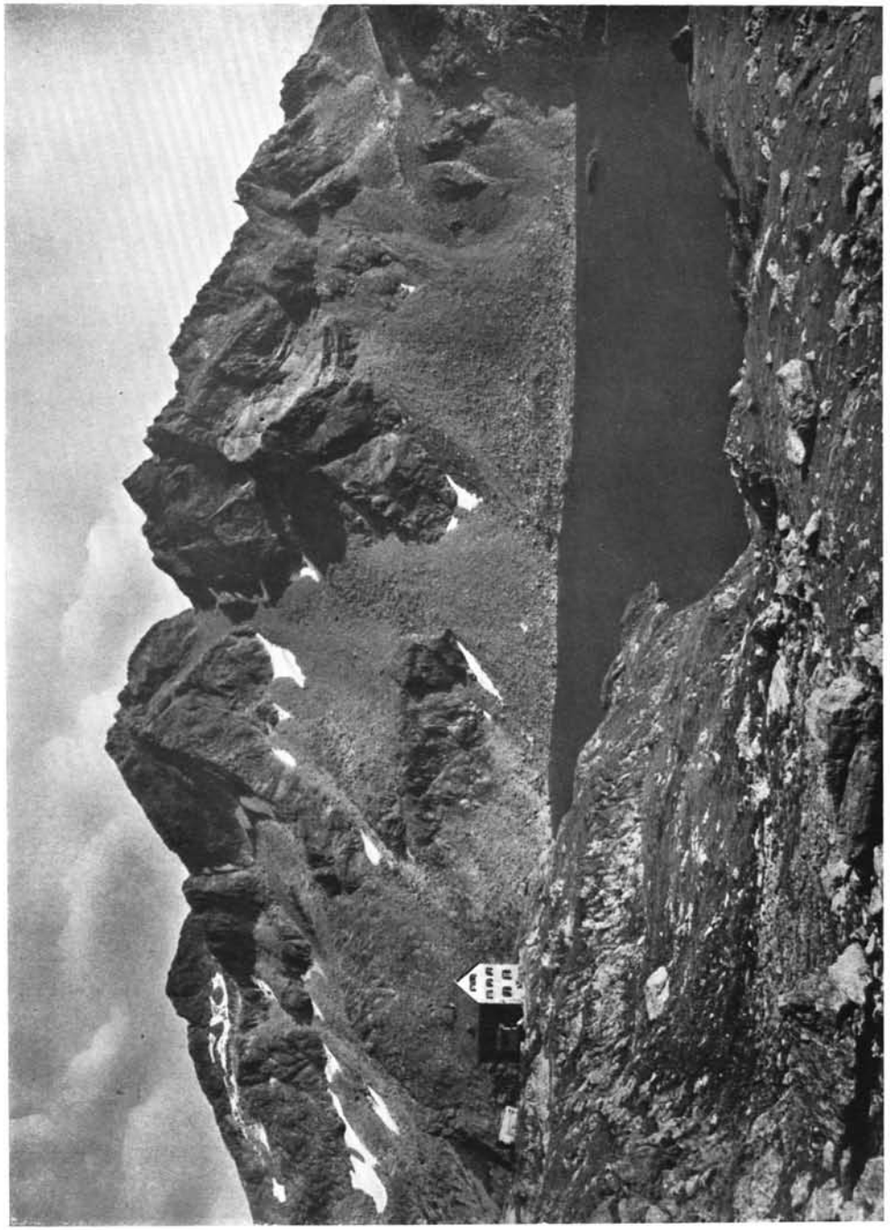
Fünfzig Jahre „Moravia“

Archivexemplar
nicht ausleihbar

D. & Ö. Alpenverein
Sektion München (E.V.)

Der Besitzer des Buches wird ersucht, folgende Berichtigungen handschriftlich vorzunehmen:

Seite 10 statt Bild 7, richtig Bild 8,
„ 31 „ „ 11, „ „ 12 und
„ 32 „ „ 12, „ „ 13.



Ing. Rud. Neumann

Wangenitzseehütte mit Himmelwand, Gaiskofel und Seeschartenkopf

Bild 1

Fünfzig Jahre „Moravia"

Festschrift

des

Deutschen Alpenvereins „Moravia", Brünn

(1881–1919 Sektion des D. u. Öst. Alpenvereins)

D. & Ö. Alpenverein
Sektion München (E.V.)

1931

Im Eigenverlage

Gedruckt bei Rudolf M. Rohrer in Brünn

Alpenvereinsbücherei
D. A. V., München

8 Mü 1461

8 S 39a FS(1931

Archiv-Ex.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet

Moravia 1.7.6.
D. & Ö. Alpenverein
Sektion München (E.V.)

Inhaltsübersicht

	Seite
Paul Kirsch: Vorspruch	5
Ferdinand Koza: Zum Geleit	7
Dr. Emil Hogenauer: Entstehung und Entwicklung der „Moravia"	9
Dr. Theodor Repp: Die Deutschakademische Alpenvereinsgruppe	16
Ing. Ludwig Merbeller: Das Werden der Wangenitzseehütte	20
Ing. Rudolf Neumann: Die bergsteigerische Tätigkeit unserer Mitglieder	25
Ing. Oswald Bernhardt: Schilauf und Winterturistik im D. A.-V. Moravia	28
Ing. Dr. Rudolf Burian: Betrachtungen zum Vortragswesen	33
Dr. Adalbert Schipek: Vereinsleben und Geselligkeit	36
Dr. Bertold Bretholz: Unsere mährische Heimat	41
Elsa Neumann: Das deutsche Volkslied in Mähren	53
Ing. Julius Simon: Die Höhlenwelt des Mährischen Karstes	64
Dr. Roman Lucerna: Landschaft um Wangenitz	69
Ing. Rudolf Neumann: Unser Arbeitsgebiet in der Schobergruppe	85
Hugo Bezdek: Der Gaiskofel	92
Ing. Rudolf Neumann: Eine Petzeck-Überschreitung	95
Ing. Karl Folta: Perschitzkopf-Nordwestgrat	97
Ing. Karl Folta: Dolomiten-Erinnerungen	101
Franz Pospischil: Eine Überschreitung der Meije	112

32 Lichtbilder, 2 Kärtchen und 3 Skizzen im Text

Beilagen

Die älteste Karte von Mähren aus dem Jahre 1575
Proben deutschmährischer Volkslieder
Erste Naturkarte der Wangenitzsee-Umgebung von Dr. Roman Lucerna
Kammverlaufkarte unseres Arbeitsgebietes in der Schobergruppe

Vorſpruch

Von Paul Kirſch

Wie ſchön hat Gott die Welt gemacht!
Wohin wir ſchaun in weiter Runde,
wird uns davon ſtets neue Kunde
in ſeiner Schöpfung Wunderpracht.

Die Ebene am breiten Fluß,
der Wieſen Grün, das Meer von Halmen,
ſie ſingen ſeines Ruhmes Pſalmen
und künden ſeiner Liebe Gruß.

Er hält das All in güt'ger Hut:
da ſtrömt ein Quell von Glück und Segen,
da reift zum Heil auf allen Wegen
der Menſchheit immer neues Gut.

Aus üpp'ger Niederung erhebt
allmählig drauf ſich das Gelände,
bald grüßen ſanfter Hügel Wände
den Wandersmann, der aufwärts ſtrebt.

Die Berge nah'n, der grüne Wald
umſäumt ihr Haupt, der Strom der Lüfte
iſt hold erfüllt voll ſüßer Düfte,
der Lärm der Außenwelt verhallt!

Was je der Menſch erſehnet bang,
die Träume alle, die da ſchliefen
in ſeines Buſens tiefſten Tiefen,
ſie wachen auf in heißem Drang.

Dort ſtürzt der Wildbach in den See
in Farbenſchimmer mit Gedröhne
und droben in gewalt'ger Schöne
glänzt ſilberhell der ew'ge Schnee.

Empor, empor! Da weitet ſich
dein Blick, von allen Lebensſorgen
fühlſt du befreit dich und geborgen,
was jemals dich bedrängte, wich.

Nur wer des Hochgebirges Pracht,
der Alpen Herrlichkeit geſehen,
kann voll und ganz den Spruch verſtehen:
Wie ſchön hat Gott die Welt gemacht!

Du Meiſterwerk aus Gottes Hand,
ihr Täler grün, ihr Felſenmauern!
Sei uns gegrüßt mit heil'gen Schauern
geliebtes, ſchönes Alpenland!

Zum Geleit!

Vor nunmehr fünfzig Jahren hat ein kleiner Kreis bergbegeisterter Männer den Grundstein zum Werden unserer Moravia, der drittältesten Sektion unseres engeren Heimatlandes, gelegt. Die Hoffnungen, die an diese Gründung geknüpft wurden, haben sich, das können wir heute wohl feststellen, in vollem Umfange erfüllt.

Es ist selbstverständlich, daß die heutige Vereinsleitung das Bestreben hat, in der aus diesem festlichen Anlasse herausgegebenen Schrift einen Überblick über das Werden des Vereines zu geben, weiterhin aber auch zu zeigen, aus welchem Boden der Verein entstammt und was seine Arbeit inner- und außerhalb der Alpen ist.

Aus diesen Gesichtspunkten ergibt sich von selbst eine Dreiteilung des Inhaltes der Festschrift: Der erste Teil ist dem Werden und Wachsen des Vereines selbst, seinem inneren Vereinsleben, der Arbeit in seinen Untergruppen und der Hütte gewidmet; der zweite Teil gibt einen Einblick in die Geschichte unserer Heimat, einen Ausschnitt aus dem völkischen Leben unserer deutschen Mährer sowie eine Schilderung der charakteristischen Landschaft des Mährischen Karstes; der dritte Teil schließlich behandelt im besonderen das Arbeitsgebiet unseres Vereines in den Alpen und gibt dann in Bergfahrtenschilderungen aus verschiedenen Teilen der Alpen Zeugnis von begeisterter alpiner Tätigkeit unserer Mitglieder.

Auf diese Weise wollen wir allen, die dies Buch zur Hand nehmen, neben der Mitteilung vereinsgeschichtlicher Daten Einblick in das Wesen unseres Vereines geben und dartun, daß wir als Deutsche auf unserem heimatlichen Boden für die Ideale des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins wirken und unseren Stolz darein setzen, diese Arbeit mit Erfolg durchzuführen.

So möge denn diese Festschrift bei Fernerstehenden um Anteilnahme für unseren Alpenverein Moravia werben und unsere Mitglieder und Freunde anspornen zu weiterer Mitarbeit an dem großen Werke, zu Nutz und Frommen und zur Ehre unserer Moravia sowie unseres großen Stammvereines.

Bergheil!

Brünn, im Oktober 1931

Ferdinand Koza,
dzt. 1. Vorstand

Entſtehung und Entwicklung der „Moravia"

Von Dr. Emil Hogenauer

Jede menſchliche Einrichtung iſt in ihrer Entſtehung und Entwicklung durch Zeit und Ort bedingt. So ſind auch die Schickſale des Deutſchen Alpenvereins Moravia nach zwei Tatſachen zu beurteilen: einmal darnach, daß zur Zeit ſeines Entſtehens der Alpenvereinsgedanke nicht nur im Alpengebiete, Wien und München inbegriffen, ſondern auch im Hügel- und Flachland Deutſchlands und Öſterreichs Wurzel geſchlagen hatte, daß er aber doch noch nicht in weitere Schichten gedrungen war; das andere Mal darnach, daß der Standort der „Moravia" in einem Hügelland liegt, deſſen engere und weitere Umgebung außer mannigfachem Anreiz zum Wandern auch Anregung zu ſtrengerer bergſteigeriſcher Tätigkeit bietet, wie die ſeit etwa 1900 aufgenommenen Kletterausflüge in das Gebiet der Pollauer Berge zeigen.

Im Gründungsjahre der Moravia zählte der durch Vereinigung des Öſterreichiſchen und des Deutſchen Alpenvereins entſtandene Deutſche und Öſterreichiſche Alpenverein 9635 Mitglieder, ſeine größte Sektion, die Auſtria, 1380 Mitglieder, mehr als die Hälfte aller Sektionen aber weniger als 100. Wenn alſo die Sektion Moravia im erſten Jahre ihres Beſtehens 152 Mitglieder aufgewieſen hat, ſo war dies wohl ein achtunggebietender Erfolg.

Man darf dabei allerdings nicht überſehen, daß in jenen Zeiten manches Mitglied vorwiegend durch die Begünſtigungen auf Eiſenbahnen, Dampfſchiffen und in Unterkunftsſtätten zum Eintritte bewogen worden ſein mag. Immerhin zeigt dies ein Intereſſe am Alpenverein, das wieder durch die vom Alpenvereine gewährten Vorteile und durch die in ihm gegebenen Anregungen gefördert worden iſt.

Die Moravia verdankt ihre Gründung einer Anregung des damaligen Vorſtandes der Sektion Auſtria, Karl Ritter von Adamek, die dieſer dem ſpäteren vieljährigen Vorſtande der Moravia, Karl Kandler, bei der Hauptverſammlung des Alpenvereins im Jahre 1880 gegeben hatte.

Der vorbereitende Ausſchuß für die Gründung beſtand aus den Herren P. Anſelm Rambouſek, Karl Kandler, Joſef Palliardi und Dr. Cornelius Hoże. Auf Grund der von P. Rambouſek entworfenen Satzungen wurde die Gründung einer Sektion des Deutſchen und Öſterreichiſchen Alpenvereins durchgeführt, die den Namen Moravia erhielt. Bei der gründenden Verſammlung am 15. Februar 1882 waren 20 Mitglieder anweſend.

Der erſte Ausſchuß der neugegründeten Sektion beſtand aus den Herren Karl Kandler (als Vorſtand), Auguſt Berger, Dr. Franz Brenner, Dr. Cornelius

Hože, Josef Palliardi, P. Ambros Poye, P. Anselm Rambousek, Dr. Heinrich Sonneck und Otto Sporner. Von diesen sind heute noch Berger und Hože am Leben.

Naturgemäß beschränkte sich die Tätigkeit des Vereins in den ersten Jahren des Bestandes auf Erweckung des Interesses an alpinen Dingen. Dazu dienten regelmäßige Zusammenkünfte der Mitglieder, bei denen Anregungen und alpine Kenntnisse durch Vorträge und Reiseberichte vermittelt und persönliche Erfahrungen alpiner Natur ausgetauscht wurden. Daneben fanden auch gemeinsame Ausflüge in die genügend turistische Möglichkeiten bietende engere und weitere Umgebung Brünns statt. Auch wurde sogleich eine Vereinsbücherei angelegt.

Bald aber zeigte sich das Bestreben, eine eigene Hütte in den Alpen zu erwerben. Freilich setzten die vorhandenen bescheidenen Geldmittel diesem Wunsche eine Grenze. So konnte beispielsweise auf das Anbot, die von der alpinen Gesellschaft „Wilde Bande" am Fuße der Königsspitze geschaffene Schaubachhütte zu kaufen, nicht eingegangen werden.

Da bot im Jahre 1887 die Sektion Gröbming die von ihr am Stoderzinken im östlichen Dachsteingebiet erbaute Hütte zum Kaufe an, bei der noch die innere Einrichtung fehlte.

In der Jahreshauptversammlung vom 28. Dezember 1887 wurde nach Auseinandersetzung mit einer nicht unbedeutenden Gegnerschaft beschlossen, die Hütte zum Preise von 450 Gulden anzukaufen und deren innere Einrichtung mit einem Aufwande von 300 Gulden in Angriff zu nehmen. Die Hütte wurde am 5. August 1888 übernommen und bei Anwesenheit einer großen Anzahl von Mitgliedern feierlich als „Brünnerhütte" eingeweiht. (Bild 8)

Bei dem Entschlusse, diese nahezu fertiggestellte Hütte zu kaufen, war es wohl ausschlaggebend, daß man die Schwierigkeiten scheute, die mit dem Neubau einer Hütte in einer vom Sitze des Vereins doch ziemlich entfernten Gegend notwendigerweise verbunden sind. Und für die gekaufte Hütte sprach überdies, daß sie in einer Tagesreise von Brünn aus zu erreichen war. So war nun die Moravia eine hüttenbesitzende Sektion geworden.

Bald aber befriedigte dieser Hüttenbesitz die Sektionsmitglieder nicht mehr, vor allem die Hochturisten nicht. Von der Brünnerhütte als Ausgangspunkt selbst kamen wenig Hochturen in Betracht, da die Glanzpunkte der Gruppe, nämlich Hoher Dachstein, Torstein und Bischofsmütze, nur durch eine lange Wanderung über den „Oden Stein" erreichbar waren. Die Brünnerhütte am Stoderzinken kam als Ausgangspunkt für diese Turen auch schon deshalb nicht in Betracht, weil diese stolzen Berghäupter durch drei an ihrem Fuße gelegene Hütten (Simonyhütte, Austriahütte und Grobgestein-, später Adamekhütte) leichter zugänglich gemacht worden waren.

Schon vom Anbeginne zählte die Sektion in ihren Reihen eine ganze Anzahl Hochturisten strengerer Richtung, wie P. Rambousek, P. Poye, Dr. Hože, Stonawsky und Palliardi, die große Hochturen durchgeführt hatten. So war Josef Palliardi schon in den Siebzigerjahren im Ötztal, Stubai und Ortlergebiet hochturistisch tätig und Stonawsky hatte in den Jahren 1886 und 1887 Monte Rosa, Weißhorn, Jungfrau und auch das Matterhorn bestiegen, was zu jener Zeit mit

Recht als eine außerordentliche Leistung gewertet worden ist. Stonawsky hat übrigens über seine Bergfahrten eine Skizze veröffentlicht, die mit ihrer uns jetzt eigentümlich anmutenden Naivität der Auffassung und Darstellung auch heute noch des Interesses nicht entbehrt.

Nun hatte sich im Laufe der Jahre die Gilde der Hochturisten im Vereine bedeutend vergrößert und sie drängte auf Abstoßung der Brünnerhütte und auf Verwirklichung eines neuen, hochturistisch befriedigenden Hüttenplanes. Gefördert wurde dieses Bestreben dadurch, daß sich etwa von 1893 angefangen die Verhältnisse bei der Brünnerhütte nicht erfreulich gestaltet hatten. Die Einwohner des Talstandortes Gröbming im Ennstale, die sich vielleicht bei der Übergabe der Hütte an die Sektion Moravia in Hoffnungen gewiegt hatten, die sich später nicht erfüllten, zeigten ein nicht immer freundliches Verhalten, der Bau einer Straße auf den Stoderzinken zu einem dort eröffneten Steinkohlenbergbau veränderte die Eigenart des Gebietes, und auch die Beziehungen zu dem Inhaber des Bergwerkes gestalteten sich nicht befriedigend.

Alle diese Umstände trugen dazu bei, daß der Besuch der Hütte seitens der Mitglieder nachließ und dem Verein dieser Besitz verleidet wurde. Der Ausschuß ergriff daher nicht ungern die Gelegenheit zu einer Abstoßung, die ihm die Sektion Austria durch das Anbot der Übernahme der Hütte gab.

Die Dachsteingruppe war ja inzwischen das Arbeitsgebiet der Sektion Austria geworden und es war ihr daher die Erwerbung der Hütte zur Abrundung ihres Hüttenbesitzes in der Gruppe erwünscht, dies um so mehr, als sie sich schon damals mit dem Plane der Errichtung einer Hütte auf der Feisterscharte trug, die als Verbindungsglied zwischen Stoderzinken und Hohem Dachstein dienen konnte.

So beschloß denn die Sektion Moravia in der Jahresversammlung vom 28. Dezember 1902 den Verkauf der Brünnerhütte an die Sektion Austria.

Schon vor diesem Verkauf hatte man sich ja damit abgefunden, daß die Moravia in weiterem Umfange nicht in den Alpen tätig sei. So erklärte der bei der Jahreshauptversammlung am 28. Dezember 1889 erstattete Bericht: „Die Erfüllung alpiner Aufgaben in größerem Maßstabe ist von der Sektion Moravia nicht zu erwarten; es handelt sich darum, die wenigen Alpinisten in Mähren in einer Sektion zu vereinigen, um auch unser engeres Heimatland mit dem großen Vereine in Beziehung zu bringen."

Das war begreiflich, wenn man bedenkt, daß der Besuch der Hütte am Stoderzinken trotz der leichten Erreichbarkeit und des leichten Zuganges auf Straße und Weg einen von Jahr zu Jahr sinkenden Besuch der Mitglieder aufwies. Der jährliche Besuch der Brünnerhütte bewegte sich um 180 herum.

Trotz alledem hatte man aber doch Ausschau nach einem anderen Hüttenplatz gehalten. Man dachte zunächst an eine Hütte im Ultental, und im Jahre 1894 unternahmen einige Mitglieder eine Reise in die östliche Ortlergruppe, um nach einer Hütte in diesem Gebiete Ausschau zu halten. Einen Bau in dieser Gegend empfahlen sie aber nicht.

Nachdem nun die Brünnerhütte verkauft worden war, wurde im Jahre 1902 ein eigener Ausschuß zum Studium und zur Verwirklichung eines neuen Hüttenprojektes gewählt.

Zunächst waren Erwerbungen im Maurertale und Pfossentale in Aussicht genommen worden. Dem veranschlagten erforderlichen Aufwande von 15.500 Kronen standen aber bloß 4264 K 66 h des inzwischen ins Leben gerufenen Hüttenbaufonds gegenüber, und da eine Unterstützung durch den Hauptausschuß bei der damals schon einsetzenden Zurückhaltung gegenüber Hüttenbauten ungewiß war, wurde von diesen Projekten abgesehen. Später dachte man an den Ankauf des Seebichlhauses im Fleißtale (Sonnblick), dann an eine Hütte in den Defreggeralpen (1909) und an eine Hütte am Hafnereck (1910), aber keiner dieser Vorschläge fand die Zustimmung des Vereins.

Schließlich tauchte der Plan eines Hüttenbaues auf der Kleinelendscharte in der Ankogelgruppe auf, nachdem wiederholt einzelne Mitglieder und insbesondere der spätere Vereinsobmann Dr. Josef Wolfschütz Reisen in dieses Gebiet unternommen hatten. Auf Grund des Berichtes von Dr. Wolfschütz und auf Grund der von ihm mit dem Besitzer des Grundes und einem Baumeister gepflogenen Verhandlungen wurde der Bau einer Schutzhütte auf der Kleinelendscharte in der Jahresversammlung vom 18. Dezember 1912 beschlossen und der Grund angekauft.

Wohl erhoben ältere Mitglieder Bedenken gegen den Hüttenbau, die sich weniger auf die Befürchtung der Schwierigkeit der Geldbeschaffung stützten als vielmehr darauf, daß sich in der Mitgliedschaft des Vereins die Kräfte für die stetige persönliche Wirksamkeit nicht finden würden, die die Aufsicht und Wartung einer im Gletschergebiete weit entfernt gelegenen Hütte erfordere. Diese Befürchtung wurde gegenstandslos, als durch den stärkeren Zustrom von jungen Mitgliedern, insbesondere durch Begründung der Akademischen Gruppe im Jahre 1913 und durch den Eintritt einer großen Anzahl von Mitgliedern des Brünner Touristenklubs die Hoffnung auf eine begeisterte bergsteigerische Tätigkeit neuen Boden gewonnen hatte.

Diese Hoffnungen wurden durch den Ausbruch des Weltkrieges zerstört und späterhin der Hüttenbau durch den Verlust des in österreichischer Kriegsanleihe angelegten Hüttenbaufonds unmöglich gemacht. Überdies verlor das Vorhaben des Hüttenbaues auf der Kleinelendscharte das Interesse durch das Auftauchen eines neuen Hüttenprojektes in der Schobergruppe. Die eifrige Verfolgung dieses Projektes führte dann zum Bau der Wangenitzseehütte, durch den das Wirken des Vereins seine Krönung gefunden hat. Die Geschichte dieses Hüttenbaues wird an anderer Stelle dieser Festschrift geschildert und es sei hier auf diese Schilderung verwiesen.

An der Zahl der Mitglieder gemessen, hat sich der Verein, wie aus dem beigegebenen Diagramm ersichtlich, im allgemeinen in stetiger Weise entwickelt. Nach der Gründung stieg naturgemäß die Mitgliederzahl zunächst rasch bis auf über zweihundertachtzig im Jahre 1885. Der in diesem Jahre zu verzeichnende größere Mitgliederabfall erklärt sich aus der eben damals erfolgten Gründung der Sektion „Silesia", durch die alle bisher dem Vereine angehörenden Schlesier dem Vereine entzogen wurden.

Nun folgte eine Reihe von Jahren ziemlich gleichbleibenden Bestandes, bis im Jahre 1907 infolge eines im Österreichischen Touristenklub eingetretenen Zwiespaltes eine große Anzahl von dessen Mitgliedern in die Moravia eintrat,

wodurch sich die Mitgliederzahl auf 382 hob. Dem durch die Kriegs- und unmittelbare Nachkriegszeit zu erklärenden Absinken der Mitgliederzahl folgte dann ein rascher Aufstieg von 1921 ab, der dem Wiederanwachsen der alpinen Bewegung bei der Jugend zu danken ist.

Der jähe Abfall in den beiden Jahren 1925 und 1926 war eine Folge des Beschlusses, zur Durchführung des Hüttenbaues den Mitgliedern vollen Rechtes eine einmalige Steuer von 400 K und den Mitgliedern minderen Rechtes eine solche von 200 K aufzuerlegen. Schon im Jahre 1927 war aber dieser Rückschlag überwunden, die Zahl der Mitglieder stieg wieder auf die ansehnliche Höhe von 405 und der Anstieg dauert auch heute noch an. Im Sommer des Jubeljahres betrug die Mitgliederzahl bereits 695.

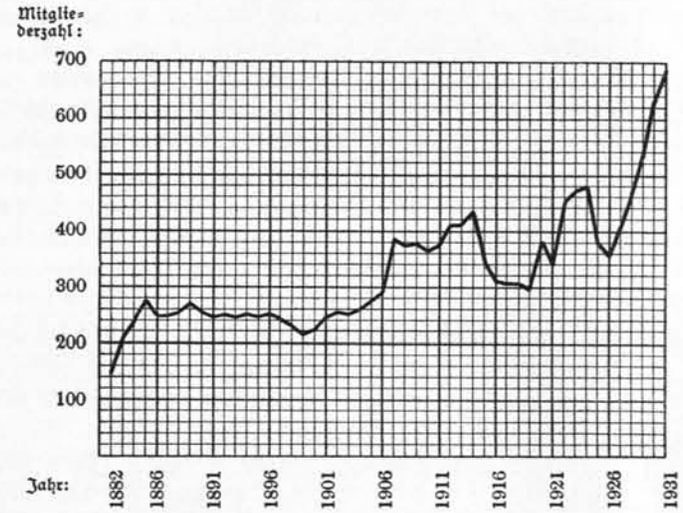


Bild 2 Mitgliederbewegung von 1882 bis 1931.

Freilich sorgte die Moravia auch für ihren Mitgliedernachwuchs. Sie unterstützte tatkräftig die neugegründete Akademische Gruppe und gewährte jungen bergbegeisterten Mitgliedern Reisestipendien, eine Förderung, die wieder der Moravia selbst zugute kam. Auch die im Jahre 1923 geschaffene Wintersportgruppe, die sich die Pflege des zu raschem Aufstiege gelangten Schisportes zur Aufgabe machte, trug zur Erstarkung der Moravia wesentlich bei und ließ sie Schritt mit den anderen Sektionen halten.

Durch den staatlichen Umsturz war die äußere Trennung vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein notwendig geworden, da ein in der Tschechoslowakischen Republik bestehender Verein nicht Zweig eines ausländischen Vereins sein durfte. Die bisherige Sektion Moravia des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins wandelte sich daher in den Deutschen Alpenverein Moravia um und bildete mit 12 anderen, gleichfalls umgewandelten, in der Tschechoslowakei an-

sässigen Sektionen den „Verband der Deutschen Alpenvereine in der Tschechoslowakischen Republik“, der nunmehr 15 Verbandsvereine umfaßt. Die Lösung des den Verein mit dem großen Deutschen und Österreichischen Alpenverein verknüpfenden Bandes beeinträchtigte aber nicht die stetige Fühlung mit dem großen Verein, dessen Veröffentlichungen die Moravia nach wie vor bezieht, dessen Begünstigungen auch ihr zuteil werden und der durch die namhafte Beihilfe zum Hüttenbau die Moravia zu großem Danke verpflichtet hat.

Die persönlichen Verhältnisse in der Leitung des Vereins waren lange durch die weit über die Hälfte des Vereinsbestandes währende Vorstandschaft Karl Kandlers, späteren Bürgermeisterstellvertreters von Brünn, bestimmt. Er war der einhellig gewählte Vorstand des Vereins von seiner Gründung bis zum Jahre 1913, in welchem Jahre ihn der Tod ereilte. Karl Kandler hat sich um den Verein große Verdienste erworben, weil er es verstanden hat, die Alten im Verein zusammenzuhalten, aber dabei Verständnis und Entgegenkommen gegenüber den Jungen zu bewahren. Wir gedenken seiner in dankbarer Anerkennung.

Während seiner Vorstandschaft war auch sonst ein geringer Wechsel in der Mitgliedschaft des Ausschusses und in der Verteilung der Ämter. So hat August Berger durch volle 18 Jahre das Amt eines Zahlmeisters besorgt und er und Josef Palliardi haben dem Vereine durch die Überlassung ihrer Buchhandlung „Carl Winiker“ als Auskunftsstelle für Vorträge und andere Vereinsveranstaltungen und Ausgabestelle der Vereinszeitschriften während der ganzen Bestanddauer des Vereins große Dienste geleistet.

Nach dem Tode Karl Kandlers wurde Ing. Dr. Josef Wolfschütz, Oberbaurat und Dozent an der Deutschen Technischen Hochschule in Brünn, zum Vorstande gewählt, der das Amt am 7. Oktober 1922 niederlegte, worauf bis zur Jahresversammlung vom 7. Dezember 1922 Professor Ing. Oswald Bernhardt die Leitung übernahm. In dieser Versammlung wurde Wilhelm Innerhuber, Professor an der Lehrerbildungsanstalt in Brünn, zum Vorstande gewählt. Die Jahresversammlung vom 12. November 1923 berief dann Ferdinand Koza, Bauoberinspektor in Brünn, zum Vorstande, und dieser steht seither an der Spitze des Vereins.

Ob ihrer Verdienste um das Werden und Wachsen des Vereins wurden zu Ehrenmitgliedern ernannt: Alexander Makowsky (1882) und Anton Rzehak (1898), Professoren der Deutschen Technischen Hochschule zu Brünn; August Berger, Buchhändler in Brünn (1917); Dr. Emil Hogenauer, Advokat in Brünn (1923); Eduard Urban, Kommerzialrat und Bankdirektor in Brünn (1923); Dr. Friedrich Fritsch, Rechtsanwalt in Haida (1926), auf Grund seiner Verdienste um die Überlassung des Hüttenplatzes zum Baue der Wangenitzseehütte und des Baumaterials vom Alpenverein Haida an die Moravia; Ferdinand Koza, Bauoberinspektor in Brünn (1928), und Ing. Oswald Bernhardt, Professor an der Textilschule in Brünn (1928).

Mit Stolz kann der Verein auch darauf hinweisen, daß sich schriftstellerische Beiträge seiner Mitglieder in der „Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins“, der vornehmsten Veröffentlichung dieser Vereinigung, mehrfach vorfinden und daß auch Mitarbeiter am „Hochturisten“ in seinen Reihen stehen.

Karl Kandler,
Vorstand von 1882 bis 1913

Ing. Dr. Josef Wolfschütz,
Vorstand von 1914 bis 1922

Wilhelm Innerhuber,
Vorstand 1923

Ferdinand Koza,
Vorstand seit 1924

Dr. Friedrich Fritsch,
Vorstand des D. A.-V. Haida zur Zeit der Übergabe des Hüttenbauplatzes

Bild 3 bis 7

Der kurze Überblick über das Werden und Gedeihen des Deutſchen Alpenvereins Moravia zeigt, daß er durch die lange Reihe von Jahren ein treuer Verfechter der Belange des Stammvereins in den verſchiedenſten Richtungen geweſen iſt.

Daß der Menſch ein Alter von fünfzig Jahren in Wohlbefinden erreicht, iſt heute bei der gegen früher weit hinausgeſchobenen Grenze des durchſchnittlichen Lebensalters kein beſonderes Ereignis. Wenn aber ein Verein dieſes Lebensalter erreicht, ſo beweiſt dies, daß der Gedanke, dem er ſein Entſtehen verdankt und dem er zu dienen hat, weiter beſteht, daß der Verein ſeinen Zweck erfüllt und daß er auch weiter lebensfähig iſt.

Der Deutſche Alpenverein Moravia, der im Jubeljahre des fünfzigjährigen Beſtandes ſeine höchſte Mitgliederzahl erreicht hat, der ſich mit Freuden als Eigentümer einer allſeits als gelungener Bau und als gaſtliches Heim anerkannten Hütte in einer herrlichen und nicht überlaufenen Gebirgsgruppe fühlt, kann, ohne unbeſcheiden zu ſein, von ſich ſagen, daß er den ihm bei ſeiner Gründung zugewieſenen und den ihm ſpäter erwachſenen Aufgaben voll gerecht geworden iſt.

Die Deutschakademische Alpenvereinsgruppe

Von Dr. Theodor Repp

Der Alpinismus hat eine doppelte Wurzel: die Freude an der Natur, den Naturgenuß in seiner erhabensten und eindrucksvollsten Prägung, und die Freude an der Leistung, dem Können. Beide bindet zu harmonischer Einheit das Erlebnis des Hochgebirges, das ja dem trägen und tatenlosen Beschauer versagt bleibt. Doch überwiegt je nach Temperament und Alter im Alpinisten bald der eine, bald der andere Pol und eine Art innerer Gegensätzlichkeit der beiden Grundformen alpinen Erlebens führte zu vielen Erörterungen und Kämpfen über die Ziele und Aufgaben des Alpinismus. Was Wunder, daß die tatendurstige Jugend die Leistung höher schätzt als den ruhigen Genuß, daß schwierige Kletterfahrten und Eisturen sie mehr locken und befriedigen als Ausblicke und Stimmungen des Hochgebirges, die dem reiferen Alter das Daheim verschönen und vertiefen. Was Wunder, daß insbesondere die studierende Jugend im physischen Kampfe mit der Natur ein Gegengewicht gegen einseitige Hirnarbeit begrüßt!

Gleiche Wünsche und Ziele führen zum Zusammenschluß in verschiedener Form. In Brünn dachten die jungen Bergsteiger ursprünglich an die Gründung einer eigenen Sektion, nach dem Muster der Wiener akademischen Sektion des D. u. Ö. A.-V., als Gegengewicht gegen die Sektion Moravia, deren damalige Betätigung der Jugend allzu geruhsam erschien. Das mangelnde Interesse weiterer akademischer Kreise, andererseits aber das Entgegenkommen der Leitung der „Moravia" führten zu einer anderen Lösung, der Bildung einer „Akademischen Gruppe" innerhalb der damaligen Sektion Moravia, einer Lösung, die, wie die weitere Entwicklung zeigte, sich als die richtige erwies, zumal die Gruppe im Laufe der Zeit, insbesondere unter dem jetzigen Obmanne der „Moravia", ihrem Altmitglied, ihre Hauptforderungen erfüllt sah.

Beide Teile haben dabei gewonnen und das Verhältnis der Gruppe zum Hauptverein ist daher ein durchaus harmonisches und freundschaftliches gewesen, zumal Altmitglieder der Gruppe, darunter die meisten ihrer ehemaligen Leiter, im Ausschuß der „Moravia" tätig waren und überdies die Gruppe als solche im Ausschuß vertreten war. Die Gruppe hatte durch diese Art der Regelung nicht nur einen geldlichen Rückhalt an der „Moravia" gewonnen, — deren Verständnis für ihre Ziele sich unter anderem auch darin zeigte, daß sie ihr Stipendien für Alpenfahrten ihrer Mitglieder zur Verfügung stellte — sondern sie wurde auch einer zeitraubenden und kostspieligen Verwaltungstätigkeit enthoben und konnte alle ihre Kräfte alpiner Betätigung und der Vorbereitung hiezu widmen.

Nach der ersten Vorbesprechung vom 4. November 1913 verpflichteten sich 26 Herren durch ihre Unterschrift, der im Rahmen der damaligen Sektion Moravia des D. u. Ö. A. V. zu gründenden „Akademischen Gruppe" beizutreten. Mit Beschluß der Jahreshauptversammlung der Sektion vom 17. Dezember 1913 wurde die Gruppenbildung genehmigt, der Gruppenleitung die alleinige Entscheidung über die Aufnahme von Mitgliedern eingeräumt und den Mitgliedern der Gruppe, die noch Hochschüler sind oder sich noch nicht in einer angemessenen Lebensstellung befinden, ein ermäßigter Mitgliedsbeitrag bei vollem Genuß aller Mitgliederrechte bewilligt.

Die Gruppe begann sogleich unter der Leitung Karl Foltas eine rege Tätigkeit. Insbesondere wurde das Augenmerk einer gründlichen klettertechnischen Ausbildung ihrer Mitglieder zugewendet, die dann im Hochgebirge ihre reichen Früchte trug. Hatte doch die Gruppe unter ihren Mitgliedern Kletterer von hoher Form, unter denen Hans Klug, der heute das geistliche Gewand trägt, durch die eigenartige geistige Durchdringung und Beherrschung der Technik eine Sonderstellung einnahm. Die Klettergärten des Hexensteins (Babylom), der Josefstaler und Slouper Felsen und vor allem der Pollauer Berge wie auch die Probleme der Höhlen des Mährischen Karstes übten eine steigende Anziehungskraft auf die junge Generation aus und versprachen die Heranbildung einer starken, geschulten Klettergilde in unserer Heimatstadt. Der Ausbruch des Krieges, der fast alle Gruppenmitglieder unter die Waffen rief, hat diese Hoffnungen einstweilen zerstört. Daß aber auch diese schwere Zeit nicht ungenützt verstrich, zeigt das später erwähnte Verzeichnis der Neuturen. Gelichtet kehrte das Häuflein der jungen Alpinisten aus dem Kriege zurück. Sechs sind nicht wiedergekommen, darunter einer unserer besten Kletterer und liebsten Kameraden, der Meister des Höhlenkletterns, Karl Kubasek. Trotz der lähmenden Nachkriegsstimmung und der wirtschaftlichen Not wurden die zerrissenen Fäden nach Möglichkeit wieder angeknüpft und die Arbeit im freien Fels und in den Höhlen wieder aufgenommen. Daneben wurde in steigendem Maße der Schilauf gepflegt, der schon vor dem Kriege unter den Gruppenmitgliedern treue Anhänger gefunden hatte. Wiederholt schlug die Gruppe ihr Winterlager in Groß-Würben bei Mähr.-Altstadt auf, daneben wurden Neustadtl im Böhmisch-Mährischen Höhenzuge, die Sudeten und das Adlergebirge besucht und einige erlebnisreiche Vorstöße in das Gebiet der Hohen Tatra unternommen. Hand in Hand mit der Kletter- und Schiausbildung der Mitglieder ging die Anlegung eines Stockes von alpinem Ausrüstungsmaterial (Alpindepot), das die Gruppe ihren Mitgliedern leihweise zur Verfügung stellt.

All dies war aber nur Vorbereitung zu hochalpiner Betätigung, in der die Gruppe von Anfang an Erfreuliches leistete. Sie kann mit Stolz auf eine erkleckliche Zahl teilweise schwieriger Fels- und Eisturen in fast allen höheren Gebieten der Ostalpen, vereinzelt sogar in den Westalpen, zurückblicken. Die Gedenkschrift anläßlich des zehnjährigen Bestandes der Gruppe brachte eine Zusammenstellung der Neuturen von Gruppenmitgliedern, insbesondere in den Hohen Tauern, den Julischen Alpen und den Dolomiten, die zum Teil sogar während des Frontdienstes durchgeführt worden waren. Inzwischen ist die Zahl der Neuturen weiter gewachsen. Seit der Erbauung unserer Hütte am Wangenitzsee wendet sich das Augen-

merk der Klettergilde begreiflicherweise in stärkerem Maße den Bergen unseres Arbeitsgebietes und der angrenzenden Teile der Schobergruppe zu. Mit dem Hüttenbaue wurde eine Forderung erfüllt, die die Akademische Gruppe von Anfang an erhoben hatte. Die Gruppe hat die Einrichtung eines Zimmers in dem schmucken Bau übernommen. Mehr zu tun, war leider bei den knappen Geldmitteln nicht möglich. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß die Gruppe in den Jahren 1913—1919 von Karl Folta, 1920 von Ing. Oswald Bernhardt, 1921 von Rudolf Neumann, 1922—1923 von Wilhelm Braunstein, 1924 von Ewald Suchy, 1925 von K. Sigmeth, 1926—1929 von Hermann Hiller, 1930 von Hugo Schiffner geleitet wurde. 1931 steht Helmut Eschler der Akademischen Gruppe vor.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß durch die Zusammenfassung der Jungakademiker als Gruppe der „Moravia" auch diese selbst gewonnen hat. Wurde doch hiedurch nicht nur die Absplitterung gerade der jungen und zukunftsfrohen Alpinisten vermieden, sondern darüber hinaus eine ständige Quelle des Zustromes neuer und unverbrauchter Kräfte erschlossen, die nach Beendigung ihrer Studien dem Alpenverein als Mitglieder erhalten bleiben. Wohl hat die werbende Kraft der Gruppe in dieser Richtung nicht alle Erwartungen erfüllt, die anfangs in sie gesetzt wurden und die sie selbst hegte, doch wurde dies durch Umstände verschuldet, die als höhere Gewalt angesehen werden müssen. Fällt doch die Gründung der Gruppe in das Jahr vor dem Ausbruche des Weltkrieges, der die weitere Vereinstätigkeit lahmlegte. Nach dem Kriege teilte der Alpinismus zunächst das Schicksal so mancher anderen wertvollen Vorkriegsideale, das Interesse an ihm schien im Kampfe um die Lebensnotwendigkeiten des Volkes wie des Einzelnen und in der wirtschaftlichen Not des meistbeteiligten Mittelstandes zu erlahmen. Der Zustrom junger Kräfte nahm ab, und die kamen, waren nicht so leidenschaftlich bei der Sache wie ihre Vorgänger. Die Krise, die nach dem Zusammenbruch das geistige Deutschland durchschüttelte, die Kräfte, die aus ihr herauszuführen suchten und unter denen die Jugendbewegung einen hervorragenden Platz einnimmt, waren stärkere Mächte und sind auch bei uns am Alpenverein und insbesondere an der Akademischen Gruppe nicht spurlos vorübergegangen. Die Vereinsgeschäfte mußten im weiteren Verlaufe zum Teil von bereits absolvierten Akademikern fortgeführt werden, tätiger Nachwuchs war nicht in genügendem Maße vorhanden.

Erst in den letzten zwei Jahren haben sich die Verhältnisse wieder zum Besseren gewendet und die akademische Jugend hat ihre Sache wieder fester in die Hand genommen. Die Anteilnahme am Alpinismus erwacht von neuem in ihren Kreisen, die ewigen Werte, die er vermittelt, üben wieder ihre alte Anziehungskraft aus. Auch die wachsende Zahl der jugendlichen Teilnehmer an den Kletter- und Schifahrten in der Heimat beweist dies. So kann nun die Gruppe ihrer Aufgabe, dem Alpenvereinsgedanken neue und frische Kräfte zuzuführen, wieder in vollem Maße gerecht werden.

Sie wirbt für ihn noch in anderer Weise: sie hat die Veranstaltung aller größeren, aus dem Rahmen der Vereinsabende heraustretenden Vorträge auf sich genommen, um eine annehmbare Regelung der Platzfrage durch ihre Stellung an der heimischen Hochschule zu ermöglichen. Der Veranstaltung von bildenden Vorträgen kann der Alpenverein nicht entraten, mag auch der materielle Gewinn,

Bild 9

Westwand der Mittleren Maid
(Pollauer Berge)

Ing. Karl Folta

Bild 8 Einweihung der Brünnerhütte am Stoderzinken im Jahre 1888

falls er überhaupt vorhanden iſt, den Aufwand von Zeit und Mühe keineswegs lohnen. Es iſt der unmeßbare ideelle Gewinn, um deſſentwillen ſie veranſtaltet werden. So gibt die Gruppe der „Moravia“ die Arbeit, die dieſe ihr abnimmt, in anderer und für beide Teile fruchtbarer Form wieder. Der Erfolg dieſer ihrer Tätigkeit war ein reicher. Das Weſen der von der Gruppe veranſtalteten Vorträge wird an anderer Stelle dieſer Feſtſchrift gewürdigt. Es geht daraus hervor, daß die Gruppe es ſich angelegen ſein ließ, den Beſuchern der Vorträge ein farbiges Geſamtbild alpinen Schaffens und Wirkens zu übermitteln und ſie mit den namhafteſten Alpiniſten bekannt zu machen. Aber auch die unerſchloſſene Bergwelt fremder Weltteile und Kulturen, die mit ſteigender Macht unſere Augen auf ſich zieht, kam zu ihrem Rechte. Es iſt kein Geheimnis, daß die von der Gruppe veranſtalteten Vorträge auf einer hohen Stufe ſtehen und ſich wegen ihres feſſelnden Inhaltes großer Beliebtheit in unſerer Heimatſtadt erfreuen. Auch in dieſer Richtung war alſo die Gruppe eine werbende Kraft. Und werben muß der Alpenverein, nicht um ſeiner ſelbſt willen, er hat es längſt nicht mehr nötig, aber um derentwillen, die leiblich und ſeeliſch zum Alpinismus berufen ſind, die in ihm Bereicherung und Vollendung ihrer Perſönlichkeit finden können, und die daher den Weg zum Alpenverein finden und ſeine Ziele teilen ſollen. Darum möge das Hohe Lied der Berge nicht verſtummen.

D. & Ö. Alpenverein
Sektion München (E.V.)

Das Werden der Wangenitzseehütte

Von Ing. Ludwig Merbeller

Die Bereisung der Alpen durch Erbauung von Schutzhütten und Anlage von Wegen zu erleichtern, ist eine der Hauptaufgaben, die sich der Deutsche und Österreichische Alpenverein gestellt hatte, und jede größere Sektion betrachtete es als ihre Ehrenpflicht, sich ein Arbeitsgebiet im Bereiche der Ostalpen zu sichern. Neben diesem praktischen Zwecke ist aber auch der ideale Wert eines Hüttenbesitzes für eine Sektion nicht zu unterschätzen; denn die Hütte ist es ja gerade, die so recht eigentlich die innere Verbundenheit der Sektion mit ihrem Arbeitsgebiet schafft und Zeugnis gibt von ihrem Dasein, ihrer Lebenskraft und Arbeitsfreudigkeit, damit auch den Beweis für ihre Daseinsberechtigung liefernd. Kein Wunder daher, daß schon in den ersten Jahrzehnten des Bestehens des Vereins ein edler Wettstreit unter den Sektionen einsetzte, dem wir es heute zu verdanken haben, daß fast alle turistisch bedeutsamen Gruppen der Ostalpen ausreichend — nach Ansicht mancher oft allzu reichlich — mit Schutzhütten ausgestattet sind.

Es soll hier die Frage unerörtert bleiben, ob die bislang von den Alpenvereinssektionen geleistete Erschließungstätigkeit nicht schon über das ursprünglich gesteckte Ziel hinausgegangen ist. Unbestreitbar ist, daß sich mit der jährlich wachsenden Zahl von Bergwanderern ganz von selbst das Bedürfnis herausstellte, das Netz von mit einfacher Behaglichkeit ausgestatteten und bewirtschafteten Schutzhütten allmählich zu verdichten. Konnte doch der überwiegenden Zahl von Bergfahrern nicht zugemutet werden, ihre Unternehmungen unter denselben Strapazen und Entbehrungen durchzuführen, die seinerzeit die Pioniere des Alpinismus freudig auf sich nahmen. Aufgabe der obersten Leitung des Gesamtvereins mußte es nur sein, zu verhindern, daß des Guten zu viel getan werde, und insbesondere dafür zu sorgen, daß bei der Planung von Neubauten nicht einzelne Gebirgsgruppen in übermäßiger Weise bevorzugt werden.

In dem allgemeinen Wettstreit glaubte auch die Sektion Moravia nicht zurückstehen zu dürfen; dies um so weniger, als für sie als Flachlandsektion jene allgemeinen Erwägungen über den Wert eines Hüttenbesitzes in erhöhtem Maße Geltung haben. Zu dem Ehrgeiz, Hüttenbesitzerin zu sein, kam noch das Gefühl hinzu, eine Art Dankesschuld abstatten zu müssen; hatten doch unsere Mitglieder jahrelang in den Hütten unserer Schwestersektionen Gastfreundschaft genossen. Durch die Erbauung einer eigenen Hütte wollten wir in die Lage kommen, unsererseits Gastfreundschaft zu gewähren.

Es ist hier nicht der Ort, von unserer ersten Hüttenerwerbung, der Veräußerung dieser „Brünnerhütte" an die Sektion Austria und den späteren Hüttenbauplänen ausführlich zu sprechen; es sei bloß erwähnt, daß ein kurz vor Ausbruch des Weltkrieges begonnener Bau auf der Kleinelendscharte im Hauptkamme der Hohen Tauern eingestellt werden mußte und nach dem unerwarteten Ausgange des Krieges mit seinen wirtschaftlichen Folgewirkungen nicht mehr fortgesetzt werden konnte. Es hatte damals den Anschein, als ob auf absehbare Zeit der Wunsch des Vereins, zu einem eigenen Hüttenbesitz zu kommen, unerfüllt bleiben müsse. Überraschenderweise setzte jedoch mit der eingetretenen Festigung der Währung im Deutschen Reiche und in Österreich bei vielen Sektionen eine rege Bautätigkeit ein und der Moravia drohte die Gefahr, bei der Aufteilung der Arbeitsgebiete leer auszugehen.

Ein günstiges Geschick fügte es, daß in diesem entscheidenden Zeitpunkte einerseits unser Verein davon Kenntnis erhielt, daß der Deutsche Alpenverein Haida (früher Sektion Haida) sein kurz vor Kriegsbeginn in der südlichen Schobergruppe erworbenes Arbeitsgebiet einem Bruderverein abzutreten entschlossen sei, andererseits an die Spitze der damals neu gewählten Vereinsleitung der Moravia in der Person des Bauoberinspektors Ferdinand Koza der geeignete Mann berufen worden war, der sofort mit Freuden die günstige Gelegenheit ergriff und fest entschlossen war, alles daranzusetzen, um dieses Gebiet für uns zu sichern. Haida hatte seinerzeit den Plan gefaßt, an den Ufern des größten in dieser Gruppe gelegenen Sees, des von trotzigen Felsriesen umgebenen Wangenitzsees, ein Bergsteigerheim zu errichten und mit den Vorarbeiten hiezu im Sommer 1914 begonnen. An eine Weiterführung des Unternehmens nach Kriegsende konnte der an Mitgliederzahl schwache Verein, der durch den Umsturz fast sein ganzes Vermögen verloren hatte, natürlich nicht mehr denken.

Die Verhandlungen zwischen den beiderseitigen Unterhändlern gingen flott vonstatten und am 25. Mai 1924 wurde unter der dankenswerten Vermittlung des Obmannes des Verbandes deutscher Alpenvereine in der Tschechoslowakischen Republik, Schöttner-Karlsbad, die Übergabe des Haidaer Arbeitsgebietes an unseren Verein durchgeführt. Haida bedang sich bloß die Einräumung eines nach ihm benannten Zimmers, eine Gedenktafel und die Benennung des Weges Iselsberg—Wangenitzsee als „Adolf-Zinke-Weg" aus.

Der Hauptausschuß in München erteilte diesem Übereinkommen seine Zustimmung und setzte gleichzeitig die Grenzen unseres Arbeitsgebietes in folgender Weise fest: Putschall—Graskopf—Friedrichskopf—Georgskopf—Petzeck—Kruckelkopf—Perschitzkopf—Feldscharte—Seichenkopf—Kühleiten—Stampfen—Putschall.

Im Sommer desselben Jahres besichtigten unter Führung des Vorstandes mehrere Herren der Moravia den Hüttenbauplatz und waren ganz entzückt von der landschaftlichen Pracht dieses herrlichen, noch wenig bekannten Gebietes. Allen Teilnehmern an dieser Begehung war es klar, daß ohne Verzug an die Verwirklichung des Hüttenbaues geschritten werden müsse, sollte nicht dieser geradezu ideal zu nennende Hüttenplatz uns verloren gehen. Daß diese Gefahr tatsächlich bestand, war den an dieser Begehung teilnehmenden Herren von glaubwürdigster Seite mitgeteilt worden.

Da unser Vereinsvermögen im Jahre 1924 nur rund 30.000 Kronen betrug, die Kosten des Baues aber nach dem von Haida ausgearbeiteten Vorentwurf mit etwa 280.000 Kronen veranschlagt werden mußten, wurde einer für den 25. September 1924 einberufenen außerordentlichen Hauptversammlung der Antrag vorgelegt, die restlichen Mittel durch eine Pflichtbesteuerung aufzubringen, und zwar sollte jedes A-Mitglied 400 Kronen, jedes B-Mitglied 200 Kronen, gegebenenfalls zahlbar in 24 Monatsraten bis Ende 1926, beisteuern. In besonders berücksichtigungswürdigen Fällen wurde eine Verringerung dieses Betrages zugestanden. Der Ausschuß ließ sich hiebei von der Erwägung leiten, daß es selbstverständliche Ehrenpflicht jedes Vereinsmitgliedes sei, zum Gelingen eines großen, das Ansehen des Vereines hebenden Werkes durch geldliche Opfer beizutragen. Der Antrag wurde auch nach längerer, oft sehr erregter Wechselrede mit großer Mehrheit angenommen. Um den Ausschuß bei der Durchführung der weiteren Arbeiten zu entlasten, wurde ein eigener Hüttenbauausschuß durch Heranziehung arbeitsfreudiger Mitglieder gebildet.

Die endgültige Aussteckung des Hüttenbauplatzes führte Zivilgeometer Sorgo-Villach, die grundbücherliche Übertragung in dankenswerter Weise völlig kostenlos unser Ehrenmitglied Dr. Emil Hogenauer durch.

Die nächste dringliche Aufgabe war die Erwirkung einer ausgiebigen Bauaushilfe beim Hauptausschuß in München. Im Jänner 1925 ging ein genau belegtes Ansuchen dorthin ab. Die erbetene Hilfe wurde für das genannte Jahr mit dem Bemerken verweigert, daß über die für Bauaushilfen vorgesehenen Geldbeträge schon verfügt worden wäre und überdies der Nachweis des bergsteigerischen Bedürfnisses noch nicht erbracht sei. In einer eingehend begründeten Eingabe wurde dieses dargelegt und es gelang, den Hauptausschuß zunächst von der bergsteigerischen Zweckmäßigkeit des geplanten Hüttenbaues zu überzeugen, wobei Prof. Dr. Geßner-Prag unserem Vereine durch sein warmes Eintreten für eine günstige Erledigung äußerst dankenswerte Dienste leistete. Nachdem überdies unser Vorstand bei der im Jahre 1925 in Innsbruck tagenden Hauptversammlung persönlich mit den maßgebenden Stellen in Verbindung getreten war und durch neuerliche Aussprache alles bereinigt hatte, erhielten wir endlich auf ein neuerlich im Jänner 1927 eingebrachtes Ansuchen die Zusage, daß ein Betrag von 5000 Mark — die Hälfte der erbetenen Summe — in den Voranschlag eingestellt werde, worüber die Hauptversammlung in Wien im September desselben Jahres endgültig beschließen solle.

Unser Ausschuß war indes nicht müßig, Mittel und Wege zu finden, um einen großen Teil des erforderlichen Betrages ohne Inanspruchnahme des Hauptausschusses aufzubringen. Hiezu sollten — außer der obenerwähnten Pflichtbesteuerung der eigenen Mitglieder — dienen: Sammelbogen, übernommen von Mitgliedern und Freunden des Vereins, Sammlungen von Spenden der Alpenvereine in der Tschechoslowakischen Republik sowie der Alpenvereinssektionen im Deutschen Reiche und in Österreich, Spenden von Einzelpersonen und Reinerträgnisse von Vortragsabenden, die von der Moravia in Brünn veranstaltet wurden. Bei diesem Anlasse muß insbesondere der rührigen Vortragstätigkeit unseres Ehrenmitgliedes Prof. Bernhardt dankbar gedacht werden. Erfreulicherweise gelang es, auf diese Art dank der Opferwilligkeit vieler Mitglieder und Freunde des Vereins ganz namhafte

Beiträge zu erzielen, wenn auch nicht verschwiegen werden soll, daß leider manche Mitglieder, deren Vermögensverhältnisse es gestattet hätten, die in der Hauptversammlung seinerzeit beschlossenen Hüttenbaubeiträge zu zahlen, sich zu der Auffassung, die Vereinsleitung in ihren Bemühungen um Sicherstellung des Hüttenbaues unterstützen zu sollen, nicht aufzuschwingen vermochten; manche von diesen holten allerdings später, als das Werk gelungen war, das Versäumte nach. Auch die uns nahestehenden Vereine und Sektionen ließen den an sie ergangenen Ruf nicht unbeachtet. Ganz besonderer Dank gebührt dem Alpenverein Haida, der durch namhafte Geld- und Sachspenden kräftigst mithalf, das schöne Werk zu fördern. So wurden, um nur einiges hervorzuheben, das ganze Porzellangeschirr und sämtliche Glaswaren in überreicher Menge von Haida völlig kostenlos beigestellt.

Da der Verein infolge der mittlerweile eingetretenen Steigerung der Baustoffpreise und Löhne in Österreich Gefahr lief, trotz aller Anstrengungen in absehbarer Zeit nicht zum Ziel zu gelangen, wurde die Ausarbeitung eines neuen Bauentwurfes beschlossen, der ohne Verringerung des ursprünglich vorgesehenen Belagraumes die Baukosten herabzumindern gestattete. Stadtarchitekt Franz Holik übernahm diese gewiß nicht leichte Aufgabe in selbstloser Weise völlig kostenlos und legte dem Ausschusse 9 Entwurfsvarianten zur Auswahl vor. In einer für den 11. Mai 1926 einberufenen Sitzung wurden diese unter Beiziehung von Sachverständigen, die nicht dem Bauausschuß angehörten, nämlich Baumeister Eschke, Arch. Farsky, Baumeister Prochaska und Arch. Ruda, einer eingehenden Durchberatung unterzogen. Behufs endgültiger Beschlußfassung wurde für den 27. Mai desselben Jahres eine außerordentliche Hauptversammlung einberufen und in dieser nach ausführlicher Erläuterung aller Varianten durch den Entwurfverfasser die Ausführung der in jener Sitzung vorgeschlagenen Variante zum Beschluß erhoben; gleichzeitig wurde der Ausschuß ermächtigt, den Rohbau noch im Sommer des gleichen Jahres durchführen zu lassen. Am 7. Juli fand im Gasthofe Defreggerhof bei Dölsach die Bauverhandlung statt. An ihr nahmen von Seite des Vereins 12 Mitglieder unter Führung des Vorstandes, von Seite der Bauunternehmung Zimmermeister Wald und Maurermeister Putz aus Mauthen im Gailtale teil. Nach eingehender Durchberatung der Einheitspreise wurde die endgültige Bausumme einschließlich der Inneneinrichtung mit 45.300 Schilling festgelegt.

Die ungünstige Witterung gestattete nicht die sofortige Inangriffnahme des Baues; erst am 16. August konnte der Bauplatz übergeben und mit der Arbeit begonnen werden. Zufolge des nunmehr eingetretenen günstigen Wetters ging diese allerdings flott vonstatten, so daß schon am 17. September die Hauptgleiche erreicht werden konnte. Am 8. Oktober war der Rohbau fertiggestellt, die Dacheindeckung beendet und die Verankerung durchgeführt. Um die straffe Organisierung des Trägerdienstes, von der eigentlich das meiste abhing, bemühte sich insbesondere unser Vorstand, der sich die Mühe nicht verdrießen ließ, viermal während dieser kurzen Bauzeit die weite Reise zur Baustelle zu unternehmen. Den bei dem Baue beschäftigten Arbeitern, insbesondere den wackeren Trägern, gebührt volle Anerkennung. Nur wer den letzten Teil des Weges von der Pußnigalm zur Hütte in seinem Urzustande, vor Erstellung eines gut gangbaren Steiges, gekannt hat, kann ermessen, welche mühevolle Arbeit da geleistet worden ist.

Der Innenausbau und die Einrichtung der Hütte erfolgten im Frühjahr 1927, so daß Mitte Juli des gleichen Jahres die Hütte ihrer turistischen Bestimmung übergeben werden konnte. Hervorzuheben ist, daß fast die ganze Inneneinrichtung durch Spenden opferfreudiger Mitglieder und Freunde zustandegebracht wurde, wodurch der Verein bedeutende Auslagen erspart hat.

Am 8. August 1927 fand in Anwesenheit des Hauptausschußmitgliedes Dr. Hecht und zahlreicher Sektionsvertreter unter ansehnlicher Beteiligung der Vereinsmitglieder und unserer lieben Haidaer Freunde sowie von Einheimischen aus Kärnten und Osttirol die Übergabe der Wangenitzseehütte und ihre feierliche Einweihung durch den Pfarrer von Mörtschach, Martin Preßlauer, statt.

Und so ist denn allen sich entgegenstellenden Hemmnissen zum Trotz in der Schobergruppe ein schmuckes Bergsteigerheim erstanden. Das Hauptverdienst an dem Gelingen gebührt unserem Vereinsvorstande, Bauoberinspektor Ferdinand Koza, der nicht nur namhafte geldliche Beihilfe leistete, sondern auch seine gediegenen Fachkenntnisse, seine reiche Erfahrung und seine staunenswerte Zähigkeit und Arbeitskraft in den Dienst der schönen Sache stellte und die sich schon zum Berg auftürmenden Schwierigkeiten zu meistern verstand. Er und seine getreuen Mitarbeiter können des herzlichen und unverjährbaren Dankes aller Freunde der prächtigen Bergwelt der Schobergruppe sicher sein.

Möge dieses Heim, in schwerer Zeit mit viel Opfersinn geschaffen, dem Bergwanderer eine willkommene Raststätte, dem tatenlustigen Gipfelstürmer ein Stützpunkt sein!

Bild 10 Einweihung der Wangenitzseehütte am 8. August 1927 Czinczala

Bild 11 Gastraum in der Wangenitzseehütte Herbert Orth

Die bergſteigeriſche Tätigkeit unſerer Mitglieder

Von Ing. Rudolf Neumann

Wenn wir uns Rechenſchaft darüber geben wollen, ob unſer Verein in jeder Hinſicht ſeiner Aufgabe gerecht geworden iſt, ſo müſſen wir neben der Würdigung ſeiner Hütten- und Wegbautätigkeit uns auch ein Bild über die alpine Tätigkeit ſeiner Mitglieder machen. Denn nur dieſe kann darüber aufklären, ob der Verein den Geiſt der Gründer des Alpenvereins nach jeder Richtung hin bewahrt und gepflegt hat, nur ſo kann ein umfaſſendes Bild von der geiſtigen Mittlertätigkeit des Vereins gegeben werden. Freilich müſſen wir uns dabei bewußt ſein, daß es nicht recht möglich iſt, ein abgeſchloſſenes Bild in dieſer Hinſicht zu geben, denn wie jeder ſeine Bergfahrt erlebt, das iſt ſeine perſönliche Sache, die in keiner Statiſtik zum Ausdruck gebracht werden kann. Immerhin aber kann die Häufigkeit ausgeführter Turen, die größere oder geringere Schwierigkeit derſelben, ihre Ausdehnung auf weiter entfernte Gebiete ein Anhaltspunkt dafür ſein, ob es der Verein verſtanden hat, ſeine Mitglieder für die Bergwelt zu entflammen und auch die Jugend für den Alpinismus zu gewinnen.

Die Gründer des Deutſchen und Öſterreichiſchen Alpenvereins waren ja Bergſteiger und nicht Alpenhotelreiſende, ſie wollten die Bereiſung der Alpen erleichtern helfen, damit eine größere Anzahl ihrer Volksgenoſſen die Wunder der Alpenwelt in Bergfahrten erſchauen und erleben könne. Nun — auch die Gründer der ehemaligen Sektion Moravia waren Bergſteiger, Männer, welche die kühne, erfolgbringende Tat in den Bergen nicht ſcheuten und die alljährlich in ihre geliebten Berge hinauszogen, um geſtärkt an Seele und Leib zurückzukehren. In dem Maße, als der Verein auf immer breitere Grundlage geſtellt wurde, nahm natürlich auch der Hundertſatz der ausübenden Bergſteiger ſtrengerer Richtung ab, erfreulicherweiſe aber können wir feſtſtellen, daß der Geiſt echten Bergſteigertums in unſeren Reihen nie ausgeſtorben iſt. Wenn auch die Welle nach manchem Anſtieg wieder abfällt, immer wieder ſandte die Moravia Träger dieſes Geiſtes in die Berge, die heimgekehrt als Künder der Schönheit der Alpen, als Mittler der von den Bergen empfangenen Eindrücke und des vertieften Erlebens im Kreiſe der Moravia wirkten.

Blättern wir die Jahresberichte der erſten zehn Jahre durch, ſo fällt vor allem auf, daß die Gebiete des Venedigers und Ortlers, aber auch die Schweiz bevorzugte Gebiete der Bergſteiger aus unſeren Reihen ſind. Das dürfte aber kaum im Widerſpruch zu anderen gebirgsfernen Sektionen ſtehen. Gering iſt in dieſer Zeit der

Hundertsatz von Bergfahrten unserer Mitglieder in den Nördlichen Kalkalpen und Dolomiten. Erst in späteren Jahren macht sich ein Zug nach dem Wunderland der Dolomiten bemerkbar, der dann immer stärker wird, und schließlich vergeht wohl kein Jahr, in dem nicht Mitglieder der Moravia in diesem herrlichen Felsgebiet bergsteigerisch tätig sind. Dazu hat sicherlich die in späterer Zeit aufgenommene Arbeit in unseren heimischen Klettergärten beigetragen, die unseren Mitgliedern die nötige Fertigkeit im Felsklettern brachte und ihnen gerade das Felsgehen besonders lieb und vertraut machte. Die Nördlichen Kalkalpen erscheinen aber auch in den späteren Jahren verhältnismäßig selten in den Turenverzeichnissen, obgleich neben anderen auch dort Neuturen von Moraviamitgliedern ausgeführt wurden.

Um das Jahr 1890 treten zunächst noch die Zentralen Ostalpen in den Vordergrund, vor allem die Zillertaler und Ötztaler, deren bedeutendste Gipfel alljährlich von einer ganzen Anzahl von Moraviamitgliedern aufgesucht werden. Deutlich ist dabei festzustellen, in welch bedeutendem Maße Vorträge im engeren Kreise des Vereins über durchgeführte Turen zur Nachfolge aneifern. So erscheinen erst nach solchen Vorträgen die Gipfel der Hohen Tauern, die bis etwa 1900 in den Fahrtenberichten nur vereinzelt zu finden sind, mehrfach in rascher Aufeinanderfolge; natürlich erhalten insbesondere Sonnblick und Großglockner jetzt zahlreichen Besuch seitens der Mitglieder der Moravia.

Nun kam aber, wie schon erwähnt, in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts die Arbeit in den Brünner Kletterschulen auf, und von 1905 an bis zum Ausbruch des Weltkrieges überwiegen die Dolomitenfahrten in den Jahresberichten der Moravia, wenn auch beispielsweise schon 1903 der Elfer von drei Partien erstiegen wurde. Meist sind es in der weiteren Folge die Gebiete der Sextner, Ampezzaner und des Rosengartens, die am häufigsten von unseren Mitgliedern aufgesucht werden, aber auch die Pala, Brenta, Marmolata und andere Gruppen finden sich wiederholt in den Turenberichten dieser Jahre. Von den übrigen Gebieten der Südlichen Kalkalpen sind es meist die Julischen, die Besuch aus Brünn erhalten, während die Karnische Kette nur sehr vereinzelt aufgesucht wird.

Während des Krieges war die alpine Tätigkeit erklärlicherweise sehr eingeschränkt. Jene Mitglieder, die bei Kaiserjägern und Landesschützen, bei Bergführer- und Hochgebirgskompanien ihren Dienst versahen, waren freilich auch während der Zeit ihres Frontdienstes alpinistisch tätig, und es fällt in diese Zeit sogar eine bedeutende Reihe von Erstersteigungen. Soweit es die Verhältnisse des Hinterlandes zuließen, wurden auch von dort aus Bergfahrten unternommen, die aber meist nur in die näher gelegenen Gebiete der Nördlichen Kalkalpen, also in die Ennstaler und das Gebiet des Dachsteins führten.

Nach dem Kriege war wohl zunächst jede Tätigkeit unterbunden, bald aber lebte, insbesondere unter der Jugend der Akademischen Gruppe, der Drang nach gesteigerter alpiner Tätigkeit auf, der in Gruppenfahrten in die Hohen Tauern (1920) und in die Lienzer (1921) mit sehr schönen bergsteigerischen Erfolgen seinen Ausdruck fand. In der Folge wurden natürlich in erster Linie die österreichisch gebliebenen Alpen die Zielpunkte der alpinen Unternehmungen der Brünner, späterhin aber, mit zunehmender Erleichterung des Verkehrs, wurde auch Südtirol wieder in den Bereich der Ziele einbezogen. Die Vortragstätigkeit bei den Vereinsabenden

der letzten Jahre gibt Zeugnis davon, daß Nördliche und Südliche Kalkalpen, hauptsächlich aber die Zentralalpen bei der Turenzusammenstellung zu ihrem Rechte kamen.

Tatsächlich gibt es keine Gruppe der Ostalpen, die in den Turenberichten der Moraviamitglieder nicht wenigstens mit einigen ihrer bekanntesten Gipfel vertreten wäre, und auch die mündlich bei den Vereinsabenden erstatteten Berichte verteilen sich so ziemlich auf alle diese Gruppen. Das Bestreben, die Kenntnis von den Alpen zu verbreitern, hat so gewiß eine Förderung erfahren.

Wenngleich die Durchführung von Erstbegehungen nicht recht als Maß für die von der Gesamtheit der Mitglieder geleistete Arbeit angesehen werden kann, vielmehr hier vor allem die Persönlichkeit des Durchführenden in Frage kommt, möchte ich doch noch darauf hinweisen, daß es auch Moraviamitgliedern gegönnt war, in dieser Richtung der Erschließungsarbeit tätig zu sein. 37 Erstbegehungen und Erstersteigungen lassen sich in den nicht lückenlosen Turenberichten der Mitglieder feststellen. Der Hauptteil fällt auf die Südlichen Kalkalpen, nämlich 26, was sich eben daraus erklären läßt, daß die gute Vorbereitung in unseren Brünner Kletterschulen eine Vorliebe für diese Art bergsteigerischer Tätigkeit mit sich brachte.

Turen in außeralpinen Hochgebirgen finden sich in den Turenberichten nicht, abgesehen von den Sommer- und Winterfahrten in die Hohe Tatra, die ja alljährlich von Brünnern besucht wird. Sie war auch wiederholt das Ziel von Gruppenfahrten der Akademischen Gruppe, die dort schöne Kletter- und Schifahrten durchführte.

Wenn wir nun noch einen streifenden Blick auf die Schwierigkeit ausgeführter Bergfahrten werfen und feststellen, daß Turen wie Aiguille de Grépon, Aig. des Grands Charmoz, Aig. Verte, Aig. du Moine, Meije, Les Écrins, Matterhorn, Monte Rosa in den Westalpen, dann Thurwieserspitze, Königsspitze und Ortler über die schwierigen Anstiege und in den Südlichen Kalkalpen die Überschreitung der Türme von Vajolet, die schwierigeren Anstiege des Rosengartens, Überschreitungen der Zinnen, weiter Guglia di Brenta, Campanile di Val Montanaia und viele andere in mehrfacher Wiederholung und auch führerlos durchgeführt wurden, so können wir auch in dieser Hinsicht sagen, daß die Moravia das Ihre geleistet hat, um mit Recht den Namen eines Alpenvereins zu führen.

Schilauf und Winterturistik im D. A.-V. Moravia

Von Ing. Oswald Bernhardt, Wien

Winterliche Bergfahrten zählten in Flachlandsektionen, zu denen auch unsere „Moravia“ gehört, in früherer Zeit immer zu außerordentlichen Unternehmungen. Die weite Entfernung von den geliebten Bergen, die technischen Schwierigkeiten der Winterturen, das erhöhte Gefahrenmoment, sie alle waren Gründe für die seltenere Durchführung derartiger Fahrten.

Der Schilauf faßte im Kreise der Moraviamitglieder verhältnismäßig früh Fuß. Seine Einführung in Mitteleuropa, die ersten Schisprünge, die Norweger Studenten den Wiener Bergsteigern im Semmeringgebiet vorführten, hatten naturgemäß zur Folge, daß Brünner Alpenvereinsmitglieder von diesen Vorgängen Kenntnis erhielten. Bildete doch die seit jeher hochentwickelte Wiener Bergsteigerzunft die Quelle geistiger Anregungen für die Brünner Bergfahrer. Wien galt und gilt heute noch in bergsteigerischen Dingen als Vorbild für Brünn.

In den Neunzigerjahren kam also für die Brünner vom Süden her die Kunde vom Schilauf. Insbesondere die damals aktiv tätigen Mitglieder der ehemaligen Sektion Moravia hatten, angeregt durch Dir. E. Urban und dessen Wiener Freunde, Schier aus Norwegen bestellt und liefen, wie später so manch anderer — auch der Verfasser — zuerst nach eigener Methode. Die Umgebung Brünns und Wiens erhielt spärliche Besuche von Brünner Schifahrern und unter dem Einfluß der von Lilienfeld aus ganz Mitteleuropa erfassenden Methode des Altmeisters Zdarsky bekam der Schilauf neuen Antrieb.

Wie es da beim Schilaufen-„Lernen“ zuging, davon haben ja die heutige Jugend und auch viele ausübende ältere Schiläufer keine Ahnung. Da gab es noch keine methodisch geleiteten Kurse, die in wenigen Wochen bei einiger Körpergewandtheit und Kraft des Teilnehmers einen „bombensicheren“ Arlbergtechnikfahrer schaffen. Unter sauren Schweißtropfen und mit allereinfachsten Hilfsmitteln mußten die dürftigsten Kenntnisse des Schilaufs gesammelt werden.

Auch ich kann aus eigener Jugendzeit über eine derartige „Unterrichtsmethode“ erzählen. Ein wohlhabender Mitschüler hatte mir entgegenkommenderweise als Gegenleistung für so manche „Mithilfe“ im Schulleben ein Paar Brettel verehrt. Da man erst das Jahr 1901 zählte und besagte Brettel das Licht der Welt in der Werkstätte eines Dorftischlers erblickt hatten, so sahen sie trotz norwegischen Vorbildes für heutige Begriffe geradezu entsetzlich aus. 1·70 m lang, von der Spitze bis zum Hinterende überall 8 cm breit (Linienführung für Kurvenfahrt, heute pein-

lich genau gefordert, war also damals bei uns unbekannt), die Schaufel kurz und scharf aufgebogen, die Hölzer knallgelb lackiert! Und erst die Bindung! Ein aufgenageltes kräftiges Schuhoberteilstück, mit einem dicken roten Tuchstreifen neckisch ausgelegt, dazu ein einfacher Schnallenfersenriemen, das war alles. Eine übermäßig „starre“ Führung war hier also nicht vorhanden. Ja im Gegenteil, wir fanden dieselbe nicht einmal vorteilhaft. In gewöhnlichen Strapazschuhen fahrend, hielten wir es für außerordentlich zweckmäßig, nur gut ausgetretene, halb vereiste Waldwege zu befahren und, wenn es zu schnell ging, mit den Absätzen, ohne mit den Zehen die Bindung zu verlassen, neben den Hölzern im Schnee zu bremsen. Bogen wurden so wie auf dem Eise gelaufen, d. h. durch Umtreten.

Mit Schaudern denke ich noch heute an meinen ersten Schneelauftag. Im Besitz der genannten Prachtbrettel und eines entsprechenden „Steckens“ zog ich in Begleitung meines Freundes auf eine steile Wiese in der Nähe von Bilowitz. Schon unser Erscheinen in den Dorfstraßen rief die hellste Begeisterung der Straßenjugend hervor, die uns scharenweise nachlief, worin sich im übrigen die Großstadt Brünn nur wenig unterschied. Schmeichelhafte Zurufe, wie „schauts die Narren an, die gehen im Winter rudern!“, zeugten von der Verkennung unserer Sportgeräte.

Die erste Anleitung erfolgte etwa folgendermaßen. Mein lieber Freund schleppte mich auf eine äußerst steile Wiese, die wohl reichlich verschneit war, unten aber in einem abgeblasenen Sturzacker endete. Die Theorie war rasch erledigt. Er sprach: „Der Onkel hat gemeint, wir müssen recht fest auf den Hölzern stehen, den Stock recht fest fassen und wenn es zu schnell geht, mit ihm ‚gut‘ bremsen“. Ein wohlgemeinter Stoß in den Rücken und dahin ging's, schnell und immer schneller. Ja Teufel, wie bremst man denn? Eben wollte ich mich auf den Stock setzen, da blieben schon die Schispitzen im Sturzacker hängen und nach einem mächtigen Salto landete ich in den Schollen.

Wer aber glaubt, daß dieser „Erfolg“ uns gründlich vom Schilauf heilte, der irrt. Bald waren wir trotz der unvollkommenen Technik dem Zauber des Winters verfallen.

Ein übriges taten Vorträge der Sektion Moravia, die damals kostenlos in der Töchterschule stattfanden und denen wir als Zaungäste beiwohnen durften. Ing. H. Bock, damals schon Mitglied der Moravia, hatte sich unserer Pennälerbegeisterung erbarmt und es gab sogar, zuerst unter seiner Führung, später auch selbständige, kombinierte Fahrten in die Mährische Schweiz. Namentlich in den Weihnachtsferien haben wir in schwerster Kletterausrüstung die Brettel als Verkürzer der Zugangswege zu unseren Höhlen herangezogen.

So ähnlich wird es wohl der Mehrzahl der Brünner Bergsteiger in ihrer Jugend ergangen sein.

Die Erfolge der älteren Moraviamitglieder — Dr. Wolfschütz, Dir. Urban, Dr. Liebling und anderer — mit der Anwendung der Fahrtechnik Zdarskys, die von ihnen schon damals ausgeführten Schifahrten in den Alpen und im Riesengebirge weckten unsere helle Begeisterung. Freilich mußten die bescheidenen studentischen Geldbeutel nähere Ziele wählen. Es zeugte noch von recht geringer Verbreitung des Schilaufes in unseren Gegenden, wenn wir bei einer Überschreitung des Altvaterkammes zur Weihnachtszeit 1908 das Georgsschutzhaus auf der Hoch-

schar nach stundenlangem Suchen im Schneesturm unbewirtschaftet vorfanden und zum erstenmal wirkliche Schutzhüttenromantik mit Selbstversorgung genossen. Wie unendlich stimmungsvoll war doch damals noch das alte, kleine Wirtshaus am Roten Berge, dessen einzige Gäste wir waren. Auch der Rest der Fahrt über den Altvater nach Karlsbrunn ließ uns mit unseren Bretteln allein. Unvergeßlich bleibt uns die Erinnerung an einen märchenhaft schönen, glutroten Sonnenuntergang am geisterhaft verschneiten Heidebrünnl. Bald folgten — etwa 1910 — die ersten Fahrten in das Reich des Schneeberges und der Rax, die schon einige Jahre vorher das silberne Edelweiß älterer Moraviamitglieder begrüßen konnten. Die Pretul und die Schneealpe, das Riesengebirge und die Radstädter Tauern erhielten Brünner Besuche. Im allgemeinen hatte auch bei den Alpenfahrten Dir. Urban als Pionier für die Brünner gearbeitet. Schon die Jahre 1906 bis 1911 ließen seine Brettel in den Radstädter Tauern, im Sonnblickgebiet und in den Ötztalern Berg- und Winterglück bedeutende Bahnen ziehen.

In jene Zeit fällt auch die Einführung der Doppelstocktechnik, die zuerst als rein „norwegische Fahrart" sich vorwiegend dem Schwunglauf zuwandte. Ein Telemark erschien uns als höchster Inbegriff des Erstrebenswerten, es kam sogar zur Gründung einer Tischgesellschaft „Telemark", die zum großen Teile aus Moraviamitgliedern bestand. Dabei taugte der Schwunglauf weder für das heimatliche Waldgelände noch für alpine Steilfahrten! Es kostete uns ältere Fahrer nicht wenig Mühe, nach Kriegsschluß wieder auf die Arlbergtechnik umzulernen, und es war ein besonderes Verdienst unseres Vereinsmitgliedes Dr. Rudolf Leo, anläßlich der Weihnachtstur 1919 im Großwürbener Schigebiet diese „Umarbeitung" insbesondere in unserer Akademischen Gruppe einzuleiten. Der Krieg hatte überhaupt eine noch innigere Verbindung mit dem winterlichen Hochgebirge zur Folge. Dienstliche und außerdienstliche Berg- und Schifahrten meist in hochalpinem Gelände waren da an der Tagesordnung, die Bergführerkompanien in der Ortlergruppe, die Feldwachen in den Julischen und Karnischen Alpen, auf dem Eishaupt der Königsspitze u. v. a., sie alle zählten Brünner Moraviamitglieder zu ihren Angehörigen. Das draußen gewonnene bergsteigerische Wissen und Können war nach dem Kriege für jene Mitglieder, denen die Teilnahme am Hochgebirgskriege versagt war, ein reicher Quell zur Vervollkommnung alpiner Kenntnisse.

Die neue Grenzziehung und die Not der Jahre 1919 und 1920 führten zu häufigerem Besuch der Hohen Tatra, die innerhalb der Grenzen des eigenen Staates liegt. Sommer- und Winterfahrten in dieses außeralpine Hochgebirge kamen immer öfter auf das Programm der Brünner. Daß es gerade Brünner deutsche Bergsteiger waren, die im Sommer 1919 nach langem Stillstand wieder bedeutungsvolle Bergfahrten dort ausführten, öffnete den Mitgliedern der damals in der Tatra weilenden internationalen Abgrenzungskommission ein wenig die Augen und weckte die helle Begeisterung der Hüttenwirtin der damals noch deutsch bewirtschafteten Majláthhütte. Der Erfolg dieser Fahrt, die Begehung der Tatraspitzsüdwand auf großenteils neuem Wege mit Überschreitung der Meeraugspitze, Überschreitung der Martin-Roth-Spitze in 18stündiger stellenweise recht harter Felsarbeit veranlaßten mich, die Tatrasüdwandroute als Winterfahrt im Frühjahr 1920 mit einem meiner bergbegeisterten Schüler zu wiederholen.

Die nach dem Kriege stark wachsende Mitgliederzahl der Moravia führte auch den winterlichen Bergen viele neue Freunde zu. Eine hoffnungsfrohe Jugend hat heute mit aller Macht vom Bergwinter Besitz ergriffen. In hellen Scharen ziehen unter Führung bewährter Altmitglieder Männlein und Weiblein der Moravia an jedem Schisonntag in die nähere und weitere Umgebung Brünns. Die Sudeten, das Adlergebirge (Bild 12) und die Hohe Tatra erhalten ständig Besuche der Brünner Jünger des Ordens vom „silbernen Edelweiß".

Jeder mehrtägige Urlaub wird jedoch womöglich zu Fahrten in die Alpen verwendet, gerne werden die Strapazen der langen Bahnfahrt und die erheblichen Auslagen für diese getragen. Seit 1911, nur durch den Krieg beeinträchtigt, dann aber mit verstärkter Kraft sich mehrend, nimmt die Zahl der winterlichen Alpenfahrten rasch zu. Eine besondere Steigerung erfährt die Wintersportbewegung auch in unserem Verein in den letzten 6 Jahren. Die Niederen und Hohen Tauern, das Dachsteingebiet, die Ötztaler und nicht zuletzt das Wunschland des Arlberges erhalten regelmäßig wiederkehrende Besuche von Brünner Bergsteigern. Die Berge der Silvretta, die Schiparadiese von Saalbach und Kitzbühel, das Tote Gebirge, die Gailtaler Alpen und die Höhen des Bundschuhgebietes weisen in den winterlichen Eintragungen ihrer Hütten und, zur Ehre der Moravia sei es gesagt, auch ihrer Gipfelbücher die Namen von Mitgliedern der Moravia auf.

Winterliche Bergfahrten ohne Verwendung der Schier sind auch in jener Zeit in den Annalen der Moravia verzeichnet, als der Schilauf noch nicht anerkannt war bzw. die Schneereifen (vulgo Krapfenstecher) allein als sportgerecht galten. Mit Rücksicht auf die Heimat des Vereins im Flachland, den geringeren Anreiz dieser Turen und die Nichtbewirtschaftung der Hütten zu jener Zeit ist die Zahl derart ausgeführter Winterbesteigungen verhältnismäßig gering. Waren doch winterliche Besuche selbst in der nahen Mährischen Schweiz vor dem Jahre 1900 sehr spärlich, so daß unsere studentischen Kletterausflüge in die winterlichen Höhlen noch sehr bespöttelt wurden. Immerhin gab es um diese Zeit und selbst ziemlich lange vorher schon einige „Unentwegte" in der Moravia, die die winterlichen Berge nicht missen wollten. Winterliche Kletterfahrten in das Gebiet der Raxalpe und des Gesäuses schildert die Vereinsgeschichte schon in früher Zeit, selbst von einer Winterfahrt in das Gebiet der Payerhütte im Ortlerkamm wird berichtet! Schon im Jahre 1888, also in der Kinderzeit unserer jetzt auf ein halbes Jahrhundert zurückblickenden Moravia, verzeichnet die Vereinsgeschichte diese sicherlich bedeutsame Fahrt. 1895 wird der Säntis im Winter erstiegen. Namentlich die von Brünn aus leichter erreichbaren Wiener Hausberge, Rax, Schneeberg und Gesäuse, bildeten vor Einführung des Schilaufes oft das Ziel winterlicher Kletterfahrten. Dir. Urban und sein Kreis, Dr. Liebling, Karafiat, Dr. Rathe, M. Wagner, A. Basch, W. Löw Beer u. v. a. suchten, soweit in den Vereinsschriften ersichtlich, wiederholt die genannten Gebiete auf. Noch so manche Fahrt wird wohl bei der regen Bergbegeisterung in der Moravia ausgeführt worden sein. Wenn etliche hier nicht besonders vermerkt sind, so ersucht der Chronist um Entschuldigung, da nur die Nichtverzeichnung dieser Fahrten in der Vereinsgeschichte Schuld an der allfälligen Unterlassung trägt. Noch im Jahre 1918 zwang mich das Bahnbeförderungsverbot für Schier zur Verwendung von Schneereifen anläßlich einer Kriegsurlaubstur, bei der Wetterungunst

die Erreichung des tief winterlichen Dachsteingipfels verhinderte, die aber in der Austriahütte, am Hofpürgl und auf dem Steiglkogel dem Alleingänger unvergleichliche Winterpracht der Berge offenbarte (Bild 12).

Die Behauptung, daß der „Bildhauer" Winter in der ästhetischen Wirkung der alpinen Landschaft über den „Maler" Sommer obsiegt, ist zweifellos richtig. Immer größer wird auch im Kreise der Moraviamitglieder die Zahl der Winterurlauber, insbesondere die Osterfahrten ins winterliche Hochgebirge nehmen immer mehr zu. Die Kürzung der Turen durch die Verwendung der Brettel, der sportliche Reiz verlockender Abfahrt und die unvergleichliche Fernsicht lassen das Anwachsen der Winterturen erklärlich erscheinen. Ich selbst stelle auf Grund eigener Turengenüsse meine Osterfahrten am höchsten! Unvergeßlich bleiben mir der Aufstieg bei Vollmond durch das Spaltengewirr der „türkischen Zeltstadt" auf den Gipfel des Großvenedigers sowie die unvergleichlichen Gipfelrasten auf der Valluga, dem Kitzsteinhorn und vielen anderen Bergeshäuptern.

Wenn heute das Winterleben in unserer geliebten Moravia in immer weiterer, erfreulicher Entwicklung begriffen ist, so ist dies auf die Werbekraft der Vortragsabende, nicht minder aber auch auf die rege Tätigkeit der Wintersportgruppe zurückzuführen. Die Ausführung auch schwieriger Winterfahrten möge das vornehmste alpine Ziel unserer Jugend werden. Wenn noch winterliche Kletterei und Eisarbeit hinzutritt, wird das Maß der Anforderungen an unsere jugendlichen Gipfelstürmer zwar erheblich wachsen, doch winkt ihnen in Gestalt winterlicher Bergeinsamkeit köstlicher Lohn. Das alpine Streben der heranwachsenden Jugend und die dadurch gewonnene Körperstählung gibt die Gewähr für ein Bestehen im harten Kampf ums Dasein, uns „Alten" aber ist sie ein Unterpfand für eine glückliche Zukunft des deutschen Volkes.

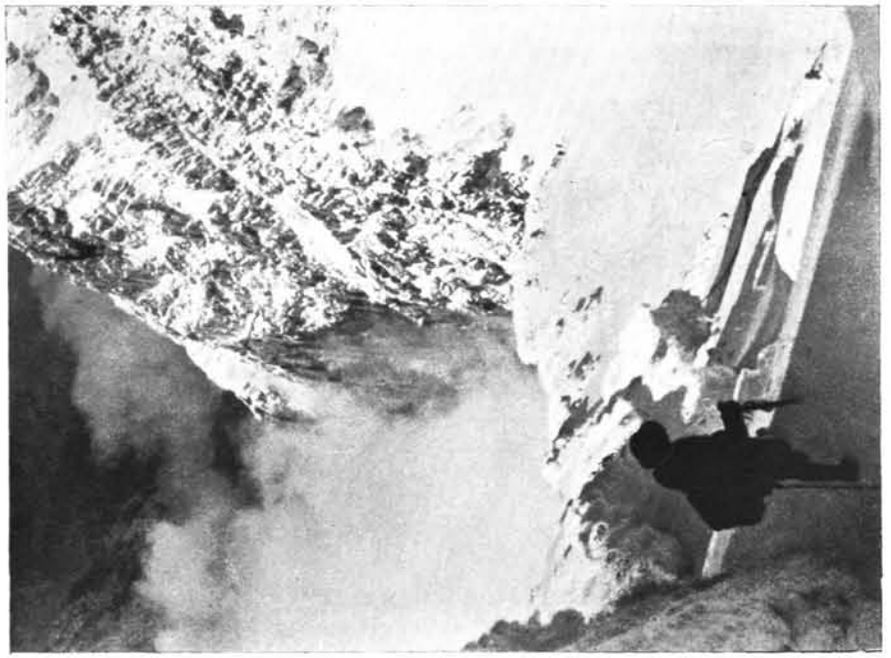


Bild 13 Dachsteinwarte zu Ostern Ing. O. Bernhardt

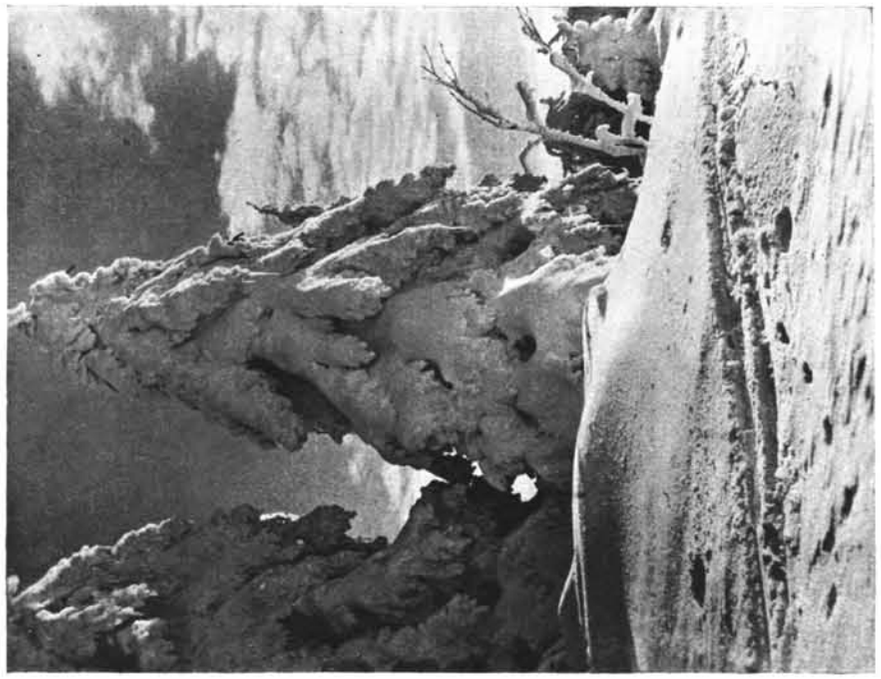


Bild 12 Winterbild aus dem Adlergebirge Josef Arbter

Betrachtungen zum Vortragsweſen

Von Ing. Dr. Rudolf Burian

Das Vortragsweſen einer Vereinigung von Bergſteigern iſt ein weſentliches Glied in der Kette ihrer Veranſtaltungen, unter denen es um ſo mehr Raum beanſprucht, je breiter die Grundlage iſt, auf der die Vereinigung ſteht. Die alpine Tat bleibt das Vorrecht einzelner, wie auch nur wenige Erlebnistiefe und Geſtaltungskraft zu Veröffentlichungen befähigt. In den von einem Alpenverein berufenen Vortragsmeiſtern aber erſteht der Geſamtheit ſeiner Mitglieder das Bekenntnis ihres alpinen Bedürfens, ihrer Sehnſucht nach den Bergen. Das Beleben und Nähren gerade dieſer Triebkräfte iſt als eine der vornehmſten Aufgaben alpenferner Vereine zu werten und zu ſchätzen. Denn die Einſtellung des Menſchen zu den Bergen, die der Alpinismus kennzeichnet, wurzelt in ſeiner Geiſtigkeit. Der beſonders unſerem Volke eigene Hang zur Romantik gibt ihr das Gepräge und der Zug in die Berge iſt wohl unſchwer aus dem Drang nach Erleben herzuleiten. Damit ſind auch Weſen und Ziele der Vortragstätigkeit aufgedeckt, wie mannigfaltig die Beziehungen auch ſein mögen, die den einzelnen mit den Alpen ſeit ihrer Erſchließung verbinden.

Einen tiefer gehenden Einblick gewährt die Betrachtung des Verhältniſſes: Menſch und Berg. Der gelegentliche Bergſteiger, ein Menſch, den Zufall oder Geſchick einmal in die Hochregion führt, mag fürs erſte nur Steine, Felſen, Eis und Schnee und Wäſſer ſehen, ein Nebeneinander von Schönheit und Mühſal, das in ihm Begehr und Abwehr auslöſt. In manchen wird wohl auch ein Staunen wach, das ſie zur Beſinnung ſtimmt, die Beſten werden ſich an den Bergen meſſen. — Menſch und Berg! — Wer einſam im Fels oder auf weitem Gletſcher verloren ferne Gefährten erſpäht hat, muß dieſen Vergleich als kläglich empfinden. Wer aber ſelbſt an der „Arbeit“ war, wird den trotzigen Wagemut nachfühlen, der den Menſchen als einen neuen Fauſt vor den Berg ſtellt: „Ich bin's, bin Deinesgleichen!“ So wird, immer neu, der Kontakt geſchloſſen und wir erleben den Kampf zwiſchen Menſch und Berg, oft einen Kampf auf Leben und Tod: „Du mußt, du mußt, und koſtet es mein Leben!“ Hierin liegt auch die Dynamik, das Lebendige, das treibende Moment, das der Bergſteigerbewegung innewohnt. Ohne ſie ſänke die Freude an den Alpen zu müßig beſchaulicher Ruhe, wohl auch zu wohligem Gruſeln herab, dem verwandt, das das Anſchauen grober Ungewitter, unterm ſchützenden Dach hervor, begleitet. Im Anfang war die Tat.

Der Geiſt, an dem des Menſchen Selbſtgefühl zu dieſem ungleichen Kampf erſtarkt, er iſt es auch, der Probleme ſchafft und löſt. Er hilft ſeinem Träger Erfah-

rungen verwerten und läßt ihn die Ziele höher stecken, Ziele, die einem und vielleicht nur ihm liegen. Eines schickt sich nicht für alle — und so sehen wir Eisgeher und Kletterer groß werden, wir erleben die Entwicklung der alpinen Technik und das Aufkommen von Hilfsgeräten. Die großen Probleme in den Alpen fallen, es werden Anstiegsrouten ungeahnter Kühnheit auf jungfräuliche Grate vorgetrieben — und gegenwärtig ist ein Streit über die Grenzen des Erlaubten in Anwendung von Hilfsgeräten im Gange.

Der Geist ist kalt, und keine auf die Spitze getriebene Technik vermag uns den Bergen näher zu bringen. Die Brücke schlägt erst das Erlebnis, das dem Menschen mit dem Ersteigen der Berge wird, um so kräftiger, je schwerer er um sie gerungen, ein urstarkes, primitives Erleben, das den Menschen sich selbst finden läßt, wenn er sich vergißt und alles, was er drunten meint, gilt und scheinen möchte. Der Drang, zu erleben und stark ein neues zu erleben, ist dem Forscherdrange nahe verwandt, der an der Wiege des Alpinismus Pate gestanden. Der sie in die Berge geführt, er heißt jetzt die Edlen sie fliehen, zu fliehen vor den Menschenmassen auf einst unbegangenen Steigen, vor Hütten auf einst einsamen, harten Biwakplätzen, er führt sie tiefer in unerschlossene Gebiete und treibt sie hinaus in ferne, unerstiegene Gebirge.

Indessen hält mit ungeschwächten Banden die Liebe an den Bergen fest, an den Alpen, in denen sie erwacht. Sie ist's nicht, die zu immer abstrakteren Problemen verführt, sie bedarf nicht wohlausgerüsteter Expeditionen, sie, die den ergrauten Bergsteiger in seine Bergwelt führt, bis er die Augen schließt. Sie geleitet den Bergsteiger hinunter ins Tal, sie hilft ihm die Menschen, die um ihre Berge siedeln, verstehen und belebt ihm Fels und Eis und Wald. Die Liebe zu den Bergen ist es auch, die nach einem Wissen um sie drängt, um ihren Aufbau, ihr Werden und das Leben, das sie tragen, nach einem Wissen, daß sie sich daran vertiefe.

Der Kreis hat sich zwanglos geschlossen. Heute, im Zeitalter des Sportes, erscheint dieser nachdrückliche Hinweis auf die geistige Grundeinstellung des Alpinismus unerläßlich, zumal diese auch das alpine Vortragswesen kennzeichnet und von kassenfüllenden Sensationen reinlich scheidet.

Die eben angestellten allgemeinen Betrachtungen dürften auch ohne ins einzelne gehende Hinweise ausreichen, Ansprüche und Erwartungen, die an einen Vortragsmeister gestellt werden, zu beleuchten. Ein kurzer Rückblick auf die Meister, die an unserem Vortragstisch erschienen sind, mag zeigen, wie selbst eine zwanglose Folge von Vorträgen ein treues Spiegelbild der alpinen Bewegung bis zur gegenwärtigen Entwicklungsstufe zu geben vermag. In Blodig wurde die Sturm- und Drangzeit, die Zeit Purtschellers und Zsigmondys wieder wach. Ihm gesellten sich als Mittler der Alten Wundt und Kugy. Hannes Schneider führte uns in die alpine Schitechnik der Arlbergschule ein, nebenbei bemerkt, in seinem ersten Vortrag. Wir stiegen mit Horeschofsky die Pallavicinirinne empor und gewannen selbst in die modernste Klettertechnik („Schlosserei") durch Milana Jank Einblick. Mit Wundt erlebten wir das Matterhorn, mit Schulz den Mont Blanc, mit de Beauclaire die Jungfrau und seine Alpenüberquerung im Freiballon. Dem Zug in die Ferne gaben wir gerne mit Captain Finch (Mount Everest) nach, mit Visser ins Karakorum, mit Villinger in die Arktis, wir folgten dem Sturm und Drang der jüngsten

Bergsteigergilde mit Slezak in den Kaukasus. Sandtner bringt uns immer wiede liebe Grüße aus den nahen Alpen und Kunde von Land und Volk, in Wundts Vortrag erlebten wir rückschauend die liebevolle Betrachtung eines „Alten vom Berge".

Sie und alle, die noch unsere Gäste waren, zeigten deutlich, daß ein Moment zu voller Wirkung unerläßlich ist: das Erlebnis. Nicht allein das, aus dem sie den Stoff ihres Themas schöpfen, sondern vor allem das, in dem sie ihre Zuhörerschaft zu einen verstehen. Große Schriftsteller haben enttäuscht und mußten es, weil selbst das bestgeformte Konzept den daran gebundenen Vortragenden zu seinem Sprachrohr macht und ihn den mannigfachen Anknüpfungspunkten verschließt, die ihm eine erwartungsvoll gestimmte Zuhörerschaft bietet. Es geht so die ihm und nur ihm eigene Wirkungskraft verloren, die ihn zu einem hervorragenden Mittler des Bergerlebens machen könnte: die Wirkung seiner Persönlichkeit. Indessen denken wir dankbar der meisterhaften Art Vissers, Finchs, Villingers und Sandtners, Kontakt zu schaffen und zu erhalten. — Erlebtes zu bringen, daß es neu Erleben wird, das allein vermag zu eigener Tat aufzumuntern und eine alte Liebe zu den Bergen neu zu beleben.

Und daran ist uns als alpenfernem Verein vor allem gelegen, wenn wir, in langer Winterszeit zumeist an unsere engere Heimat gebunden, Vortragsmeister zu Gaste laden, damit uns in ihren Worten, in ihren Bildern die Schönheit und das Erleben der Alpen vorerstehe und die Zeit, die uns wieder unseren Bergen nahe bringt.

Vereinsleben und Geselligkeit

Von Dr. Adalbert Schipek

Die Lebensäußerungen einer Personengemeinschaft sind ebenso vielgestaltig wie die des einzelnen Menschen. Und wie es ein Zeichen großer Einseitigkeit wäre, einen Menschen nach seiner Tätigkeit auf einem einzigen Gebiete — es möge noch so wichtig sein — zu beurteilen, so erschließt das Wesen einer Körperschaft erst der Einblick in all ihre Betätigungsformen, die Kenntnis der Grundlagen, auf denen sie erwachsen ist, und des Geistes, der sie beherrscht.

Dieses Buch behandelt Werden, Wollen und Wirken eines Alpenvereins.

Ein Strom von Menschen ergießt sich alljährlich in die Alpen. Der Sinn für die Schönheit der Bergwelt ist so weiten Kreisen aufgegangen, wie man es noch vor wenigen Jahrzehnten nicht für möglich gehalten hätte. Und im Zusammenhang mit der Hochbewertung der Körperkultur, dem modernen Sporttrieb, hat ein Ansturm auf die Berge begonnen, der fast über das Maß des Erwünschten hinausgeht. Es liegt nicht im Sinne des großen Alpenvereins, sich dem entgegenzustellen, es wäre dies auch gar nicht klug einer Bewegung gegenüber, die mit solcher Urkraft auftritt. Was not tut, ist, die Auswüchse zu bekämpfen, sich die Bewegung dienstbar zu machen, sie in die gewünschten Bahnen zu lenken durch Pflege des rechten Geistes. So ergibt sich von selbst die Betonung der geistigen und seelischen Grundlagen der alpinen Bewegung.

Hand in Hand damit geht in den einzelnen Sektionen oder Vereinen die Pflege einer gewissen Geselligkeit. Der Mensch ist ein geselliges Wesen, und es muß das Bestreben eines Alpenvereins sein, daß seine Mitglieder die Befriedigung ihres Bedürfnisses nach Geselligkeit in seinem Zeichen finden. Erst engere Beziehungen zwischen den Mitgliedern schaffen den erforderlichen Zusammenhalt, den nötigen Gemeingeist, die Grundlage für zielbewußtes Emporstreben. Und streben heißt leben.

In Mährens Hauptstadt, in Brünn, ist unsere „Moravia" zu Hause. Fern sind die Alpen und nur mit bedeutendem Aufwand an Zeit und Geld zu besuchen. Es mag uns ein Trost sein, daß der Besuch der Alpen so den Reiz des Festtäglichen erhält. Unsere nähere Umgebung entbehrt der Großartigkeit, ist aber trotzdem nicht ohne Reiz.

An die Tore der großen Industriestadt branden in breiten Wogen von den Höhen des Drahaner Plateaus herab weite Waldungen, in ihrem Zuge bergend und umfassend das eigenartige Felsenreich des Mährischen Karstes mit seinen Wundern und Geheimnissen; freundlich dehnt sich malerisches Bergland zu beiden

Seiten der oberen Schwarza mit prächtigen Forsten und burgengekrönten Höhen; im westmährischen Hochland grüßen uns verträumte Teiche ohne Zahl, gebettet in stille Wälder und grünen Wiesenplan, Geländewellen zwischen tief eingerissenen Wasserläufen gewähren wechselvolle, weite Fernsicht — und an der Südgrenze der Stadt öffnet sich die südmährische Ebene mit ihren den Unterlauf von Schwarza, Igel und Thaya umsäumenden Auwäldern, aus denen in jähem Aufschwung die Pollauer Berge emporsteigen. Und im einzelnen — welche Mannigfaltigkeit in den von Brünn aus so leicht und rasch erreichbaren Gebieten! Die Vielgestalt der Landschaft verrät schon bei flüchtiger Betrachtung das bunte Bild der geologischen Karte.

Ist es ein Wunder, wenn hier die Wanderlust sich regt, zumal ein jeder zufriedengestellt werden kann, der bequeme Ausflügler wie der rüstige Wanderer, der Kletterer wie der Schifahrer? Allerdings bereitet dem Schifahrer in schneearmen Wintern die dünne Schneedecke manchen Kummer und nötigt ihn, die Grenzen des engeren Ausflugsgebietes zu überschreiten, um die schneegesegneten Berglehnen des Böhmisch-Mährischen Höhenzuges im Bereiche der Quellwasser der Schwarza aufzusuchen oder — noch zuverlässiger und viel schöner — die breit hingelagerten hohen Rücken unserer Sudetenberge. Solche Wettersorgen kennt der Kletterer nicht. Wenn Herbstnebel sich über die Wände und Türme der Klettergärten niedersenken und ihren unerwünschten Segen spenden, dann lenkt er seine Schritte nach den Höhlen des Mährischen Karstes, um dort, unangefochten von Sturm und Wettergraus, seine Probleme zu lösen.

Die Pflege dieses Wandertriebes im weitesten Wortessinne zieht nun unser Verein in den Bereich seiner geselligkeitfördernden Tätigkeit. Der Veranstaltung von allsonntäglichen Ausflügen und Wanderungen in Brünns engere und weitere Umgebung — zuweilen auch mit Faustballspiel und Freibad, wie denn auch sonst den verschiedenen Neigungen und Wünschen tunlichst Rechnung getragen wird —, von Kletterpartien — namentlich für die Jungmannen — und von Schilehrgängen für Anfänger und Fortgeschrittene wird besonderes Augenmerk zugewendet. In den allerletzten Jahren hat der Verein sich sogar zu schisportlichen Veranstaltungen entschlossen, in der Überzeugung, daß es für den Verein nur von Vorteil sein kann, wenn Vereinsmitglieder, die sich in frischfröhlichem Kampfe versuchen wollen, nicht auf Sportvereine angewiesen sind, sondern Gelegenheit haben, ihr Können bei Unternehmungen des eigenen Vereins zu erproben; hier ist das Sportliche auch nicht Selbstzweck, vielmehr liegt der praktische Wert dieser Veranstaltungen in der Vervollkommnung der Mitglieder für die Ausübung der Winterturistik.

Von besonderem Reize sind die alljährlich um die Weihnachtszeit unternommenen Fahrten ins Adlergebirge, die durch eine Reihe von Tagen eine größere Anzahl von Vereinsmitgliedern im tiefverschneiten Wichstadtl, dem Sammelpunkt, festhalten. Überhaupt schafft eine gemeinsame Wanderfahrt wie kein anderes geselliges Beisammensein herzliche Beziehungen zwischen den Teilnehmern und bringt so dem Verein sowie durch die geistige Entspannung und körperliche Kräftigung auch den einzelnen reichen Gewinn. Eine Schattenseite teilnehmerreicher Wanderungen mag jedoch nicht verschwiegen bleiben: Die Sprache der Natur

drängt sich nicht vor; je lauter der Stimmenschwall, um so weniger wird sie vernehmbar sein. In ihrer ganzen Schönheit offenbart sich die Natur wohl nur dem Alleingänger.

Gelegenheit zu regelmäßigen Zusammenkünften der Vereinsmitglieder bieten die wöchentlich stattfindenden Vereinsabende. Die zwanglose Unterhaltung, die freundschaftliche Einstellung der Mitglieder zueinander üben ihre Anziehungskraft auch auf jene aus, die nach des Tages Last und Hast kein Bedürfnis nach abendlicher Gesellschaft fühlen würden. Diese Vereinsabende locken doch. Hier findet man liebe Freunde, die einem das Getriebe der Großstadt sonst entzieht, man erfährt Neuigkeiten persönlicher Art, hört allerlei Neues aus den Alpen und von der Hütte, bespricht Turen und Ausflüge, „Geschäfte" mit der Vereinsleitung werden erledigt, die neuesten Gruppenaufnahmen im bilderreichen Ausflugsbuch prüfend betrachtet und die letzten Folgen alpiner Zeitschriften durchgeblättert. Man kommt und geht, und wohl jeder findet die ihm passende Zerstreuung. Und da immer zahlreiche Vereinsmitglieder anwesend sind, so benutzt die Vereinsleitung diese Abende auch zu allerlei Mitteilungen an die Mitgliedschaft.

Solche Verlautbarungen fanden, von kurzen Nachrichten in Tageszeitungen abgesehen, ihre Ergänzung durch Jahresberichte sowie durch Merkblätter, die allerdings in unregelmäßigen Zeitabständen herausgegeben wurden. Da faßte der Verein im 49. Jahre seines Bestandes den Beschluß, eine eigene Vereinszeitung herauszugeben, den „Bergwart". Dieses Unternehmen, das ein neues Band um die Mitglieder schlingen sollte, hat Anklang gefunden und neue Anregungen gebracht. Es handelt sich ja nicht lediglich um ein Nachrichtenblatt; darüber weit hinausgehend, hat der „Bergwart" literarische Beiträge zu veröffentlichen sowie alpine Zeitfragen und alpine Literatur zu besprechen.

Während die Vereinsabende in der warmen Jahreszeit in den Gasträumen des Brünner „Deutschen Hauses", wenn möglich im Hausgarten stattfinden, ist für diesen Zweck für sieben Monate ein besonderer Raum daselbst, die „Raimundstube", vorbehalten. Dort hat fast ein jeder Vereinsabend sein besonderes Programm.

Vor allem finden die in einem eigenen Aufsatze dieser Festschrift besprochenen großen Vorträge hier ihre höchst willkommene Ergänzung durch Vorträge der Mitglieder. Der Vortragsstoff ist verschiedenster Art, wobei natürlich Berichte über Alpen- und andere Bergfahrten an erster Stelle stehen. Das gesprochene Wort begleiten auf der Leinwand von den Vortragenden heimgebrachte, meist sehr hübsche Bilder. Diese Vortragsabende erfreuen sich denn auch sehr starken Zuspruchs, oft so sehr, daß der zur Verfügung stehende Platz beängstigend knapp wird, — eine neue Sorge der Vereinsleitung, da an einen Ersatz des altgewohnten Vereinsheimes durch einen größeren Raum gedacht werden muß. Eine Sonderstellung nehmen unter den Vortragsabenden die seit kurzem eingeführten „alpinen Literaturabende" ein, die durch Darstellung der Bedeutung hervorragender alpiner Schriftsteller und Verlesung von Proben aus ihren Werken mit ihrem Leben und Schaffen bekannt machen und zu eingehender Beschäftigung mit alpinem Schrifttum anregen sollen.

In diesem Zusammenhang soll auch der vielbändigen Bücherei des Vereins gedacht werden, deren planmäßiger Ausbau allerdings gegenüber größeren Auf-

gaben in den letzten Jahren zurücktreten mußte, da namentlich der Hüttenbau die Kräfte des Vereins bis zum äußersten in Anspruch nahm. Nach Lösung der Frage der zweckmäßigeren Aufbewahrung der Bücherei soll ihre Ausgestaltung und Vervollständigung durch neuere Werke unverweilt in Angriff genommen werden. Die Abwicklung der Bücherverleihung erfolgt gleichfalls an den Vereinsabenden.

Mit den Vorträgen sind die Veranstaltungen des Vereins an den Vereinsabenden noch keineswegs erschöpft. Festliche Anlässe geben einzelnen Abenden ein besonderes abendfüllendes Programm mit Musik, Ernst und Scherz. Neben Festabenden, die zur Ehrung verdienter Vereinsmitglieder veranstaltet werden, soll der Brauch hervorgehoben werden, das schönste aller Feste, das Julfest, im geschmückten Saale unter dem leuchtenden Weihnachtsbaum im Kreise der Vereinsmitglieder zu begehen — mit nachhaltiger Wirkung auf alle die vielen Teilnehmer. Schade nur, daß dabei die strahlenden Augen der Kinder fehlen, deren hier vorzüglich gedacht wird! Sie erfreut weit unten im Kärntnerlande der Pfarrherr der Talgemeinde unseres Arbeitsgebietes um die gleiche Zeit mit den Weihnachtsgaben der Moravia.

Eine Weihnachtsfeier in unserer Wangenitzseehütte bleibt wegen der Lawinengefahr auf den Zugangswegen leider ein Traum. Im Sommer dagegen findet so mancher unangesagte fröhliche Vereinsabend unter dem Hüttendache statt. In steigendem Maße ruft das Hüttlein unsere Mitglieder in die stolzen Berge der ernst-schönen Schobergruppe, wobei freilich auch die übrigen weiten Gebiete der Alpen nicht zu kurz kommen. Die Zahl der von Vereinsmitgliedern in den Alpen unternommenen Turen wächst von Jahr zu Jahr. Erfreulich ist insbesondere der Zuwachs an Bergfreunden unter der Jugend, die meist der strengeren Richtung im Bergsteigen den Vorzug gibt. Durch Aussetzung von Reisestipendien sucht der Verein in einzelnen Fällen auch minderbemittelten Jungmannen die Durchführung von Alpenturen zu ermöglichen.

Fünfzig Jahre! Ein Zeitpunkt der Rückschau auf Kämpfe und Erfolge, des besinnlichen Abwägens von Aufgabe und Erfüllung!

Mit Bewunderung erfüllt uns die Tiefe des Gedankens, der dem großen Alpenvereine Leben und Daseinszweck gab. Auf den Gedanken gründet sich die Tat, der Erfolg. Aber das größte Werk ist tot, ein Denkmal bloß, wenn der Gedanke stirbt, aus dem es erwuchs und der es neuerlich zu schaffen vermöchte. Und der Gedanke lebt nur im Herzen der Menschen. Das Feuer des Geistes in den Herzen zu entfachen und zu bewahren, ist nun eine der wichtigsten Aufgaben für jede Vereinigung, die den Ehrennamen eines Alpenvereins führt. Die Lösung dieser Aufgabe setzt ein gesundes Vereinsleben voraus, und die rastlose, mühevolle, anscheinend undankbare Kleinarbeit im Innern des Vereines findet hier ihre tiefere Begründung. Sie ist Vorarbeit für die Zukunft. Denn es gilt zu sorgen, daß die Flamme auf dem häuslichen Herde nicht verlösche; von dieser stillen Flamme werden die lodernden Höhenfeuer entzündet, die weithin in die Lande leuchten.

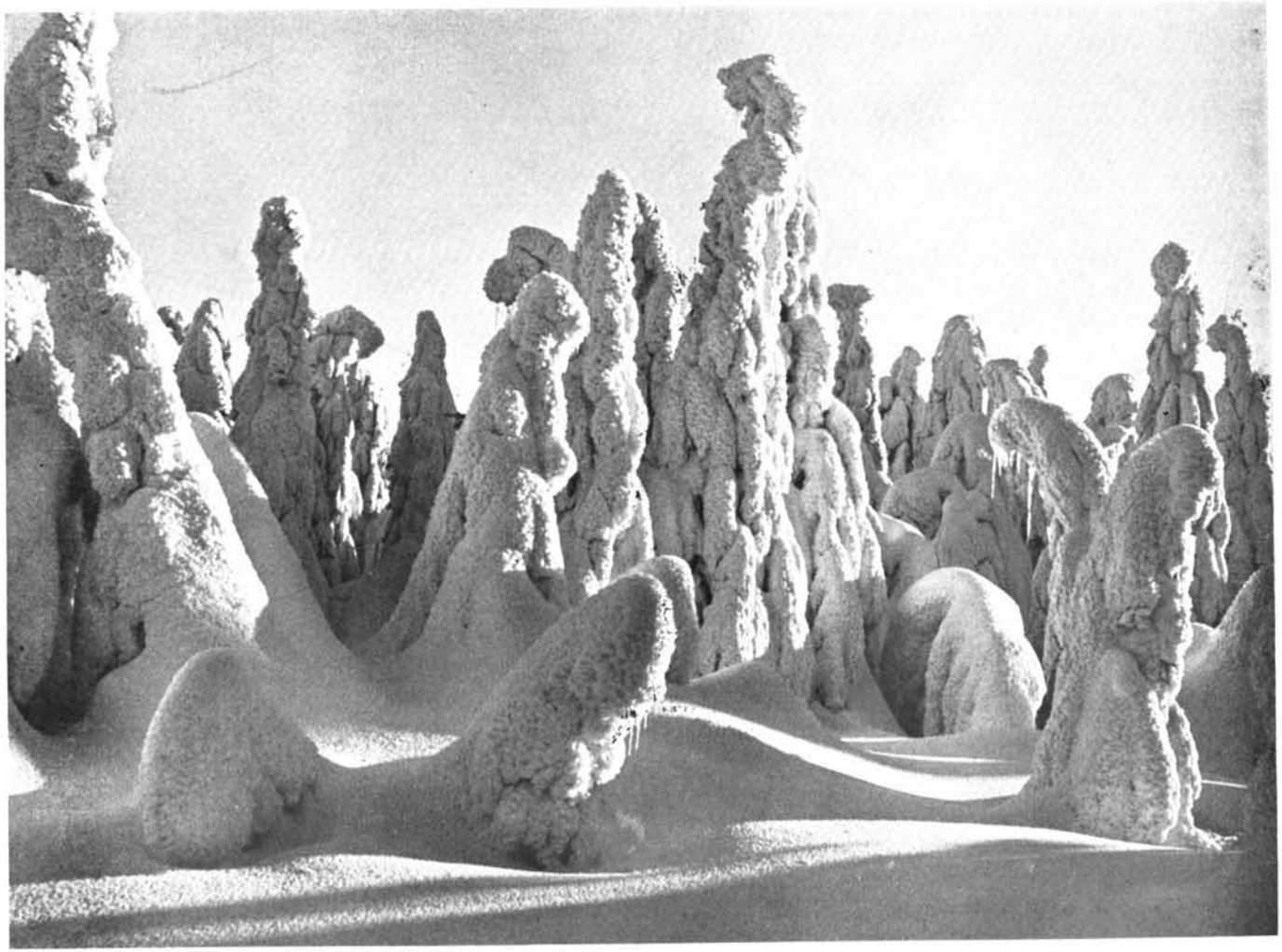


Bild 14 Wintergeſtalten am Altwater (Sudeten) Herbert Orth

D. u. Ö. Alpenverein
Sektion München (E. V.)

Unſere mähriſche Heimat

Von Dr. Bertold Bretholz*)

Treffend wurde einmal von dem deutſchböhmiſchen Rechtsgelehrten E. F. Rößler — wenn auch mit viel ſchärferen Worten gegen die Nachbarn — die Geſchichte und das Geſchick Mährens dahin gekennzeichnet, daß das Land zu klein war, um ſeine Selbſtändigkeit dauernd zu bewahren, zu groß, um ſie ganz einzubüßen; — dieſes Land, das an Umfang (22.230 km²) das Königreich Sachſen, das Großherzogtum Baden und auch noch das Königreich Württemberg, den drittgrößten Staat im Deutſchen Reich, übertrifft, an Volkszahl (2·66 Millionen) nur hinter dem übervölkerten Sachſen zurückſteht.

Mähren führte durch die Jahrhunderte bis in unſere Tage den Titel „Markgrafſchaft, marchionatus", wie ihn in Deutſchland Baden, Brandenburg, Meißen und andere beſaßen oder in Öſterreich die Steiermark; und Öſterreich ſelbſt galt bekanntlich bis zum Jahre 1156 als Markgrafſchaft und ſeine Fürſten hießen Markgrafen.

Jener eingangs erwähnte Ausſpruch von „zu klein" und „zu groß" und vom Neid der Nachbarn, der es nicht ſelbſtändig bleiben ließ, hat ſeine Berechtigung allerdings erſt ſeit dem 11. Jahrhundert, da in Mährens Geſchichte ein neuer Abſchnitt beginnt. Früher einmal war Mähren ein wirklicher Großſtaat geweſen, dem denn auch der mächtige griechiſche Kaiſer Konſtantin VII. Porphyrogenetos in einem von ihm um 950 verfaßten Werke rückblickend, denn das alte Mähren beſtand damals nicht mehr, den Namen „ἡ μεγάλη Μοραβία, das große Mähren, Großmähren" gegeben hat.

Nur daß wir deſſen Grenzen, die weit über die heutigen gereicht haben müſſen, nicht ahnen, nichts Beſtimmtes wiſſen von ſeinen Anfängen und ſeinem Werden, ſondern nur die Geſchichte der letzten Jahrzehnte ſeines Beſtandes in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts einigermaßen kennen.

Es ſcheint faſt undenkbar, daß, wie man gewöhnlich annimmt, ein ſolcher Staat ganz plötzlich entſteht, um nach kurzer Zeit in ſich zuſammenzubrechen. Um ſo weniger, als wir an derſelben Stelle um Jahrhunderte früher einen mächtigen Staat quellenmäßig bezeugt haben, deſſen Beſtand dann plötzlich abbricht, wie es Flüſſe gibt, deren Anfänge wir kennen, die dann zu verſchwinden ſcheinen, aber unterirdiſch weiterlaufen, um nach einiger Zeit aus dem Erdreich wieder hervorzuquellen —

*) Vergleiche die am Schluſſe des Bandes beigegebene älteſte Landkarte Mährens in Originalgröße von Paulus Fabricius aus dem Jahre 1575; dazu B. Bretholz, Leſe- und Quellenbuch zur böhmiſch-mähriſchen Geſchichte, 1927, S. 224/5 und 390/1, Nr. 15.

und sind doch nur die Fortsetzung von jenen. Wir kommen darauf zurück. Dieses Großmähren aber, wie es uns seit etwa 840 unter den Fürsten Moimir, Rastiz, Zwentibold (Swatopluk) klarer entgegentritt, ist nach etwa sechzigjährigem Bestande zerfallen. Kriege mit den Bayern, deren Herrschaft südlich der mittleren Donau bis zum Plattensee reichte, haben es geschwächt; religiöse Wirren, die mit der Berufung der griechischen Geistlichen Cyrill und Method zusammenhängen, deren Tätigkeit die in Mähren wirkenden bayrischen Priester als einen Eingriff in ihre alten Rechte ansahen, haben es zerrüttet, Bruderkriege im regierenden Hause der sogenannten Moimiriden zerrissen. So wurde es zur leichten Beute für die Ungarn, die das Land, wie ein im fernen Rheinlande lebender Chronist zum Jahre 908 zu melden weiß, „bis auf den Grund verwüstet haben". Es spricht für die Richtigkeit dieser Nachricht, daß fortan, während der nächsten 120 Jahre in den Geschichtsquellen nicht einmal der Name „Mähren" erscheint. Es schien vergessen, aus der Reihe der Länder und Völker gestrichen.

Da es, und zwar das eigentliche Mähren, das von der March durchflossene und beherrschte Land, wieder auftaucht, ist es ein Zankapfel zwischen den beiden inzwischen aufgekommenen Reichen der Polen und der Böhmen. Mähren mag längere Zeit schon in der Macht der Polen gewesen sein und für sie den Ansporn gebildet haben, sich auch des benachbarten Böhmens zu bemächtigen. Das gelang im Jahre 999 ihrem Herzog Boleslaw Chrobry. Gewiß nicht aus so unpolitischen Gründen, wie es unser heimischer Chronist, der Prager Dekan Cosmas, etwa hundert Jahre später darstellt, als ob ihn nur Prags „Fröhlichkeit" und ganz Böhmens „Annehmlichkeit" angelockt hätten. In Wirklichkeit bedeutete ein solcher Vorstoß, durch den ein Polenstaat von der Ostsee bis zur March, Elbe und Moldau geschaffen werden sollte, eine außerordentliche Umwälzung in den Machtverhältnissen des damaligen Mitteleuropas, die vor allem das Deutsche Reich berührte.

Heinrich II., der 1002 von der Würde eines bayrischen Herzogs zu der eines deutschen Königs emporgestiegen war, stellte dem aus seinem Lande vertriebenen Premyslidenfürsten Udalrich ein deutsches Heer zur Verfügung, mit dessen Hilfe es gelang, den Polen im Sommer 1004 Böhmen wieder zu entreißen. Welche Bedeutung Heinrich II. diesem Erfolge beimaß, beweist die Tatsache, daß er selber nach Prag kam, um dort auf der Burg Wischehrad am Marientag des 8. Septembers den Sieg feierlich zu begehen — soviel bekannt, der erste Aufenthalt eines deutschen Königs in der Hauptstadt Böhmens.

Die Aufgabe, nun auch Mähren von polnischer Herrschaft zu befreien, nahm erst ein Vierteljahrhundert später der inzwischen herangewachsene Sohn Udalrichs, Bretislaw „Achilles", auf sich. Im Jahre 1029 war die Eroberung glücklich durchgeführt, nachdem, wie es Cosmas recht anschaulich darstellt, „alle Polen aus den Städten geflohen waren, von denen aber viele gefangen genommen und je zu hundert aneinander gekettet nach Ungarn und anderwärtshin verkauft wurden". Bretislaw, der sich kurz zuvor aus einem bayrischen Grafengeschlecht seine Gemahlin Judith geholt hatte, behielt das Land mit väterlicher Zustimmung für sich, gleichsam als Apanagegebiet. Als er dann 1034 seinem Vater auf dem Prager Herzogstuhl folgte, nicht weil er der Sohn, sondern weil er damals der einzige Premyslidenprinz war, vereinigte er Mähren und Böhmen und regierte in beiden

Ländern gemeinsam bis zu seinem Tode im Jahre 1055. In seinem Testamente verfügte er aber eine Teilung seines Erbes. Dem ältesten Sohne fiel nach premyslidischem Familienrecht Böhmen zu. Aus dem von ihm gewonnenen Mähren schuf Bretislaw drei Fürstentümer mit den Residenzen Brünn, Olmütz, Znaim und gab sie dreien seiner jüngeren Söhne, während ein fünfter die Anwartschaft auf das Prager Bistum erhielt. Doch beschränkte er ihre Selbständigkeit durch die Verfügung, daß der jeweils in Böhmen regierende Herzog eine Art Oberherrschaft über sämtliche Familienmitglieder ausüben sollte. Denn für Böhmen galt, anders als in den mährischen Fürstentümern, wo nach dem Rechte der Primogenitur der Sohn dem Vater folgte, noch das Seniorat, d. h. Erbfolge des ältesten des ganzen Hauses. Diese miteinander nicht in Einklang stehenden Bestimmungen der Erbfolge führten bei der in den nächsten Generationen starken Verzweigung der Premysliden zu viel Streit und Kampf. Kaum ein Regierungsantritt, der sich ohne ernstere Wirren vollzogen hätte; jeder in Prag regierende Herzog war zeitlebens von Brüdern, Vettern und entfernteren Verwandten angefeindet und bedroht, Land und Volk in sich gespalten. Unter solchen Umständen mußte öfters der deutsche König ein Machtwort sprechen oder seinem Schützling zu Hilfe kommen.

Die bedeutendste derartige Unternehmung war die König Lothars von Supplinburg, der in dem Kampf der beiden Bewerber um den erledigten böhmischen Thron, Sobieslaw-Udalrichs von der böhmischen und Ottos II. von der mährischen Linie, die Partei des Mährers ergriff, aber in der Schlacht bei Kulm an der böhmisch-sächsischen Grenze am 18. Februar 1126, in der Otto fiel, eine schwere Niederlage erlitt und sich dann mit Sobieslaw-Udalrich versöhnte. Und ein halbes Jahrhundert später hatte der böhmisch-mährische Gegensatz wiederum einen Höhepunkt erreicht. Jetzt war es niemand geringerer als Kaiser Friedrich Rotbart, der die beiden streitenden Premysliden vor sich lud und eine schwerwiegende Entscheidung traf. Auf einem Reichstag in Regensburg am 29. September 1182 verfügte er die völlige Lostrennung Mährens von Böhmen und erhob Mähren zu einer reichsunmittelbaren Markgrafschaft mit eigenem premyslidischem Fürstengeschlecht. Das bedeutete aber für die böhmischen Premysliden wesentliche Schwächung ihrer Herrschaft und für die mährischen Verzicht auf den Aufstieg zur böhmischen Herzogswürde. Beide Parteien benützten daher den Niedergang der kaiserlichen Macht unter Friedrichs Sohn Kaiser Heinrich VI., um nach einigen Jahren neuerlichen unfruchtbaren Streites eine friedliche Lösung zu versuchen. Angesichts ihrer kampfbereiten Heere einigten sich die beiden Brüder Premysl Otakar I. und Wladislaw Heinrich am 6. Dezember 1197 dahin, daß der erste als Herzog Böhmen, der zweite als Markgraf Mähren regieren, beiden aber „wie ein Sinn so auch eine Herrschaft zu eigen sein solle", um die Worte des Chronisten zu gebrauchen. Damit war Mährens Reichsunmittelbarkeit und volle Unabhängigkeit endgültig aufgehoben und nur noch seine Stellung als Markgrafschaft mit eigenem Fürstenhaus, das auch die Nachfolge in Böhmen beanspruchen konnte, blieb gewahrt.

Solch brüderliches Treueverhältnis hielt an, solange Wladislaw Heinrich lebte. Nachdem er 1222 kinderlos gestorben war, brachen immer wieder die Zwistigkeiten zwischen dem Markgrafen von Mähren und dem König von Böhmen,

zu welcher erblichen Würde inzwischen der Herzog emporgestiegen war, aus, ob es nun Vater und Sohn oder Bruder und Bruder waren, die sich gegenüberstanden.

Glücklicherweise bestand kein Gegensatz zwischen den beiden Ländern, als im Jahre 1241 das wilde Volk der asiatischen Mongolen auch Mähren heimsuchte. König Wenzel I., Premysl Otakars I. Sohn, kam dem Lande zu Hilfe, fand aber den Feind bereits in freiwilligem raschen Abmarsch. Immerhin weiß ein Kölner Chronist zu berichten, daß „mit Ausnahme der Burgen und befestigten Orte" das Land verwüstet worden sei; nach Mährens Ungarnnot seit etwa 906 seine zweite Leidenszeit infolge eines weltgeschichtlichen Ereignisses, der noch manch andere folgen sollte.

Die Erholung war um so schwieriger, als Mähren bald darauf in Kämpfe und Kriege seiner Fürsten mit den Nachbarländern hineingezogen wurde: 1246 in die um das babenbergische Erbe, 1252/53 in die zwischen Böhmen und Ungarn, welche die schrecklichen Einbrüche der Kumanen in Mähren nach sich zogen. Dann kam der verhängnisvolle Zusammenstoß zwischen Premysl Otakar II., Wenzels I. Sohn, und dem neuen deutschen König Rudolf von Habsburg. Zwar fand er durch die Marchfeldschlacht am 26. August 1278 seinen endgültigen Abschluß, aber die Wirren im Lande währten noch ein Jahrfünft weiter und die Umwälzung aller politischen und sozialen Verhältnisse war eine tiefgreifende. Die lange Regierung von Otakars II. Sohn König Wenzel II. schien trotz vieler Kriege eine Wendung zu glücklicheren Zeiten zu bringen, da starb, ein Jahr nach seinem Tode, im Jahre 1306, mit seinem Sohne Wenzel III. das Geschlecht der Premysliden im Mannesstamme aus. Neue Unruhen und Wirren erhoben sich, und erst mit dem Jahre 1311 trat wie in Böhmen so in Mähren mit dem Hause der Luxemburger, das den Thron bestieg, ein ganz neuer Zeitabschnitt ein; vergleichbar dem Sonnentag, an dem die Sonne morgens glänzend und leuchtend aufgeht, um abends in Sturm und Donner zu versinken. Die Premysliden hatten ein schweres Erbe hinterlassen.

Es ist bekannt, daß fast allgemein angenommen wird, es hätten sich in Böhmen und Mähren — wir berücksichtigen im weiteren nur unsere Heimat — unter den letzten Premysliden, vornehmlich erst im 13. Jahrhundert, unter Otakar I., Wenzel I. und Otakar II. im nationalen und wirtschaftlichen Leben Veränderungen vollzogen, durch die die Länder von grundaus umgewandelt worden wären. Man spricht — slawische und deutsche Geschichtsschreiber in seltener Übereinstimmung — von einer „deutschen Kolonisation", durch die erst deutsches Volk in Mähren geschaffen worden wäre, wie man eine fremdartige Pflanze in ein Land einführt, die bislang hier nicht gedieh.

Von tschechischer Seite wurde im Jahre 1846 zum ersten Male die kühne Behauptung ausgesprochen, für die keinerlei Beweis erbracht wurde und auch nie erbracht werden kann, daß vom 7. bis wenigstens zum 11. Jahrhundert sich auch nicht ein einziger Deutscher in Böhmen (Mähren miteingeschlossen gedacht) aufgehalten habe, „höchstens als Gast". Und von deutschböhmischer Seite widerhallte es seither immer und immer wieder: „Im übrigen waren die Tschechen bis zum 10. oder 11. Jahrhundert die einzigen Bewohner des Landes". Die notwendige Folge einer solchen Behauptung war dann die Annahme, daß die Deutschen, die in unserem Lande im 12. und 13. Jahrhundert nicht zu leugnen sind,

weil die Quellen ihr Vorhandensein bezeugen, eben damals aus der Fremde, aus Deutschland, wie man sich vorstellte, durch Berufung von seiten der Landesfürsten eingedrungen sein müßten. Gründe für eine derartige Entwicklung, für eine solche Umwandlung des nationalen Charakters des Landes glaubte man mit Leichtigkeit finden zu können.

Allerdings, als sich einige dieser Historiker auch die Frage nach dem Wie und Woher der Einwanderung vorlegten, mußten sie bekennen, daß die zeitgenössischen Quellen, die vielen Schriftsteller hüben und drüben, die in der entscheidenden Periode des 12. und 13. Jahrhunderts im Reich und in Böhmen-Mähren Geschichte schrieben, von solcher Wanderung kein Sterbenswörtchen wüßten. Man tröstete sich mit der Erklärung, daß eben die Chronisten die Einwanderung der Deutschen und ihr großartiges Werk der Dorf- und Stadtgründungen „stillschweigend übergangen hätten". Es ist aber nicht faßbar, daß in unserer Heimat in der geschichtlich vollkommen hellen Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts hunderte von deutschen Dörfern, Märkten und Städten, darunter die bedeutendsten, die wir besitzen, Brünn und Znaim, Olmütz und Neustadt, Iglau und Neutitschein, im Westen und Osten, im Süden und Norden, in der Mitte und an den Rändern von fremden Einwanderern wie aus dem Nichts geschaffen worden wären, ohne daß sich auch nur in einem einzigen Falle eine bestimmte Nachricht oder eine Tradition oder wenigstens eine Sage erhalten hätte. Und ebenso widerspricht es jeder geschichtlichen Erfahrung, daß aus Deutschland, aus den verschiedensten Teilen des Reiches, Tausende und Abertausende zu uns fortgezogen wären, ohne daß dort die kleinste Notiz hierüber im Verlaufe von fast zwei Jahrhunderten, die der Prozeß angedauert haben soll, gemacht worden wäre.

An dieser Tatsache allein scheitert die ganze Kolonisationstheorie, die dem Deutschtum in Mähren die Stellung von relativ späten, fremdländischen Einwanderern in ein Land zuweist, das bereits seine eigene bodenständige Bevölkerung besaß.

Die Theorie geht bekanntlich auf den großen tschechischen Historiker und Patrioten Franz Palacky (gest. 1876) zurück, wurde aber dann von der deutschböhmischen Geschichtsschreibung ungeprüft übernommen, weil, wie einer von ihnen 1894 offen erklärte, Palacky als der „Schöpfer der böhmischen Geschichtsauffassung von heute" anerkannt wurde. Diese Stellungnahme der deutschen Forscher zur Theorie Palackys ist um so auffallender, als dieser lange nach deren Aufstellung, noch im Jahre 1871, ihrem Studium ausdrücklich die Frage empfahl: „Wann und wie die Deutschen in Böhmen sich niedergelassen und nach und nach vermehrt haben", mit dem offenen Zugeständnis: „ich allein fühlte mich derselben nicht genug gewachsen". Statt dessen erfolgte — unbedingte Annahme seiner Theorie.

Die Erklärung hiefür liegt nicht zuletzt darin begründet, daß Palacky diesen deutschen Kolonisten, was ihre wirtschaftliche, finanzielle und organisatorische Begabung anlangt, ein günstiges Zeugnis ausgestellt hatte. Er erklärte sie nicht nur für „gewerbfleißig" und „noch industriöser als die eingeborenen Böhmen", sondern er deutete an, daß nach seiner Ansicht durch diese Deutschen „der Wohlstand des Landes" und „die Macht des Staates" gefördert wurde und sie sich dem Lande

„höchst nützlich“ erwiesen. Auf dieser Basis wurde von den Deutschen fortgebaut. Man fand sich mit ihrer Stellung als fremdländischen Kolonisten ab, betonte um so mehr ihre kulturelle Bedeutung, ihre Stellung als „Sendboten der Bildung und Kultur“.

Dabei bekümmerte man sich leider auf deutscher Seite wenig darum, daß andere tschechische Forscher, darunter einer der hervorragendsten, W. W. Tomek, Palackys Auffassung von der kulturellen Bedeutung der Kolonisation bestritten und von den eingewanderten Deutschen ein ganz anderes und recht armseliges Bild entwarfen; daß man in diesen Werken gelegentlich von einem „Volk“ sprach, das angeblich in seiner Heimat „unter unsinnigem Druck räuberischer Ritter und Herren“ gestanden habe, die es zur Flucht in die Fremde zwangen; daß von „irgendeiner kulturellen Einwirkung“ auf den Boden, der ihnen zugewiesen wurde, nicht gesprochen werden könne — „vorausgesetzt, daß sie überhaupt in irgendeinem Zweige geistigen Lebens, der Wissenschaft und Kunst dazu geeignet waren, woran man begründeten Zweifel hegen dürfe“ u. ä.

In der tschechischen Literatur zeigten sich Gegensätze und Widersprüche, das Rätselhafte der ganzen Kolonisation wurde oft gestreift, man erklärte offen, daß die mit der Kolonisation zusammenhängenden Erscheinungen „Verwunderung erwecken“, allein die Kernfrage, ob jemals deutsches Volk in der Weise, wie es sich Palacky vorstellte, eingewandert sei, blieb unerörtert.

Erscheint aber die Masseneinwanderung im 12. und 13. Jahrhundert — Einzeleinwanderung hat es wohl zu allen Zeiten überall unter benachbarten Völkern gegeben — nicht nur unbeweisbar, sondern auch unmöglich, dann bleibt für die Entstehung des Deutschtums in Mähren nur die Erklärung der Fortdauer seit jener Zeit, da es sicher als Volk daselbst gelebt hat. Das war der Fall in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, als die Quaden in Mähren saßen, ein suebischer Stamm, der kurz vor Christi Geburt seine Heimat in der Maingegend unter dem Druck des römischen Vordringens am Rhein hatte preisgeben müssen und sich an der March und darüber hinaus südlich der Karpathen niederließ. Hier können wir dieses germanische Volk, wenn auch mit großen zeitlichen Unterbrechungen, bis ins 4. Jahrhundert immer wieder ansässig nachweisen. Aber Quelle für ihre Geschichte sind einzig und allein die römischen Schriftsteller, und diese berichten von ihnen fast nur, wenn sie von Kriegen und Kämpfen des großen römischen Reiches gegen sie und ihre Verbündeten zu erzählen haben. Aber daß es zu solchen Kriegen kam, beweist zur Genüge, daß die mährisch-nordungarischen Quaden ein verhältnismäßig großes und starkes Volk darstellten. Wir wissen auch, daß sie von Königen regiert wurden. Mit dem Aufhören dieser Kämpfe infolge des Unterganges des Römischen Reiches hören die Nachrichten über die Quaden und verwandte germanische Völker in diesen Gebieten auf. Haben wir das Recht anzunehmen, daß sie jetzt, im 5. Jahrhundert, ausgewandert, ausgestorben, vernichtet worden, mit einem Worte untergegangen seien und ihr Land für fremde Einwanderung freigeworden sei? Gilt hier nicht mit mehr Recht das Wort von Jakob Grimm, welches besagt, daß für die Fortdauer eines Völkersitzes solange die Vermutung streitet, bis das Gegenteil bestimmt erwiesen ist?

Viel wahrscheinlicher ist die Annahme, daß diese germanischen Völker nördlich der mittleren Donau jetzt erst, seit dem 5. Jahrhundert, seitdem die jahrhundertelang bestandene Gefahr von seiten der Römer endgültig beseitigt war, in eine Periode ruhiger Entwicklung und innerstaatlichen Ausbaues kamen. Andere germanische Stämme aus dem Westen und Norden Deutschlands mögen in diese Gebiete gezogen sein und das alte quadische Volk verjüngt und erneuert haben. Die Umwälzungen, die sich aus der Aufrichtung des fränkischen Großreiches auf deutschem Boden ergaben, die furchtbaren Kriege, die Karl der Große gegen Thüringer, Bayern, Sachsen führte, mögen in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts unzählige Menschen dieser drei Stämme als Flüchtlinge in diese gesicherten deutschen Gebiete im Osten gebracht haben. Andererseits sind im 6. oder 7. Jahrhundert vom Osten her slawische Völker wie anderwärts so auch nach Mähren vorgedrungen und haben sich als Bauern, als landbebauende Schichte angesiedelt, während die Deutschen mehr die Stellung von Grundherren einnahmen. Was für Veränderungen, Wandlungen, Mischungen mögen sich hier vollzogen haben! All das entzieht sich unserer Kenntnis, weil gerade aus diesen Jahrhunderten sich gar keine Quellen erhalten haben, die sich auf unsere Gebiete bezögen. Aber ein Volk, das nachweislich vier Jahrhunderte hier gelebt und sich gegen die kriegslustigen Römer behauptet hat, spurlos und erbenlos verschwinden zu lassen, nur weil wir keine bestimmten Nachrichten von seinem Fortbestand aus Mangel an Quellen haben, ist historisch unbegründet.

Politische und wirtschaftliche Umstände mögen die deutsche Bevölkerung zeitweilig hinter die slawische gestellt haben, aber ein völliges Aussterben jener für Jahrhunderte erscheint schon deshalb unmöglich, weil sonst ihr Wiederauftreten mit solcher politischer und wirtschaftlicher Kraft, wie es vom 12. bis Ende des 14. Jahrhunderts auch in Mähren nachzuweisen ist, ohne Erklärung bliebe, sofern man die grundlose Kolonisationstheorie ablehnt.

An der Kultur unseres Landes haben nicht abwechselnd Deutsche und Tschechen, einige Jahrhunderte diese, einige Jahrhunderte jene gearbeitet, sondern seit dem 6. Jahrhundert beide gemeinsam, bald die einen, bald die anderen politisch im Vordergrunde stehend.

Die premyslidischen Herzöge, Markgrafen und Könige haben es verstanden, aus der mehr ländlichen, bäuerlichen Arbeit der Slawen und der mehr städtischen, handwerklichen Tätigkeit der Deutschen in Mähren unendlichen Nutzen zu ziehen und haben mit Hilfe beider nationalen Kräfte das Land in jeder Hinsicht zu einer außerordentlich hohen Stufe der Kultur erhoben. Sie haben es aber nicht verstanden, aus beiden Stämmen ein einig Volk zu schaffen.

Dieser Gegensatz mußte sich noch verschärfen, als mit dem Jahre 1311 die neue, aus dem Reiche stammende Dynastie der Luxemburger die Herrschaft übernahm. König Johann, der Kaisersohn, der in Mähren den Titel eines Markgrafen führte, wurde weder in Böhmen noch in Mähren je heimisch. Er ließ schließlich den Adel in beiden Ländern schalten und walten, was auch zur Folge hatte, daß Mähren unter ihm völlig selbständig und unabhängig von Böhmen regiert wurde. Die „Markgrafschaft“ Mähren mit eigener Verwaltung war in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein viel klarer ausgesprochener Begriff als unter den letzten Premysliden. Noch stärker kam dies zum Ausdruck, als König Johann sich entschloß, seinen Erstgeborenen Karl im Jahre 1333 zum Markgrafen von Mähren zu

erheben, der allerdings gleichzeitig unter dem Titel eines Landeshauptmannes auch Böhmen verwalten sollte. Als dann Karl nach dem Tode seines Vaters in der Schlacht bei Crécy am 26. August 1346 die böhmische Königskrone übernahm — die deutsche besaß er seit dem 11. Juli desselben Jahres — entschied er sich sehr bald, die mährische Markgrafschaft formell loszulösen. Für diese Würde bestimmte er auf Grund der Verträge, die zu Weihnachten 1349 geschlossen wurden, seinen jüngeren Bruder Johann Heinrich und schuf für ihn und dessen Nachkommenschaft in der mährischen Markgrafschaft eine luxemburgische Sekundogenitur. Ein Freundschafts- und Treueverhältnis zwischen den beiden Brüdern setzte ein, das lebhaft an die Zeit Premysl Otakars I. und Wladislaw Heinrichs erinnert. Die Ruhe und Sicherheit, die nun in Mähren herrschte, hatte einen wirtschaftlichen und geistigen Aufschwung zur Folge, wie ihn das Land noch nicht gekannt hatte. Die Stadt Brünn, um nur das zu erwähnen, zu Füßen der neuen markgräflichen Residenz auf dem Spielberg, entwickelte sich, als ob hier ein zweites Nürnberg sich ausbilden sollte.

Aber wie damals, brachen schon in der zweiten Generation zwischen den Vettern, Johann Heinrichs Sohn Jodok (seit 1375) und Karls IV. Sohn Wenzel IV. (seit 1378), die Gegensätze aus. Für den hochbegabten mährischen Markgrafen war der Wirkungskreis zu klein, er griff in die hohe Politik ein, die sein „fauler" Vetter nur allzusehr vernachlässigte. Er kam auch seinem Ziele nahe, als ihn wenigstens ein Teil der deutschen Kurfürsten 1410 zum deutschen König wählte. Der mährische Markgrafenhut und die deutsche Königskrone schienen sich auf seinem Haupte vereinigen zu wollen, der Brünner Spielberg eine Residenz des deutschen Königs, vielleicht auch bald des Kaisers zu werden — da machte Jodoks plötzlicher, kinderloser Tod am 18. Januar 1411 allen Hoffnungen ein jähes Ende. Die mährische Linie der Luxemburger war, wie seinerzeit im Jahre 1222 die der Premysliden, der böhmischen vorgestorben, Mähren sank in die bescheidene Rolle eines Nebenlandes Böhmens zurück. Aber nur für etwa ein Jahrzehnt. Der in Böhmen noch unter Wenzel IV. (gest. 1419) ausbrechende Hussitenkrieg richtete von neuem zwischen den beiden Ländern eine Scheidewand auf. Von 1421 bis 1437 war der österreichische Herzog Albrecht V. Markgraf von Mähren, weil Wenzels IV. Bruder und Nachfolger in Böhmen und Mähren, zugleich deutscher König und König von Ungarn, Sigmund, ihm mit der Hand seiner Tochter und Erbin Elisabeth schon jetzt die Markgrafschaft abgetreten hatte.

Auf diese Weise war Mähren von Böhmen in einer für dieses Land entscheidenden und schicksalsschweren Periode gelöst. Mähren kämpfte, obwohl hussitische Lehren und hussitischer Geist in den Kreisen des mährischen Adels und der niederen Geistlichkeit und in dem von ihnen abhängigen Volke schon Fuß gefaßt hatten, unter Führung des Herzogs-Markgrafen, des Olmützer Bischofs, der katholisch gebliebenen Städte und der vielen Klöster gegen das Böhmen Zizkas und der beiden Prokope. Mähren blieb in der Hauptsache ein katholisches Land, während Böhmen ganz hussitisch wurde. Und dieses Verhältnis änderte sich nur wenig im weiteren Verlaufe des 15. Jahrhunderts bis zur bedeutsamen Wende des Jahres 1526. Unter dem streng hussitischen König Georg von Podiebrad (1458 bis 1471), dem sich das katholische Mähren, insbesondere die katholischen Städte

auf päpstlichen Befehl hatten unterwerfen müssen, gelang es dem Ungarnkönig Matthias Corvinus Mähren im Jahre 1468 zu erobern, es wieder einmal vom Königreich Böhmen abzutrennen und es bis zu seinem Tode, der am 6. April 1490 eintrat, also durch fast ein Vierteljahrhundert zu behalten. Dann erst wurde es wieder mit Böhmen vereinigt; die beiden Könige von Böhmen, Wladislaw (bis 1516) und Ludwig (bis 1526), waren auch Markgrafen von Mähren, lebten aber beide zumeist in ihrem ungarischen Königreich.

Mähren, ein Spielball zwischen Böhmen, Österreich und Ungarn, — das ist der Eindruck, den seine Geschichte im 15. Jahrhundert darbietet, seitdem es seine eigene Dynastie verloren hatte.

Allein die rein äußerliche Verbindung mit den verschiedenen Nachbarstaaten, die kurze Dauer der Zusammengehörigkeit, der fortwährende Wechsel, die Schwäche und Fremdheit der Fürsten, die kaum auf längere Herrschaft rechnen konnten, bewirkte, daß sich im Innern ein heimischer Adel ausbildete, der gleichsam zum festen Punkt in der Flucht der politischen Erscheinungen wurde. Er eignete sich die Landesverwaltung an, besetzte die hohen Stellen mit seinen Mitgliedern, übte das Gericht aus, setzte in den Landtagen die Steuern fest und sorgte für die innere Ordnung. Durch volle 25 Jahre, von 1469 bis zu seinem Tode 1494, vermochte sich Ctibor von Zimburg und Tobitschau in der obersten Stellung eines mährischen Landeshauptmanns zu behaupten. In dem von ihm selber verfaßten sogenannten „Tobitschauer Buch" erklärte er mit Recht: „Der Herrenstand (d. h. der hohe Adel, dem er angehörte) herrscht über das Land und spricht Recht; die Landedelleute (d. h. der niedere Adel) sowie die Bürger sind in ihren Rechten möglichst beschränkt, dem Bauer liegt es ob, Frondienste zu leisten und zu zahlen". Und an anderer Stelle: „Und besonders diese Bauern (er nennt sie „Roboter") wären im Hinblick auf ihre Armseligkeit nicht wert, auf der Welt geduldet zu werden, wenn sie nicht, wie der Esel, dazu gut wären, den Boden zu bearbeiten". Die Könige bzw. Markgrafen waren Schattenfürsten, die nicht nur an politischer Macht, sondern auch an wirklichem Besitz, wie in Böhmen so in Mähren, weit hinter dem Hochadel zurückstanden.

Die Beziehungen zwischen den beiden Ländern — sieht man davon ab, daß die „Herren" schon infolge von Verschwägerungen hüben und drüben Herrschaften und Güter hatten — waren äußerst lose. Machte doch einmal im Jahre 1514 der Oberstburggraf von Böhmen, der eigentliche Regierer des Landes an Königs Statt, den bezeichnenden Ausspruch: „Ich habe gehört, daß das Königreich Böhmen das Haupt und die Markgrafschaft Mähren ein Glied ist; allein daran liegt nicht viel, wir könnten auch leibliche Brüder sein, wenn wir einander nicht gut sein wollen."

In diesen wenigen Zügen kennzeichnet sich zur Genüge das Wesen und Leben Mährens am Ende des Mittelalters: ein übermächtiger Adel, der den Landesfürsten, das Land und alle Klassen der Bevölkerung beherrscht, regiert und verwaltet es, nützt es aus und bereichert sich in maßloser Weise.

Man kann sich vorstellen, welche Arbeit die Habsburger auf sich nahmen, wenn sie, gemäß den Überlieferungen ihres Hauses, in dieses feste Machtgefüge Bresche legen und vor allem ihre fürstliche Stellung zur Geltung bringen wollten.

Den Habsburgern war nach dem Tode des kinderlosen Ludwig II., der auf der Flucht aus der Schlacht bei Mohatsch gegen die Türken am 29. August 1526 verunglückte, mit einem Schlage Ungarn, Böhmen, Mähren und Schlesien zugefallen, da Ludwigs II. Schwester Anna mit dem Herzog von Österreich, Ferdinand I., dem Bruder Karls V., deutschen Kaisers und Königs von Spanien, vermählt war. Allein Böhmen und Mähren nahmen zur Nachfolge der Habsburger eine verschiedene Stellung ein. Mähren anerkannte ohne Vorbehalt Ferdinands und Annas Erbrecht. Böhmen verlangte freie Wahl, die allerdings, trotz der anfänglich großen Zahl von Bewerbern, dann einstimmig zu Ferdinands Gunsten ausfiel. Und auch weiterhin war das Verhalten der Mährer zu den Habsburgern anders als das der Böhmen. Sie hielten sich vollkommen fern von der Auflehnung gegen Ferdinand I. im Jahre 1547; sie willigten 1608 in die Absetzung des unfähigen Rudolf II. und schlossen sich freiwillig dessen Vetter Matthias von der österreichischen Linie an, wozu die Böhmen 1611 gezwungen werden mußten. Erst als nach dessen Tode im März 1619 die steirische Linie mit Ferdinand II., dem „Feind der religiösen und ständischen Freiheiten", zur Regierung in Böhmen und Mähren kommen sollte, bildete sich nicht ohne Schwierigkeiten die verhängnisvolle „Konföderation" beider Länder, die zur Absetzung des Hauses Habsburg am 22. August 1619, aber auch zur Schlacht am Weißen Berge bei Prag am 8. November 1620 führte, durch die Böhmens und Mährens Ohnmacht gegenüber dem Hause Habsburg bewiesen wurde.

Tiefgehende Veränderungen vollzogen sich nun nach der Eroberung und Besetzung des Landes: die Markgrafschaft, obwohl dieser Titel aus dem Mittelalter noch erhalten blieb, gestaltete sich um in ein Kronland der großen habsburgischen Monarchie. Selbst so harte Maßregeln, wie die teilweise Vernichtung des alten Adels, Ausrottung des Hussitismus und Protestantismus in allen ihren Schattierungen, auf daß die katholische Kirche als hilfreiche Stütze des Thrones allein herrsche, stießen auf keinen Widerstand, da sich Ferdinand II. einer Reihe von Ratgebern erfreute, die von dem gleichen Eifer und der gleichen Entschlossenheit erfüllt waren, wie er selbst. Unter ihnen ragte in Mähren besonders hervor der Olmützer Bischof Kardinal Franz von Dietrichstein als Gubernator und unbeschränkter Diktator des Landes. Sagten doch schon die Zeitgenossen von ihm: „In Mähren spricht man den Namen des Kardinals öfter aus als den Gottes oder des Kaisers." Seine unnachsichtige Strenge, gepaart mit kaltem Verstande, mit dem er bis zu seinem Tode im Jahre 1636 — Ferdinand II. folgte schon 1637 — das Regiment führte, verbürgte von Anbeginn den Erfolg.

Eine neue aus der Fremde, nicht nur aus Österreich und Deutschland, sondern auch aus Italien und Spanien, herbeigezogene Oberschicht von katholischem, kaisertreuem Adel wurde geschaffen, geleitet von einigen altmährischen Geschlechtern, die rechtzeitig den religiösen und politischen Übertritt vollzogen hatten und nun an die Spitze des ganzen Adelsstandes traten, wie neben Dietrichstein vor allem die Liechtensteine.

Die katholische Ordens- und Weltgeistlichkeit stieg zu ungeahnter Macht empor, zuvorderst die Jesuiten, deren Tätigkeit 1566 in Olmütz, 1572 in Brünn so bescheiden begonnen und doch so viel zum allmählichen Umschwung beigetragen hatte.

Neuer Adel und neue Geistlichkeit beherrschen nun das gesamte wirtschaftliche und geistige Leben im Lande infolge ihres Reichtums, ihrer Bildung und des Rückhaltes, den sie am regierenden Hause der Habsburger fanden. Denn alle Macht, vor allem alle politische Macht ging jetzt vom kaiserlichen Hof in Wien aus, dem wahren Mittelpunkt eines weit ausgedehnten Reiches. Von dort aus liefen die Fäden in die vielen Länder, die aber unter sich keine unmittelbaren Beziehungen hatten.

Mähren erhielt, nachdem die wichtigsten Neuerungen durchgeführt waren, 1628 seine eigene neue („vernewerte") Landesordnung, hatte seinen eigenen Landtag, seine eigenen Landesbehörden und Landesbeamten, wenn es auch in dieser Landesordnung als ein der Krone Böhmen inkorporiertes Land bezeichnet erscheint; administrativ war es von Böhmen vollkommen unabhängig.

Der Dreißigjährige Krieg, der aus dem böhmisch-mährischen Aufstand heraus entstanden war, gewann, von den allgemeinen Wirkungen abgesehen, für Mähren erst in den letzten Jahren unmittelbare Bedeutung, als die Schweden 1642 von Schlesien her hier eindrangen und Olmütz einnahmen, und 1645 nach der Schlacht bei Jankau (6. März), als sie von Böhmen kamen und sich an die Belagerung Brünns machten. Allein der tapfere Widerstand dieser Stadt und ihrer Feste Spielberg beseitigte alle Gefahren, die den Habsburgern und Wien von hier drohten und ebnete den Weg zu den weltgeschichtlich bedeutsamen Friedensschlüssen von Münster und Osnabrück im Jahre 1648. Und diese Aufgabe, ein Damm für äußere Angriffe auf Österreich zu sein, hatte Mähren in allen späteren kriegerischen Ereignissen des 18. und 19. Jahrhunderts zu erfüllen, gemäß dem zutreffenden Ausspruch Friedrichs des Großen: Mähren sei „der empfindlichste Punkt Österreichs".

Am Ende des Dreißigjährigen Krieges oder wenig später sollen, abgerechnet die während desselben zugrunde gegangenen 63 Schlösser, 22 Städte und 333 Dörfer, in Mähren gezählt worden sein: 7 sogenannte Königliche oder Kaiserliche Städte (Brünn, Olmütz, Znaim, Iglau, Ung.-Hradisch, Gaya, Mähr.-Neustadt), 60 dem Adel oder der Geistlichkeit untertänige Städte, 190 Märkte und 2607 Dörfer. Im mährischen Landtag wurde schon im Jahre 1650 ernstlich darüber beraten, wie die Städte, Märkte, Dörfer und Gründe, „die bis nun öde und zerstört dalagen, wieder emporgebracht werden könnten".

Die wirtschaftlichen und Bevölkerungsverhältnisse in Stadt und Land besserten sich trotz der regelmäßigen Unglücksfälle, von denen sie bedroht waren, Brände, Epidemien, Mißernten und Viehseuchen, zum ersten Male in den friedsamen Jahrzehnten der Regierung Kaiser Karls VI. (1711—1740). Das Tuchmachergewerbe blühte damals selbst in kleineren Städten wie Trebitsch, Datschitz, Neutitschein auf. Dann ergaben sich neue Hemmungen durch die schweren Kriege unter Maria Theresia, die aber in den letzten anderthalb Jahrzehnten ihrer Regierung ebenso wie ihr Sohn Joseph II. durch ein großzügiges Reformwerk auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens eine neue Zeit herbeizuführen suchte. Besonders die Befreiung des Bauernstandes von Leibeigenschaft und unerträglichen Lasten wurde angebahnt und durch die berühmte Pflugführung des Kaisers auf dem Raußnitzer Feld am 19. August 1769 symbolisch angedeutet. Nur daß alle solche Pläne am Widerstand des Adels und den ungeeigneten Zeitverhältnissen scheiterten oder ins Stocken gerieten.

Noch einmal mußte Mähren mit ganz Österreich zu Beginn des 19. Jahrhunderts die schwere Leidenszeit der napoleonischen Kriege überstehen. Daß Mähren nicht das Glück hatte, den Anprall des französischen Kaisers in der Schlacht von Austerlitz am 2. Dezember 1805 aufzuhalten, wie es den der Schweden im 17., den des Preußenkönigs im 18. Jahrhundert abgewehrt hatte, brachte Österreich fast an den Abgrund. Erst seit den Zwanzigerjahren des 19. Jahrhunderts erfuhr Mähren wieder, wie die ganze Monarchie, eine Periode wirtschaftlichen, sozialen, materiellen und geistigen Aufschwungs, die trotz mancherlei Rückschlägen und Krisen bis zum Ausbruch des Weltkrieges andauerte.

Dieses Ereignis von ungeheurer Größe und Bedeutung hat für Mähren den Satz wahr gemacht, von dem wir ausgegangen sind: zu klein, um seine bescheidene politische Selbständigkeit, ja auch nur seinen altehrwürdigen Titel Markgrafschaft zu behalten.

Bild 16 Deutsches Haus in Brünn (1918) Wilh. Heisler

Bild 17 Trachtenbild aus der Wischauer Sprachinsel Josef Arbter

Das deutſche Volkslied in Mähren

Von Elſa Neumann*)

Gleichwie die landſchaftliche Schönheit der Alpen, ſo haben auch das aus ungewöhnlicher muſikaliſcher Erfindungskraft quellende alpenländiſche Lied, der Jodler und der Volkstanz ſich Weltgeltung erobert.

Das kann man von den Volksliedern Deutſchmährens ganz und gar nicht behaupten. Und doch haben auch wir Deutſchmährer einen reichen und zum Teil ſogar recht eigenartigen Schatz an Volksliedern. Von meinen Aufenthalten in Deutſchland weiß ich, wie wenig bekannt es dort iſt, daß in Mähren überhaupt Deutſche leben. Auch iſt es unbeſtreitbare Tatſache, daß viele Deutſchmährer keine Ahnung von unſerer reichen Volksüberlieferung haben. Wer aber die Fülle deſſen überſchaut, was wir an Liedern, Bräuchen, Volksſchauſpielen und Tänzen — trotz aller Totſagung der Volkskunſt — beſitzen, der iſt überzeugt, daß auch unſere muſikaliſch-poetiſche Volkskunſt ein wichtiger und wertvoller Beſtandteil des Kulturbeſitzes des ganzen deutſchen Volkes iſt.

Damit den folgenden Ausführungen auch eine räumliche Anſchauung zugrunde liege, ſei hier eine einfache Skizze beigegeben, welche die Lage der deutſchen Gebiete Mährens, über deren Lieder hier geſprochen werden ſoll, zeigt.

1 Kuhländchen
2 Olmütz
3 Nordmähren
4 Schönhengſt
5 Deutſch-Brodek—Wachtl
6 Iglauer Sprachinſel
7 Wiſchauer Sprachinſel
8 Brünner Sprachinſel
9 Südmähren

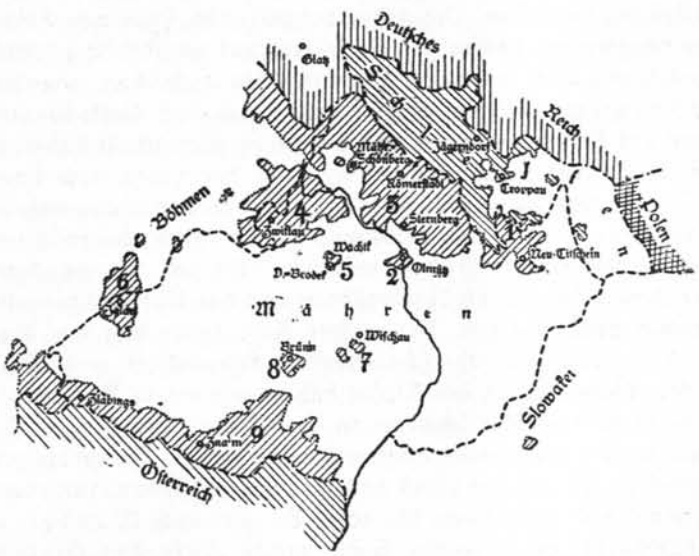


Bild 15 Die deutſchen Sprachgebiete in Mähren

*) Hiezu Liedproben als Beilage am Schluſſe des Bandes

Die deutschen Bewohner Nordmährens — die ihrer Stammesart nach von den Westschlesiern nicht zu trennen sind — und des Kuhländchens gehören dem schlesischen Sprachstamm, die Südmährer dem bayrisch-österreichischen Sprachstamm an. Die Bewohner der dazwischen liegenden Sprachinseln: Schönhengst, Iglau, Wachtl—Brodek, Olmütz, Wischau und Brünn sind eine Art Bindeglied zwischen diesen beiden Hauptstämmen. Ihre Mundart nähert sich bald dem einen, bald dem anderen Sprachstamm an.

Da sich die Stammeseigenart auch in der Volkskunst der Bewohner ausdrückt, so läßt sich eine für alle mährischen Lieder zutreffende musikalische Charakteristik nicht geben.

Die Lieder des schlesischen Stammes sind in ihrer Melodik mehr linear gehalten (mitteldeutscher Liedtypus). Sie zeichnen sich durch besonders hohen poetischen Gehalt und tiefe Innerlichkeit aus. Besondere musikalische Eigenart zeigen viele Lieder des Kuhländchens (siehe weiter unten).

Die Lieder des bayrisch-österreichischen Stammes, also der Südmährer, nähern sich zum Großteil dem älplerischen Lied und haben vielfach dessen frische, akkordisch sprunghafte Melodik (oberdeutscher Liedtypus). In Südmähren hört man auch Jodler und zahlreiche aus den benachbarten Alpenländern herübergewanderte Lieder singen. Es bleibt abzuwarten, ob die neuen Staatsgrenzen im Laufe der Zeit hier nicht einschneidende Veränderungen schaffen werden.

Die Lieder der Sprachinseln ähneln, je nach dem Menschenschlag, bald dem nördlichen, bald dem südlichen Liedtypus.

Das Volk schafft unbewußt. Ruf und Spruch, Lied und Tanz, Brauch und Spiel sind untrennbar mit seinem lebendigen Dasein verknüpft und haben ihren Ursprung in diesem. Die ganze verwirrende Fülle von Erscheinungen, in denen sich die schaffenden Kräfte der Volksseele auf musikalisch-poetischem Gebiet auswirken, finden wir auch in unserer Heimat. Mag auch schon unendlich vieles erstorben und verlorengegangen sein, es gibt auch heute noch Volksüberlieferung. Wenn wir das, was uns fleißige Forscher und Sammler übermittelt haben und das, was heute noch im Volke lebt, zusammenfassen, so ist der Schatz noch immer reich genug.

Da sind die geistlichen Lieder, von denen uns besonders die innigen Weihnachtslieder und die derberen, naiven, aber ebenfalls von inniger Empfindung getragenen Hirtenlieder auffallen. Da sind die wundervollen Wiegenlieder, von denen namentlich Nordmähren und das Kuhländchen eine reiche Anzahl klassisch schöner Stücke besitzen. Die reichste Zahl stellen hier wie überall die vielen Liebeslieder. Den aus überschäumender Lebenskraft und Daseinslust entsprungenen kecken Liebesliedern der Alpler haben wir wenig Ähnliches an die Seite zu stellen. Uns fließt das Blut schwerer in den Adern. Die Mehrzahl unserer Liebeslieder ist traurig oder wenigstens ernst und nachdenklich. Die verbreitetsten Lieder erzählenden Inhaltes (Balladen) sind auch bei uns zu finden, zuweilen sogar mit einer eigenartigen, bodenständigen Melodie. Es gibt auch Wander- und Abschiedslieder, Ständelieder in reicher Zahl; uralte Rufe der Hirtenjungen, geboren aus den Urquellen unserer Musik: Dominante und Tonika; kräftige Fanfaren der Saatreiter und Türmer, poetische Rufe der Nachtwächter. Auch Scherz- und Spottlieder sind vertreten. Und wer vermag die große Zahl der uralten, oft in

die germanische Vorzeit zurückreichenden Kinderlieder und Spiele, der von Rhythmus und Klangreiz belebten Auszählverschen, Pfeifensprüchlein und dergleichen zu überschauen!

Auch die Rufe der Vögel, der Takt der Drescher und der Pilotenschläger bei den Wasserbauten werden in rhythmisch-poetische Form gebracht. Die schönen alten Bräuche, das Maigehen, die Hochzeitssitten, die Volkstänze, werden meist von Gesang begleitet. Die kleinen dramatischen Szenen, wie z. B. der Kampf des Sommers mit dem Winter (Schönhengst, Wachtl—Brodek) und die Volksschauspiele (unter denen die Weihnachtsspiele den breitesten Platz einnehmen) sind von Liedern eingerahmt und durchbrochen. Sogar der Tod des Menschen gibt noch Anlaß zu Liedern, in denen die Sänger den Toten Abschied nehmen lassen vom Leben und von allem, was ihm lieb war.

* * *

Der erste, der sich um die Hebung der Volksliedschätze Deutschmährens verdient gemacht hat, ist der Prager Universitätsprofessor Joseph Georg Meinert, der bereits im Jahre 1817, also etwa 10 Jahre nach dem Erscheinen der Sammlung „Des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano und fast 30 Jahre vor Uhlands Sammlung „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder", eine Sammlung Kuhländler Volkslieder „Der Fyelgie"*), die er durch mehrere Jahre auf Schloß Partschendorf gesammelt hatte, herausgab. Es ist meines Wissens überhaupt die erste Sammlung mundartlicher Lieder! Sie ist besonders kostbar dadurch, daß sie — im Gegensatz zur Wunderhornsammlung — „nicht ein Wort, nicht eine Silbe enthält, die nicht aus dem Munde des Volkes genommen wäre". Die bodenständige Mundart ist mit wissenschaftlicher Genauigkeit festgehalten. Melodien enthält sie leider nicht. Daß Uhland diese Sammlung kannte und schätzte, geht aus seinen Anmerkungen zu den altdeutschen Volksliedern hervor.

Fast gleichzeitig mit Meinert hat ein Fulneker Bürger, Felix Jaschke, eine umfangreiche Kuhländler Volksliedersammlung mit Melodien handschriftlich angelegt, die allerdings nicht so tadelfrei ist wie Meinerts vorbildliche Arbeit. Der mächtige Lederfoliant befindet sich im mährischen Landesarchiv in Brünn.

Im Jahre 1819 leitete der Verein der Österreichischen Musikfreunde in Wien eine großzügige Sammlung von Volksmelodien und Tänzen in den gesamten Provinzen Österreichs ein. Duplikate dieser handschriftlichen Sammlungen befinden sich in den verschiedenen Landesarchiven, also auch im mährischen. Zu diesen handschriftlichen Sammlungen wurden die Lehrer aufgefordert bzw. gezwungen. Es berührt sehr eigentümlich, wenn man am Schlusse einer solchen Handschrift folgendes liest: „Nach der höchsten Verordnung ist es denen Lehrern verbothen in Schenkhäuser spielen zu gehen; um aber der hohen Gubernial-Verordnung genüge leisten (zu können), mußte der Gefertigte von seinen bitteren Verdienst das Schulgeld pro ein Jahr von einem Kinde nachlassen, um einige von denen Volksliedern aufführen zu können.

Joh. Winz. Merlischek
Schullehrer"

Schelletitz, den 12 t Juny 819.

*) „Der Fyelgie", von Prof. Josef Götz 1909 bei Winiker in Brünn neu herausg., Preis 10 K 50 h

Es ist sehr auffallend, daß sich in diesen Handschriften aus nordmährischem Gebiet — wo doch heute noch Volksüberlieferung lebendig ist — fast keine Lieder befinden.

Von Veröffentlichungen späterer Zeit seien hier genannt:

Anton Peter, „Volkstümliches aus Öst.-Schlesien", 2. Bde. (Die Westschlesier sind den Nordmährern stammesgleich, was sich auch klar in ihren Liedern zeigt.)

Willibald Müller, „Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren", 1893.

Im Jahre 1892 begann der verdienstvolle mährische Volksliedforscher Prof. Josef Götz seine Sammeltätigkeit. In den Jahren 1896 bis 1898 gelang es ihm, zu 60 Volksliedern aus Meinerts „Fyelgie" noch die Singweisen zustande zu bringen (allerdings nicht nur aus dem Munde des Volkes, sondern auch aus Jaschkes handschriftlicher Sammlung).

Als im Jahre 1906 das österreichische Unterrichtsministerium Arbeitsausschüsse für die Volksliedforschung in allen Kronländern — nach Volksstämmen getrennt — einsetzte, wurde Josef Götz Obmann des Ausschusses für Mähren und Schlesien. Die Herausgabe des gesammelten Materials hat er nicht erlebt. Ein plötzlicher Tod hat ihm, im wahrsten Sinne des Wortes, die Feder aus der Hand genommen. Einzelne Lieder, von ihm gesetzt, sind in den Flugschriften des Wiener Deutschen Volksgesangvereins erschienen, mit dessen Führern, namentlich Dr. Josef Pommer, Götz in gleichem Streben freundschaftlich verbunden war.

Es würde zu weit führen, die Namen aller anderen verdienstvollen Sammler und Forscher neuerer Zeit zu nennen, die zumeist dem Lehrerstande oder der Jugendbewegung angehören. Nur auf die im Bärenreiterverlag, Augsburg, und bei Hofmeister herausgegebenen Liederbücher Walter Hensels (Dr. Julius Janiczek), des Führers der Finkensteiner Singbewegung, sei hier hingewiesen, in denen eine größere Zahl mährischer Volkslieder, namentlich aus seiner Heimat (Schönhengst), erschien. Unter seiner Leitung werden im Dreitannenverlag, Sternberg in Mähren, Einzelhefte unter dem Namen „Sudetendeutscher Volksliederschatz" herausgegeben. Bis jetzt erschienen: Olmützer Liederblatt (Fladerer), Iglauer Liederblatt (Göth).

Die reichhaltigste und schönste Sammlung deutschmährischer Tänze ist die von Fritz Kubiena: „30 der schönsten alten Volkstänze aus dem Kuhländchen" mit Klavierbegleitung und genauer Tanzbeschreibung (Dreitannenverlag Sternberg, Preis K 15·—). Man kann daraus den Reichtum der Bewegungsformen und die musikalische Eigenart der mährischen Volkstänze ersehen. Besonders hinweisen möchte ich auf die motivische Übereinstimmung der Musik bei mehrteiligen Tänzen, z. B. im Tichletanz oder beim Polsterl-Goschle-Tanz, welche den Tänzen die künstlerische Geschlossenheit verleiht. Ganz eigenartig sind die Tänze mit fortwährendem Taktwechsel („Mischlich"), die nur von Tänzern mit trefflicher rhythmischer Veranlagung gut ausgeführt werden können.

Zu dem seinerzeit geplanten großen Sammelwerk der mährisch-schlesischen Volkslieder auf wissenschaftlicher Grundlage ist es bis jetzt nicht gekommen. Doch bereitet der Volksliedausschuß (Univ.-Prof. Jungbauer, Prag) die Herausgabe angeblich vor.

* * *

Die Liedproben, über die im folgenden gesprochen wird, sind nach ihrer landschaftlichen Zugehörigkeit — die freilich beim Volksliede nicht allzu streng aufzufassen ist — geordnet: Kuhländchen, Olmützer Sprachinsel, Nordmähren, Schönhengster, Wachtl-Brodeker, Iglauer, Wischauer, Brünner Sprachinsel und Südmähren. Die Liedproben sind so gewählt, daß die wichtigsten Liedgattungen nach Möglichkeit durch ein Beispiel vertreten sind. Bei der Besprechung der verschiedenen Landschaften ist auch der eine oder andere charakteristische Volksbrauch erwähnt. Die Qual der Wahl war groß! In der Mehrzahl der Lieder ist die Mundart beibehalten. Der Ton ist nicht mehr derselbe, wenn seine Klangfarbe sich ändert, und das Weiche, Liebevolle, mit dem der Dialekt die Töne umkleidet, wird durch die Übertragung in das Hochdeutsche vernichtet.

Das Urheberrecht — wenn von einem solchen beim Volksliede überhaupt die Rede sein kann! — ist dadurch zu wahren versucht, daß bei jedem Lied nach Möglichkeit der Vorsänger und der Aufzeichner genannt wurde.

Der Leser wird gebeten, das beigelegte Liederheftchen beim Lesen des Folgenden mitzubenützen und die Lieder selbst zu singen. Nur dem, der es singt, erschließt das Volkslied sein ganzes Wesen! Möge das kleine Liedblatt in Haus und Familie recht gerne benützt werden und unseren Heimatliedern neue Freunde werben!

Kuhländchen

Die Bewohner des Kuhländchens sind ein kräftiger, gewandter Menschenschlag, dem man Geschäftstüchtigkeit nachrühmt. Die Mundart ist der schlesischen ähnlich, hat aber starke Besonderheiten, z. B. Zusammenziehung und Verschmelzung der Laute und Silben bei einzelnen Wörtern: tragen-troën, jagen-joën, Nägel-Naël, gehen-gien, ist-ies. Das i wird ei gesprochen: Schindeln-Scheindeln, spitzig-speitzig. Die jüngeren Umlaute ü und ö fehlen in den älteren Liedern: Es heißt statt: schönes Lieb-schones Liv (das b wird geblasen), statt grüner Zweig-gruner Zwaig. Jedenfalls ist die Kuhländler Mundart die schwerstverständliche unter allen mährischen Mundarten.

Die Mollmelodien der alten Lieder des Kuhländchens weisen in die Zeit der Kirchentonarten zurück. Besonders charakteristisch ist die ungemein häufig wiederkehrende Modulation in die Paralleldurtonart und umgekehrt. Als Beispiel möge, weil über die Grenzen unseres Landes bekannt, das Lied „Feinsliebchen du sollst mir nicht barfuß gehn" (mundartlich: „Ai, Annle du soest mir nie boewes gien") genannt sein, bei dem Zuccalmaglio die melodische Linie wohl nur abgerundet hat.

Zu den beigegebenen Liedproben ist folgendes zu sagen.

Abschied der Braut. Die Hochzeit war und ist vielfach noch in allen ländlichen Gauen Mährens von einem ganzen Kranz alter Sitten und Gebräuche umgeben. Einer der wichtigsten Augenblicke ist der Abschied der Braut von den Eltern und Geschwistern. Das hier mitgeteilte Lied ist durch eine überaus eigenartige altertümliche Melodik ausgezeichnet. Der Gesang war vermutlich zwischen Chor und Einzelsänger verteilt. Welch anschauliches Bild stellt gleich die erste Strophe vor uns hin: die Reiter mit silbernen Sporen auf den mit roten Riemen geschmückten Pferden (vollständiger Text bei Meinert).

Die zweite Probe ist ein poetisch und musikalisch vollendetes Liebeslied: „Schotzle, wos hor ich dir Laeds geton."

Das dritte Lied, „Zu Partschendorf sind schöne Mädchen", ist ein Scherzlied, dessen Text sich auch schon in Meinerts Fyelgie findet. Die Melodie ist sicher jüngeren Ursprungs. In dem heiteren Liede finden sich Hinweise auf die schönen, bodenständigen — leider fast ganz verschwundenen — Volkstrachten.

Saatreiterfanfare. Am Ostersonntag reiten — meist junge — Männer in der Tracht auf schön geschmückten Pferden zur Kirche. Der Priester übergibt ihrem Anführer (dem Kraizlevotr) ein kleines geweihtes Kreuz und die Reiter umkreisen nun mit ihm den ganzen Feldbezirk des Ortes, um diesen in den Segen des Himmels einzuschließen. Dabei wird von Zeit zu Zeit die angegebene Fanfare geblasen. Der Brauch hat sich bis heute im Kuhländchen erhalten.

In den Flugschriften des Wiener Deutschen Volksgesangvereins (Verlag Robitschek, Wien I. Bräunerstraße 2) sind folgende Lieder aus dem Kuhländchen erschienen: in Heft 9 ein Chorsatz von Josef Götz von dem vorgenannten Liebeslied, in Heft 13 das Liebeslied „Diet bei jener Tonne (Tanne)", etwa vergleichbar dem schweizerischen „Dursli und Babeli", und ein liebliches Wiegenlied „Ich hor mai Keindle schloufe gelegt".

Ein anschauliches Bild einer Dorfkirchweih gibt das Lied „Kiemesschmaos, ju Kiemesschmaos" auf Einzelblatt 2 der Flugschriften des Brünner Deutschen Volksgesangvereins.

Ich weise nochmals auf die im Dreitannenverlag, Sternberg, herausgegebene Sammlung Kuhländler Volkstänze von Fritz Kubiena hin.

Olmützer Sprachinsel

Auf eine Liedprobe wird wegen des Platzmangels verzichtet. Ich mache aber auf das im ebengenannten Verlag erschienene „Olmützer Liederblatt" von Oswald Fladerer und Walter Hensel aufmerksam.

Nordmähren

Das Wesen des dort lebenden fleißigen, ernsten, besinnlichen und dabei körperlich schwächeren Menschenschlages prägt sich auch in den meisten Liedern aus. Das nordmährische Lied — vom westschlesischen nicht zu trennen — ist vorwiegend ernst und von großer Gemütstiefe. Die große Zahl von bodenständigen Weihnachtsspielen zeugt von den außerordentlichen poetischen Gaben des armen, vielfach mit Hausweberei beschäftigten Volkes.

Aus unserer ersten, vom Spieglitzer Schneeberg stammenden Liedprobe „Klaenes Kindla, wenns kennt sein" spricht die innige Liebe, mit der das Gebirgsvolk das kleine Jesulein betrachtet und ihm das Beste, was es hat, den warmen Platz hinterm Ofen, Butterbrot, den Rahm von der Milch und, wenn alles noch zu schlecht ist, auch das eigene Herz anbietet.

Schade, daß man von den zahlreichen wunderschönen Wiegenliedern Nordmährens nur eines hersetzen kann. Das schönste von allen ist wohl „Kindla mei,

schlouf och ei", zu finden im österreichischen Schulliederbuch von Fraungruber und Pommer, 3. Heft. Ich kann es mir nicht versagen, darauf hinzuweisen, daß die Eltern Franz Schuberts, des Komponisten von „Schlafe, schlafe, holder süßer Knabe" dem schlesischen Volksstamme angehörten. Der Vater war aus Neudorf bei Mährisch-Altstadt, die Mutter aus Zuckmantel im ehemaligen Öst.-Schlesien.

Das liebliche Wiegenlied „Dott off jennen Bergla", in welchem die singende Mutter das Kind mit einem Häschen vergleicht, ist aus Römerstadt.

Abendlied. Nicht als Kunstwerk — als solches wäre es nicht zu werten — als Dokument ergreifender Menschlichkeit möge dieses Lied hier stehen. Freilich wird es nur dem an das Herz rühren, den die Überbildung unserer Zeit noch nicht ganz von den Quellen reinen Menschentums fortgeführt hat.

Von zugänglichen Liedern seien noch genannt: das köstliche Tanzlied aus Mährisch-Rotwasser „Woß watt sich denn mei Hons gedenka" (1. Einzelflugblatt des Brünner Deutschen Volksgesangvereins) und das Abendlied aus Groß-Ullersdorf „Es dunkelt in den Wolken" (Flugschrift 7 des Wiener Deutschen Volksgesangvereins).

Eine schöne Sitte möchte ich kurz erwähnen, die bei den nordmährischen „Leinewebern" zu Hause war und in meiner Kindheit noch eine Rolle spielte. Es ist dies das „Fest der Lichtschnur". Beim Kürzerwerden der Tage wurde über dem Webstuhl eine Schnur gespannt, an der die Arbeitslampe hing. An dem Sonntag, nach welchem zur ersten Male bei Licht gearbeitet werden sollte, war im Gasthaus eine Tanzmusik. Durch die Breite des Saales war eine Schnur gespannt — die Lichtschnur —, aber sie war mit Früchten des Herbstes und mit Lebkuchen behängt, zum Trost für die lange winterliche Arbeitszeit.

Schönhengster Sprachinsel

Erstaunlich gut haben sich Volkslied und Volksbrauch in manchen Sprachinseln erhalten, vielleicht gerade deshalb, weil diese Deutschen so abgeschlossen wie auf einer Insel leben. So hat der Schönhengstgau viele schöne Lieder und Tänze. Die schöne Volkstracht ist nur mehr selten zu finden. Eine besondere Eigentümlichkeit der Mundart ist die zeitweilige Vertauschung von Vokalen und Umlauten mit Zwielauten, z. B. ich = eich, wieder = weider, gut = gaut, Sommer = Saummer, blüh = bleih, Kühlein = Keilich. Der kräftige und gesunde Menschenschlag ist ernst und wortkarg. Daß das Gemüt nicht fehlt, beweisen die Lieder. Um ihre Aufzeichnung haben sich besonders Walter Hensel und der Trübauer Wandervogel (Schönhengster Liederblatt der Mährisch-Trübauer Wandervögel) verdient gemacht. In dieser Sprachinsel begann auch Dr. Emil Lehmann seine für die sudetendeutsche Heimatforschung und Heimatbildung richtunggebende Arbeit.

Das Volkslied ist dort am ursprünglichsten und echtesten, wo der Mensch noch in und mit der Natur lebt. Ein prachtvolles Beispiel dafür ist der „Alte mährische Kuhreigen", den wir uns von zwei Hirtenjungen auf gegenüberliegenden Hügeln gesungen denken müssen. Mit Tonika und Dominante, den Urtönen unserer Musik, beginnt der Ruf; man fühlt sich fast versucht, an die aus gleichen Kraftquellen erwachsenen Themen Brucknerscher Symphonien zu denken.

Man kann es gerne glauben, wenn Meinert sagt, daß solche Gesänge im Freien auf ihn wie eine liebliche Naturerscheinung wirkten. Wem Meinerts Fyelgie zur Verfügung steht, der lese den poetischen Kuhreigen aus dem Kuhländchen. Oder Anette Droste-Hülshoffs sicher der Wirklichkeit abgelauschtes Gedicht.

Das zweite Beispiel „Mein Schatz zog in den Krieg", geht auf das sogenannte „Marlborough-Lied" zurück. Dieses Lied auf den berühmten englischen Feldherrn, Herzog von Marlborough, wurde angeblich im Jahre 1709 nach der Schlacht bei Malplaquet von einem französischen Soldaten gedichtet. Im Jahre 1781 erklang es plötzlich von einem Ende des französischen Reiches bis zum anderen. Maria Antoinettes Söhnchen hatte eine muntere, nordfranzösische Amme (Madame Poitrine), die das Lied sang, wenn sie den Dauphin wiegte. Die Königin hörte es, fand Gefallen daran, sang es selbst und schließlich sang es ihr der ganze Hof und in kurzer Zeit ganz Frankreich nach (siehe Erk-Böhme, Liederhort, II. Bd.). Von da drang das Lied nach England und Deutschland. Hier machte der Inhalt die Wandlung zum rein Menschlichen durch. Der Name des Feldherrn ist vergessen, es ist der Liebste des deutschen Mädchens, der in den Krieg zieht und fällt.

Ein lustiges Spottliedchen auf die verschiedenen Stände ist: „Wie machens denn die Maurer?"

Die Figuren des „Konofas-Tanzes" versinnbildlichen „Werft und Schuß" des bekannten Gewebes (Kanevas). Den ganzen Klangreiz der entzückenden Melodie kann man nur erfassen, wenn die Melodie zwischen den Textzeilen wirklich gepfiffen wird.

In anschaulicher Weise drückt sich der Kampf der Jahreszeiten in der uralten, bis in die germanische Vorzeit zurückreichenden dramatischen Darstellung des Streites zwischen Sommer und Winter aus. Sie fand auf der Dorfstraße statt. In Mähren hat sich dieser Brauch am längsten in den Sprachinseln Schönhengst und Deutsch-Brodek—Wachtl erhalten. Eine sehr schöne, vollständige Schönhengster Fassung mit der Singweise brachte Oberlehrer E. Böhs zustande und gab sie im Verlag Josef Czerny, Landskron, heraus.

Deutsch-Brodek—Wachtl

So klein diese Sprachinsel auch ist, in ihr sind beide deutschmährischen Volksstämme vertreten. Im Dialekt der Brodeker finden sich Elemente des schlesischen Sprachstammes, im Dialekt der Wachtler Anklänge an den bayrisch-österreichischen. Eine besondere Eigentümlichkeit der Mundart ist der Ersatz des anlautenden „w" durch ein geblasenes „b", z. B. Wer weiß wie heut's Wetter wird? — Bar beß bie heut's Bater berd? Die Verschiedenheit der Wachtler und Brodeker prägt sich auch in ihrem Wesen, in körperlichen Merkmalen und in ihren Liedern aus. Die Bevölkerung ist sehr arm, Strohflechten und Erntearbeiten in der Hanna müssen zum Lebensunterhalt beitragen. (Wer sich näher unterrichten will, lese das Werk „Die Sprachinsel Deutsch-Brodek—Wachtl" von Dr. Joachim Blösl, Verlag J. Czerny, Landskron.)

Eines der kostbarsten Lieder Mährens, vielleicht das älteste weltliche, das wir besitzen — kirchentonartlich! —, ist das von Josef Götz aufgezeichnete Morgenlied

„Schatz, steh auf, geh hacken, schneiden" (Flugschrift Nr. 7 des Wiener Deutschen Volksgesangvereins).

Der Text unserer ersten Liedprobe, „Müllers Abschied", gehört dem ganzen deutschen Volke an. Die von einem ruhigen, melodischen Schwung getragene Weise aber ist Eigentum der Sprachinsler.

Ein ergreifendes und in seiner Art einzig dastehendes Lied ist „Das gefangene Zeiserl".

Das Tanzlied „Mai Schatz is a Reiter" wird in seinem Schnadahüpfl-Charakter wohl mehr für die Wachtler Seite in Anspruch zu nehmen sein.

Die Christnachtfanfare stammt aus Olhütten. Die Bewohner dieses Ortes, der keine Kirche hat, werden durch diese Fanfare zum Gang in die Christmette geweckt.

Von allen Gebräuchen möchte ich nur des sogenannten Krugspieles gedenken, eines Reimspieles in 5 Gängen mit improvisierten Gesprächen und einem melodisch hübschen Rundgesang, das einen ganzen Abend in anregender Weise auszufüllen vermag und der Phantasie der Sprachinsler ein Ehrenzeugnis ausstellt. Ich zeichnete es nach den Mitteilungen des aus der Sprachinsel stammenden Dr. Sigmund Gröpl auf.

Eine Volkstracht hat sich in dieser Sprachinsel nicht erhalten.

Iglau

In der Iglauer Sprachinsel hat die Mundart schon bayrischen Grundcharakter mit einem mitteldeutschen Einschlag. Auch der stattliche Bevölkerungsschlag, namentlich die durch ihre Wohlgestalt und Üppigkeit berühmten Iglauerinnen weisen auf den bayrisch-österreichischen Stamm hin.

Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, hier eine dem älplerischen Schnadahüpfl verwandte Liedform, das sogenannte „Buhlerliedla", zu finden, für das zwei Beispiele mitgeteilt sind.

Einer alten Handschrift im Landesarchiv (1819), in der ein Schullehrer Köttner aus Willenz eine ausführliche Schilderung der Hochzeitsbräuche gibt und in der auch Lieder und Tänze mitgeteilt sind, entnahm ich das musikalisch prächtige „Husarenkind". Es ist ein sogenanntes „Tuschstückl", eines jener Lieder, die vom Vortänzer bei festlichen Gelegenheiten angestimmt und von den Musikanten begleitet werden.

Die dritte Liedprobe ist ein Maisingelied oder „Sommerlied". Die Freude über das Erwachen der ganzen Natur drückt sich in der in manchen Gegenden bis heute erhaltenen Sitte des Maigehens oder Maisingens aus. In den ersten Tagen des Frühlings gehen kleine Mädchen mit einem mit bunten Bändern und farbigen Eierschalen geschmückten Tannenbäumchen von Haus zu Haus, singen ihr Liedchen und empfangen dafür kleine Gaben. Auf die Eitelkeit der Menschen Bedacht nehmend, singen sie dabei allerlei Schmeichelhaftes: „Der Herr ist schön, die Frau ist schön, die Kinder wie die Engel!" Unsere Probe ist alt. Die zweite Strophe spielt auf das sogenannte „Totaustragen" an.

Hier sei auf das „Iglauer Liederblatt" von Göth und Hensel (Dreitannenverlag) hingewiesen. Das erste Lied desselben, das prächtige Wanderlied

„Was bekümmerts mich, wohin ich wandre", ist auch auf dem 7. Einzelflugblatt des Brünner Deutschen Volksgesangvereins zu finden.

Eine auf die glanzvolle Vergangenheit der alten Bergstadt Iglau zurückgehende Sitte, der von Johannes Haupt wiederbelebte „Berghäuerzug", soll wenigstens erwähnt werden.

Die farbenfrohe Volkstracht der Iglauer, in den Bildern des Malers Hans Canon festgehalten, ist in den Dörfern noch erhalten, beginnt aber schon stellenweise zu verschwinden.

Wischau

Die kleine Wischauer Sprachinsel hat sich die alte Volkstracht (Bild 17) und den eigenartigen Bau ihrer mit einem „Solder" oder „Söller"*) geschmückten Häuser noch bis in die Gegenwart erhalten können. Über die Stammeszugehörigkeit der Bewohner sind die Gelehrten verschiedener Ansicht. Die Mundart weist oberbayrische, sogar schwäbische Merkmale auf. Auch hier finden wir das anlautende w oft durch ein b ersetzt, wie in der Wachtl—Brodeker Sprachinsel. Die Ausbeute an Volksliedern ist nicht groß. Auf dem 6. Flugblatt des Brünner Deutschen Volksgesangvereins ist das poetische Wanderlied „Wohlauf, ihr Wandersleut", das auch über den Rahmen unserer Heimat hinaus Verbreitung gefunden hat. Es wurde gerne bei Wallfahrten gesungen. Im Heft 1/2 1931 der Zeitschrift „Deutsch-mährisch-schlesische Heimat" werden einige Volkslieder von Ernst Schatek mitgeteilt.

Unsere Liedprobe ist ein Hirtenlied, in seiner Art ein kleines Meisterwerk, das nach den Mitteilungen des Schulleiters Schatek noch heute in Gundrum in der Kirche gesungen wird.

Brünner Sprachinsel

In der Brünner Sprachinsel, die man eigentlich zu Südmähren rechnen kann, hat sich nur die Tracht der Kumrowitzer Bäuerinnen, der sogenannten „Baseln", bis in die Gegenwart erhalten können. Wie in der Nähe jeder Großstadt, ist die Volksüberlieferung hier schon sehr stark zusammengeschmolzen.

Die erste Liedprobe ist ein Koseliedchen für Kinder, „Grüans Bantal". Es wird ziemlich frei von Takt, mehr nach der Wortbetonung, gesungen.

Das zweite Liedbeispiel ist ein textlich schönes Liebeslied: „Schönster Schatz, verzeih es mir."

Südmähren

Der deutsche Südmährer und der benachbarte Österreicher gehören demselben Sprachstamm an. Im Gegensatz zu den Gebirgsbewohnern Nordmährens sind die Südmährer ein stattlicher, wohlgenährter Menschenschlag. Nur die Bewohner des Zlabingser Ländchens, die unter ungünstigeren Verhältnissen leben, machen eine Ausnahme. Gerade dort ist aber die Volksüberlieferung noch besonders reich. Ich verweise auf „Das südmährische Heimatbuch", dem auch ein großer Abschnitt über die Iglauer Sprachinsel angegliedert ist.

*) Ein Vorbau, der nach vorne einen hübsch geformten Torausschnitt und ein nur niedriges Türchen aus Holz hat.

Der Reichtum an bodenständigen Liedern ist in Südmähren — im Vergleich zum Norden des Landes und den Sprachinseln — nur gering. Dagegen ist die musikalische und stimmliche Veranlagung im allgemeinen ausgezeichnet. Daß auch die Sangesfreude nicht gering ist, kann man bei den Heimarbeiten, z. B. im Gebiet der Pollauer Berge beim Haarnetzknüpfen oder Handschuhnähen, beobachten. Es ist auch bezeichnend, daß ich mehrere handschriftliche Liederbücher (bis in die letzte Zeit fortgeführt!) vorfand. So enthielt das Liederbuch der jungen Hanni Müllner, Bratelsbrunn, schon 1922, als ich dort Melodien aufzeichnete, 108 Lieder, wenn auch allerdings nicht durchwegs wertvolle und bodenständige. Daß in Südmähren viel alpenländische Lieder gesungen werden, wurde schon erwähnt.

Ein anschauliches Bild von der Arbeit der Weinbauern gibt unsere erste Liedprobe: „Der Weinstock."

Das „Krippenlied" zeigt uns die Verwandtschaft mit dem alpenländischen Lied besonders deutlich. Es ähnelt ungemein dem Tiroler Krippenlied „Es wird ja schon dumpa", das als erstes Lied in dem prächtigen Werke „Alpenlieder aus Deutschösterreich" von Dr. Wilhelm Kienzl und Viktor Zak enthalten ist.

Die Stadt Zlabings kann sich rühmen, die Sitte der Nachtwächterrufe und der Turmfanfaren bis in die Gegenwart erhalten zu haben. Die mitgeteilte „Turmfanfare" wird nach jeder Tagesstunde vom Turm geblasen.

Viel Poesie ist auch mit den früher so verbreiteten Nachtwächterrufen verloren gegangen. In unserer Liedbeilage stehen zwei „Nachtwächterrufe" des alten Hellner aus Schattau, freilich nur eine kleine Auswahl aus vielen anderen.

Der schöne Brauch, bei der Totenwache Lieder zu singen, in denen man den Verstorbenen gewissermaßen Abschied von der Welt und seinen Lieben nehmen läßt, hat sich im deutschen Thayagebiet verhältnismäßig lang erhalten (siehe das „Totenlied" der Beilage). Ich möchte darauf hinweisen, daß der Schlußchor der Matthäuspassion mit seiner bei Bach so seltenen volkstümlichen Melodik aus dieser Sitte des Totenliedersingens herausgewachsen ist. Damals bestand eben noch nicht die unheilvolle Kluft zwischen Volks- und Kunstmusik, die unserer entwurzelten Zeit den Stempel aufdrückt.

* * *

Die Sehnsucht nach Gesundung und Erneuerung ist eines der hervorstechendsten Merkmale unseres Zeitalters. Sie zieht uns entwurzelte und überbildete Städter so triebhaft zur ursprünglichen Natur, sie führt uns auch zum Volkslied. Dieses ist ja nichts als der unverfälschte Spiegel der Seele unseres Volkes, in den wir nicht oft und nicht tief genug hineinsehen können, wenn wir nach Einfachheit, Wahrhaftigkeit und nach Erkenntnis unseres ureigenen Wesens verlangen. In der liebevollen Pflege unseres Volksliedes und unseres Brauchtums sehen wir auch eines der wichtigsten und dabei unpolitischen Mittel, unser Volkstum zu bewahren.

So sollen diese Zeilen dem Deutschmährer ein Stück Heimat ans Herz legen, das er sich aus dem beiliegenden Liederheft ersingen möge! Die Liedproben sollen aber auch unseren Volksangehörigen in Österreich und Deutschland zeigen, daß das Lied — sehr oft sind unsere Lieder nur andere Fassungen allgemein verbreiteter deutscher Lieder—ein gemeinsames Band um alle Menschen deutscher Zunge schlingt.

Die Höhlenwelt des Mährischen Karstes

Von Ing. Julius Simon

Aus der Ferne grüßen die dunklen Wälder der Berge, die Mährens Hauptstadt in weitem Bogen umschließen. Gegen Süden öffnet sich der Ring und gibt Raum für fruchtbares Ebenland, durch das die mit der Zwitta vereinte Schwarza ihre unergründlichen Wasser der Thaya zuführt, an deren rechtem Ufer die Pollauer Berge, unserem Auge noch erkennbar, aufsteigen. Am Fuße dieser Juraklippen, zwischen den Dörfern Unter-Wisternitz und Pollau, liegt mitten im Rebengelände die im Jahre 1924 erschlossene berühmte Mammutjägerstätte.

Im Norden Brünns, oberhalb der Zementwerke von Malomierzitz, dort, wo der Berg weit aufgerissen ist, beginnt das Reich des Mährischen Karstes mit den geheimnisvollen Höhlenbächen und Höhlenlabyrinthen. Diese Wunder ewig zerstörender und wieder bildender Naturgewalten liegen in einem Zuge devonischen Kalkes von etwa 500 m mittlerer Seehöhe, der beim Hadyberge beginnt und mit der Zwitta gleichlaufend nordwärts bis Niemtschitz, Bezirk Boskowitz, reicht, mithin eine Länge von fast 26 Kilometern besitzt, während seine größte Breite kaum 6 Kilometer mißt. Im Westen ruht der Kalk auf den Syenitbergen östlich von der Zwitta, während seine östlichen Ausläufer zumeist auf den mächtigen Kulmschichten des Drahaner Plateaus lagern.

Vier Wasserläufe — der Rziczkabach, der Kiriteiner Bach, der Jedownitzer Bach und die Punkwa mit ihren Nebenflüssen — geben dem langgestreckten Höhenzuge ein charakteristisches Gepräge und gestatten eine Gliederung des Geländes in drei Abschnitte, den südlichen, mittleren und nördlichen Karst.

Der südliche Teil desselben, von seinen Anfängen bis zur Höhe des Kanitzer Reviers und den Dörfern Prosetsch und Brzezina reichend, wird unterhalb von Ochos von einem Tale durchbrochen, das in langer Flucht von Nordost nach Südwest verläuft. Es ist das liebliche Tal der Rziczka, welche auch die Hostienitzer Wasser, die jenseits des östlichen Bergrückens in den hohen Wäldern um den Kalecznik ihre Quellen haben, nach längerem, unterirdischem Laufe in sich aufnimmt. Die zerklüfteten Steinwände bergen die Wunder der Unterwelt. Wir sind mitten in einer bedeutsamen Höhlengegend. Hoch über der Talsohle, von hohem Buschwerk umsäumt, winkt der weite Eingang zur schmucklosen „Backofenhöhle", auch „Pekarna" oder „Kostelik" genannt, die als einstiger Wohnplatz des Eiszeitmenschen zu den bekanntesten paläolithischen Fundplätzen Mitteleuropas zählt. Seltsame Funde wurden unter Wankel, Makowsky, Kříž u. a. gehoben, aber niemals kam es früher zu einer gründlichen Durchforschung des Höhlenbodens, was durch die

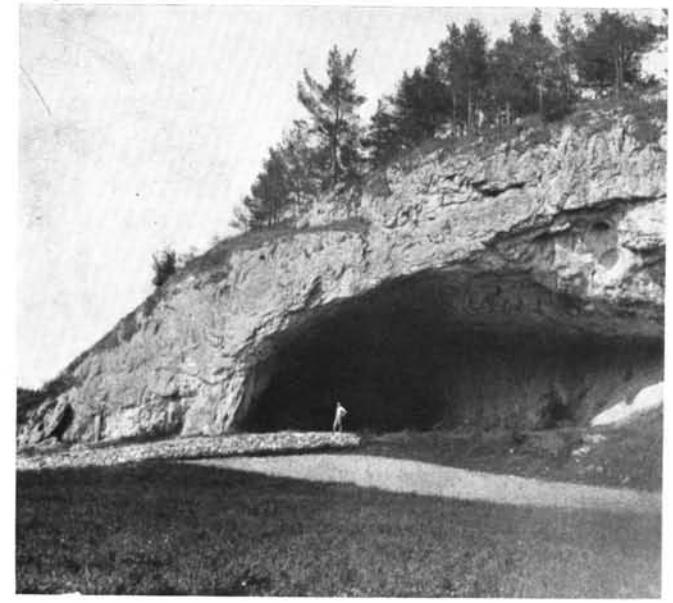


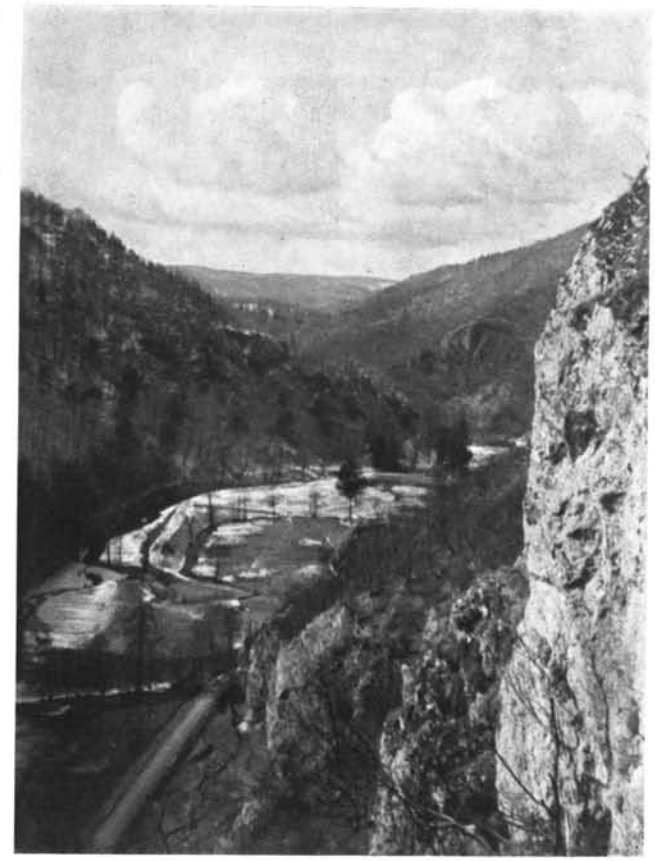
Bild 18

Der „Schopfen" bei Sloup

Othmar Metzker

Bild 19

Blick vom Rabenstein ins Josefstal



Josef Arbter

letzten Grabungsarbeiten von Dr. K. Abſolon und R. Czijchek einwandfrei nachgewieſen werden konnte, denn koſtbares Material wurde aus ungeſtörten Schichten neuerdings zutage gefördert und ins Landesmuſeum gebracht.

Nördlich von der Backofenhöhle, am rechten Ufer der Rziczka, ſtoßen wir auf die „Wolfsgrotte“, die durchwühlte „Schwedentiſchgrotte“, die Fundſtätte des diluvialen „Unterkiefers von Ochos“, den der Altmeiſter der mähriſchen Naturforſchung, Prof. Anton Rzehak, wiſſenſchaftlich bearbeitet hat. Am linken Ufer, der Wolfsgrotte gegenüber, leitet uns ein trockenes Bachbett zu einer im Fels eingebauten, ſchweren Eiſentür. Wir halten vor der „Ochos-Hoſtienitzer Höhle“, der größten und intereſſanteſten Tropfſteingrotte des Rziczkatales, die im Jahre 1831 durch Zufall entdeckt wurde. Zur Zeit der Schneeſchmelze durchſtrömen die Gewäſſer von Hoſtienitz brauſend und tobend die geräumigen, langgeſtreckten Hallen und hüten beſſer als Tür und Tor die Schätze der Erde. Klüfte und Spalten führen in unbekannte Räume und bilden derzeit das Forſchungsgebiet des Vereins für Höhlenkunde in Brünn.

Doch nun weiter! Vor uns liegt in breiter Front der mittlere Teil des Mähriſchen Karſtes, im Norden begrenzt von den Ortſchaften Olomutſchan, Laſchanek und Ruditz. Das an der öſtlichen Karſtgrenze gelegene Kiritein mit der impoſanten Wallfahrtskirche erreichen wir von Ochos in einer Stunde. Diesmal iſt's das Kiriteiner Tal, an das ſich unmittelbar das romantiſche Joſefstal anſchließt und das wir nun von Oſt nach Weſt durchwandern wollen. Das Kiriteiner Bächlein iſt auf kurze Zeit unſer Führer. Von den Klüften und Schlünden der Kalkformation verſchlungen, verſiegt es alsbald in ungeſchaute Tiefen. Waſſerſchlinger und Dolinen, ſteile Felſenriffe und graue, glatte Wände mit Waſſermarken vergangener Zeiten ſowie ſchwarze Felslöcher laſſen erkennen, daß wir wieder im Höhlengebiete ſind. Wir laſſen die dem Vorzeitforſcher bekannte kleine „Žitnýgrotte“, die „Raſtelbinderhöhle“ und die „Marienhöhle“ — alle drei in der linken Talflanke — ſowie die gegenüberliegende unfreundliche „Wokounhöhle“ — benannt nach jenem Laurenz Wokoun, der die Burg Novyhrad 1645 an die Schweden verriet — bald hinter uns. Eine Wegkrümmung noch und wir halten vor der großen „Auslaßhöhle“. Alsbald hat ſie uns in ihr Labyrinth aufgenommen, das eine Fläche von mehr als 3000 m² bedeckt und ſich in mehreren Stockwerken aufbaut. Was dieſe uralte, düſtere Höhle an Abgründen, ſchwer zugänglichen Strecken und Irrgängen aufzuweiſen hat, berichten ſchon die Forſcher der Alten und ſpäter Altgraf Hugo Salm mit dem Ausdrucke von „Grauen und Schauer“. Die während des Weltkrieges aufgenommenen und in der Folge wieder aufgelaſſenen Schürfungen auf Phosphaterde haben zwar zu einigen Neuentdeckungen geführt, das Höhlenbild ſelbſt aber noch verworrener geſtaltet. Obwohl die Auslaßhöhle durch Wankel, Hochſtetter, Szombathy u. a. vielfach durchwühlt wurde, haben die letzten Grabungen Mengen foſſiler Knochen des großen Höhlenbären und anderer Höhlentiere zutage gefördert, dagegen nur ſpärliche Reſte von Werkzeugen des Vorzeitmenſchen.

Dem Wirrſale der weiten Hallen und langen Gänge entronnen, wandern wir wieder zu Tale, an wechſelndem Waldgelände, an ſchroffen Felspartien vorbei der ſagenhaften „Stierfelshöhle“ zu. Auch das Kiriteiner Bächlein iſt wieder an der Oberfläche und begleitet uns munter plätſchernd durch blumigen Wieſengrund.

Eine offene Felshalle, der „Heidentempel", auch „Rittersaal" genannt, thront zur Rechten malerisch über uns. Noch wenige Schritte — — —. Unwillkürlich verharrt der Wanderer beim Anblicke der überhängenden Wand des Stierfelsens. Wiederum ist's ein ehemaliger Wasserlauf — der Jedownitzer Bach trat einstens hier zutage —, der uns den Weg ins Bergmassiv weist. Gewaltige Wassermengen müssen hier am Werke gewesen sein, um die eindrucksvollen Dome erstehen zu lassen, deren geheimnisvoller Zauber zu allen Zeiten zahlreiche Besucher anlockte. Wissenschaftlich wurde die Stierfelshöhle bereits 1669 durch Hertod begangen. Zwei Jahrhunderte später, im Jahre 1868, entdeckte hier Dr. Wankel morsche Überreste des diluvialen Menschen, die ersten auf dem Boden der alten österreichisch-ungarischen Monarchie, und bald darauf, im Jahre 1873, das weltbekannte Fürstengrab aus der sogenannten Hallstattperiode, das eine Zierde der Sammlungen des österreichischen Staatsmuseums in Wien bildet. Dr. Heinrich Wankel machte auch sonstige reiche Funde von kulturhistorischer Bedeutung, doch haben auch die Forscher unserer Tage, so Dr. Karl Absolon, Rudolf Czischek u. a., mit Glück gegraben und Reste einer primitiven paläolithischen Kultur gehoben.

Die „Brunagrotte" in der Stierfelshöhle, die Winterkletterschule unserer Alpenfahrer, die allerdings seit längerer Zeit für Besuche gesperrt ist, wurde 1902 von Ing. Hermann Bock, das „Bergschloß", ein oberes Gangsystem, von der Höhlenforschungsgruppe im Verein deutscher Turisten 1909 entdeckt. Durch Auspumpen des die alte Höhle abschließenden Schenksyphons und anschließende Sprengungen wurden im Jahre 1920 einige hundert Meter Neuland, große Hallen und interessante Canons, unter Ing. Nouackh erschlossen und damit ein Teil des unterirdischen Höhlenlaufes des Jedownitzer Baches gefunden. Der tiefe Schenksyphon ist heute wieder wassererfüllt und unpassierbar, weil der Verein deutscher Turisten jegliche Forscherarbeit einstellen mußte, obwohl ein weites Gebiet — von den Abgründen der Hugohöhlen bei Ruditz bis zur Stierfelshöhle — seiner Erschließung harrt. In diesem schönsten Teile des Josefstales, schräg gegenüber der Stierfelshöhle, öffnet sich auch in der südlichen Talwand der Berg. Die „Evagrotte" und viele der kleinen Nebenhöhlen dürften noch mancherlei Kostbarkeiten bergen.

Wir sind an der nahen Grenze der Syenitberge und lenken unsere Schritte nunmehr nach Nordost, über das Kalkplateau der Dierawka und Pokojna an zahlreichen Dolinen und Wasserschlingern, verfallenen Erzgruben, an den Hugohöhlen vorbei über den Harbech, der unter fruchtbaren Feldern uralte Riesenhöhlen in sich birgt, in den nördlichen Teil des Mährischen Karstes, in jenes klassische Gebiet der Höhlenforschung, welches den weltbekannten Erdsturz der „Mazocha" umlagert.

Am bequemsten ist der Zugang zu ihr von der Eisenbahnstation Blansko aus zu Fuß oder mittels Kraftwagens; das von zahlreichen Eisenwerken besiedelte breite Ernsttal hinter uns lassend, halten wir bei der idyllisch gelegenen Felsenmühle. Graue Felstürme, rißdurchzogene Wände, von schlanken Tannen, knorrigen Buchen und windzerzausten Eiben gekrönt, sowie weite Trümmerhalden einstiger Felsherrlichkeit blicken auf uns herab. Zu Füßen glitzert und flimmert es im klaren Wasser der nie versiegenden Punkwa. Blumiges Wiesengrün deckt die feuchte Tal-

sohle. Hier gabelt sich das Tal. Der Weg zur Rechten führt über eine steinerne Brücke an der alten Salmschen Jagdhütte vorüber ins Dürre Tal, wo sich am Fuße der linken Felswand der Eingang zu dem größten bis jetzt bekannten Höhlenraume unserer Landschaft, der „Katharinenhöhle", befindet. Talaufwärts, an zahllosen versteckten Grotten, so der Pferdegrotte, Ritterhöhle, Králhöhle, Kalahöhle u. v. a., vorüber gelangen wir zu den Ortschaften Wilimowitz und Ostrow, wo die einst schlammerfüllte, schmutzige Kaiserhöhle, die seit kurzer Zeit allgemein zugänglich gemacht wurde und nun im Glanze der elektrischen Lampen viel Sehenswertes bietet, sowie die ebenfalls erst seit drei Jahren erschlossenen Ostrower Tropfsteinhöhlen unsere Aufmerksamkeit fesseln. Dann folgt Holstein mit dem Burgfelsen, der die Trümmer einer einstigen Raubfeste trägt. Die „Burgverließhöhle" — die Einheimischen nennen sie „Hladomorna" — und die weitverzweigte, von mancher Klettergilde vielbefahrene „Schinderhöhle" oder „Rasowna" laden zu kürzerem Aufenthalte oder längerer, anstrengender Kletterarbeit.

Zur Linken der Salmhütte abzweigend, führt eine moderne Autostraße ins Öde Tal, schmiegt sich eng an die rauschende Punkwa an und verläßt sie erst bei deren Riesenquelle. Die Tallehnen treten zusammen. Zu beiden Seiten der Waldstraße strebt Fels um Fels himmelwärts. Diese Steinburgen öffnen die Pforten zu einer seltsamen, an Wundern reichen unterirdischen Welt. Die in den Jahren 1909—1914 entdeckten gewaltigen Punkwahöhlen führten zur Eroberung des bisher nur äußerst schwer zugänglichen Mazochagrundes und die weiteren Forschungsarbeiten wenige Jahre später zur Erschließung der „Punkwawassergrotten" und der feenhaften „Masarykhöhle", einer der schönsten der Welt. Damit rückte die Höhlenforschung näher heran an die Lösung des Mazocha-Punkwa-Geheimnisses.

Unbegreiflich schön und voll tiefer Eindrücke ist eine Kahnfahrt auf den flimmernden, blaugrünen Wassern der unterirdischen Punkwa. Ein etwa 440 Meter langer künstlicher Tunnel, mit einer gewaltigen Sperrschleuse versehen, verhindert bei Hochwasser eine Überflutung der köstlichen Punkwawasserhöhlen.

Beim Mazochaaufstiege, an der „Labyrinthgrotte" und der „Höhle Nr. 17" vorbei, an unzähligen kleinen, dunklen Felsenfenstern und düsteren, hohen Toren vorüber, die ihre Geheimnisse seit Urzeiten hüten, bringt uns eine einstündige Wanderung durch das stille Öde Tal zu den altbekannten Slouper Höhlen und Abgründen, der Schoschuwkahöhle und endlich zum Wallfahrtsorte Sloup.

Wilde, gewaltige Ströme haben einst diese Täler aus dem massiven Felsen gesägt und ausgeschliffen und jene mächtigen Höhlen geschaffen, die das ganze Kalkgebiet wie einen Schwamm durchlöchern. Luhabach und Bila Voda ziehen am Grunde unbekannter Tiefen in ewiger Finsternis ihren Lauf, um am Grunde der einst „schrecklichen" Mazocha vereint zu werden. Zu alledem dürfte die Zeit nicht ferne sein, die dem Wandervolke neue Sehenswürdigkeiten erschließen wird.

Wir nehmen Abschied vom Reiche der Unterwelt, von den großen Wundern unseres herrlichen Karstgebietes und traben frohgemut bahnwärts.

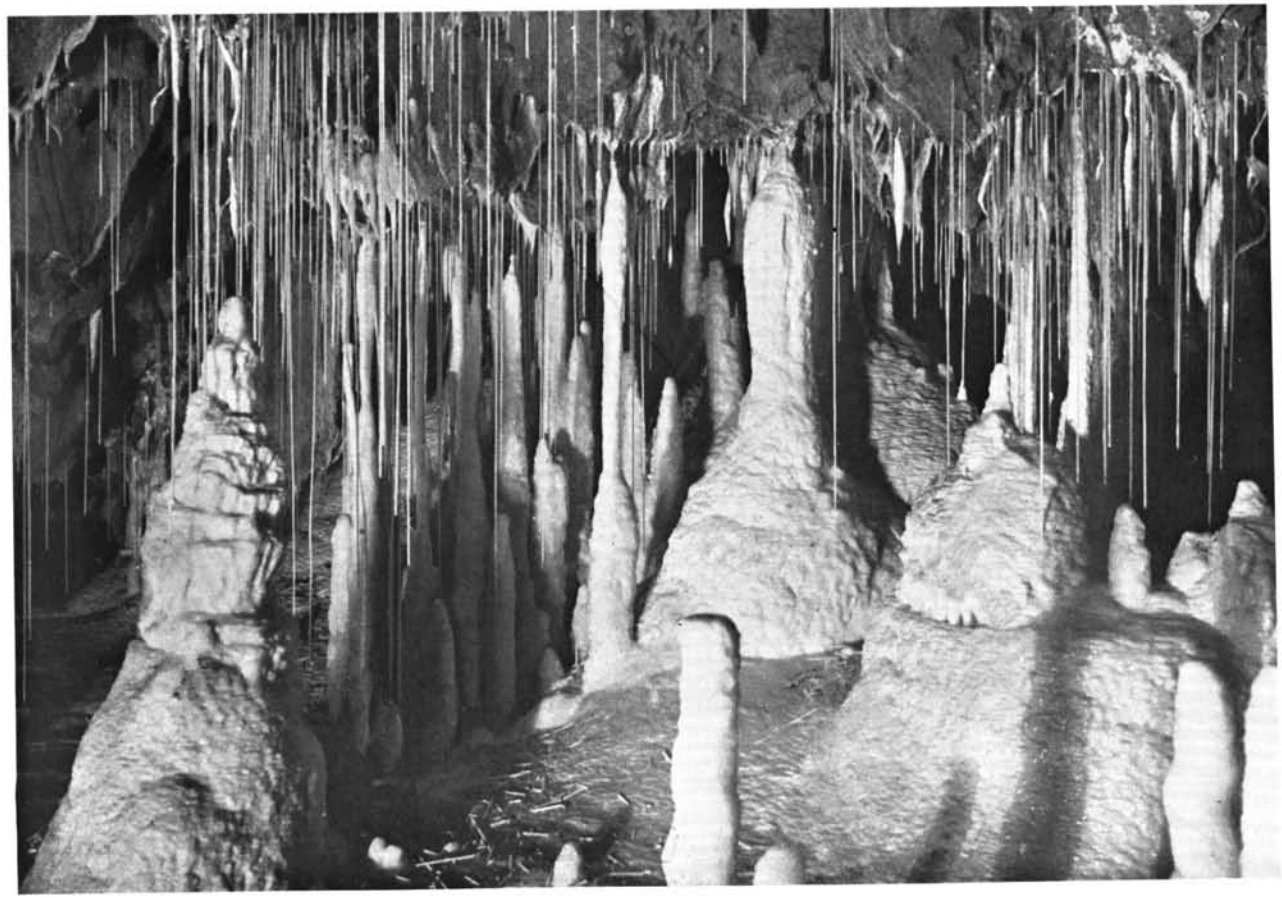


Bild 20 Aus den Wasserhöhlen der Punkwa Dr. Karl Absolon

D. & Ö. Alpenverein
Sektion München (E.V.)

Landſchaft um Wangenitz

Von Dr. Roman Lucerna, Prag

Eine Geologie der Hüttenumgebung*) ſoll hier nicht gegeben werden, wohl aber eine kurze morphologiſche Beſchreibung und Erklärung der an Einzelheiten überaus reichen Felslandſchaft.

Beſchreibung

Das Wangenitzkar iſt ein zuſammengeſetztes Kar, ein typiſcher Urgeſteins-Karſchluß, jedoch von beſonderer Eigenart. Verwandte Kare haben die Schleinitz an ihrer Oſtſeite, ebenſo Zopenitz und Redſchitz, doch erreicht Wangenitz der Seen wegen eine Art Höhepunkt der Ausbildung. Der ganze Karraum iſt nichts anderes als der heute bloßgelegte Sockel eines früheren breiteren Kammes, in deſſen Gipfelhang Einmuldung und dann Eintiefung bis zu den heutigen Seegründen herab erfolgte.

Zwei Karterraſſen mit den beiden Seen und eine Schutterraſſe am Fuße der Feldſcharte (Untere Seeſcharte) nehmen das Mittelfeld ein. Die Felsſchwelle zwiſchen den beiden Seen iſt eine von mehreren ſeichten Furchen durchzogene Rundbuckelſchwelle, die zum Teil ſteil aus dem Kreuzſee anſteigt und ſteil zu dem tieferen Wangenitzſee abbricht. Hier bildet der Kreuzſeeabfluß eine kurze Schlucht, um in wenige Meter hohem giſchendem Waſſerfall in den Hauptſee ſich zu ergießen. Die Rundbuckel der Schwelle erinnern an das ſie formende Firneis von einſt, das ſich aufbrandend aus dem einen Seebecken in das andere herabwarf. Die Rundwanderung bietet prächtige Blicke auf wechſelnde Szenerie. Den Hauptſee ſtaut eine zweite größere Rundbuckelſchwelle, die Hüttenſchwelle, die in mehrere Abteilungen zerfällt (hiezu Bild 21 und 22). Auf der nördlichen Plattform, die mit dem vorgeſchobenen Bergfuß des Nordkammes verſchmolzen iſt, liegt die Hütte. Dann folgen drei Furchenzüge, geſchliffen vom ſtellenweiſe ſteil aus dem Becken ſteigenden Eiſe. Sie ließen Rundbuckelrücken zwiſchen ſich und ſtellten dem nachfolgenden See die Wahl des Abfluſſes frei, der ſich mittels ſeenartiger Erweiterung für die Mittelfurche entſcheiden konnte. Dieſe begrenzt im Süden über einem Furchenanſatz ein Rundbuckelberg, der „Seekopf", trümmerumſäumt und mit ſtattlicher Bruchwand über dem Taltrog; mit ſeinem geſchliffenen Scheitel ein köſtlicher Platz zwiſchen ſinkenden Tiefen und ragenden Höhen. Die ſüdliche Doppel-

*) Die Geologie der vorzugsweiſe aus hellem Gneis und roſtbraun verwitterndem Schiefer beſtehenden Hüttenumgebung wie der Schobergruppe harrt noch einer beſonderen Unterſuchung, die ſie genauer mit der alpinen Deckentheorie in Einklang bringen dürfte.

furche begrenzt der südliche Schutthaldensaum. Im Norden aber durchfurchen die Seeterrasse „Kluftgassen" in der Fortsetzung der Buchten. Sie geben dem Wegbogen um den See Gelegenheit zu Auf und Ab.

Am Südende des Kreuzsees liegt zwischen Schuttfuß und Felsschwelle eine sanft zum See sich senkende Bergwiese; eine Oase inmitten dieser Schutt- und Felswüste. Sie erklärt sich folgendermaßen: Der Schuttkörper darüber ist bis in den Hochsommer hinein schneeschmelzwasserreich und staubreich. Am Schuttfuße entspringen die Schuttquellen, deren zwei, mit anknüpfenden Rinnen heute noch sichtbar, im Hochsommer versiegt sein können. Die hervorrieselnden Wasser schwemmten altes Material zu dieser seltsamen Festwiese zusammen. Ein anderer Garten liegt nördlich des Kreuzsees eine Stufe höher, ein ausgefüllter Seegrund mit Schuttteller und aufgesetztem Pflanzenpolster. Unweit davon ein von Rundbuckelabfällen umsäumter idyllischer See.

Der Karrahmen umfaßt das Mittelfeld mehrfach gegliedert. Von allen Seiten öffnen sich gegen das große Seekar höhere Karnischen. Da ist das Doppelkar unter der Himmelwand mit prächtiger, naturgepflasterter Terrasse, welches vorzieht, in vierfacher Gliederung unmittelbar zum Taltrog unter dem Seebord abzufallen. (Der Karraum unterm Seichenkopf bleibt hier als zu entlegen außer Betracht.) Die Nische unter dem Gaiskofel ist schutterfüllt, doch zeigt der Felsgürtel über dem See den Ansatz zum Kar. Kleinkare mit Schuttwällen öffneten die Obere Seescharte und die Feldscharte. Bogenuntergrabung gliederte das schwarz- und grüngesprenkelte Feldköpfl, Eisterrassen seine Flanke, Firnflecke kappten die Pfeilerspitze seines Nordgipfels.

Viel höher ist der rostbraun zerfressene Nordkamm, daher trotz Südauslage stärker geteilt. Den Südsaum der Perschitzmasse bildet eine mehrfach gespaltene und durchbrochene Umfassungsmauer, die den oberen Raum als einheitlichen Gipfelkörper zusammenfassend abschließt. Es ist der Groß-Perschitzkopf, in dessen oberem Teile die jüngeren Spitzen eingesetzt erscheinen. Hier zerspaltet den Perschitzkopf ein Hochkar, dessen brauner Schuttsaum, auf Felssockel ruhend, es nach außen abschließt. Ein Fadengrat auf breitem Pfeilerfuß (siehe „verjüngter Pfeiler" auf Bild 26) begrenzt es gegen das Gassenkar zur Perschitzscharte, dem Moränenkörperchen innewohnen als letzte Reste eines verflossenen Perschitzgletschers. Terrassenförmig übereinandergeordnet (siehe Bild 24) sind die Grundmauern des Kruckelkopfes (Mittelgipfel des Zuges), ganz ähnlich gegliedert wie die entsprechende Seite des Petzecks, das hier, als außerhalb der engsten Hüttenumgebung gelegen, außerachtgelassen wird. Allein ein absonderlicher Bau ist das langgezogene Schlauchkar, das sich gegen die Hütte zu öffnet und nach oben an der Scharte der Perschitzschneide endet. Es begleitet die Fußmauern des Perschitzkopfes im Süden und ist schattenmäßig vertieft. Seine Geradlinigkeit zeigt, daß es mit einem der wichtigsten Kluftsysteme der Gegend in ursächlicher Beziehung steht. Es ist im unteren Teile dieselbe Kluftrichtung, die im nordwestlichen und südöstlichen Kreuzseearme zutage tritt. Im oberen Teile sieht man wie sonst nirgends in der Gegend Schichtköpfe, durch Firnerosion losgebrochen, in nordöstlicher Richtung das Kar durchziehen. In der Schattenrinne sind Schichtbänke zu Becken erweitert, mit kleinen Seen, die stufenförmig übereinander folgen. Zuoberst läuft das Kar in einem

muldenförmigen Trichter, der die gestaltende Firnmulde wiedergibt, am Kamme aus. Das ganze Schlauchkar (Steilgang) ist ein Bild lebhaftester und eben verwichener Firnerosion wie die Seeschwellen früherer Gletschererosion. Wir werden hier auf eine Eintiefung von Schneeklammen und Schneeschluchten geführt, wie sie, vielfach an Klüftung geknüpft, das Relief der Felsmauern bewirkt und vieles Detail der Hochregion. Frost und Verwitterung, Schneeplätze und Schluchten sind ebenso viele Bohrer und Meißel, die das kunstvolle Naturbild der Felsszenerie schufen. Sind Unternagung und Felsabbruch anderswo bestimmend, so beherrscht in diesem schneegebleichten Steilgang Firnzernarbung weithin das Bild. Wer würde, was die Karte verschweigt, in diesem Hochgang ein felsumstandenes Seebecken vermuten! Den nicht tiefen Schlammboden bedeckt eigenartig Pflanzengeflecht. Wo dieses fehlt, sieht man Dämme, etwa einen Finger hoch und ein bis mehrere breit, viele Meter schnurgerade dahinziehen. Abgeknickt und sich kreuzend, oben geradlinig geborsten, scheinen sie unterseeische Gänge eines rätselhaften Tieres.

Im Felsrahmen fällt besonders das Bergsturzgebiet im Süden auf. Die Ausbruchnische darüber, eine muschelförmige Schichtfläche, die die Überlast abgeworfen, glänzt heute wie ein matter Hohlspiegel grünlichfahl. Der Gipfel zwischen den Scharten führt nördlich eine prachtvoll gebogene Bogenkluft, die am besten von den nördlichen Armen des Kreuzsees zu erblicken ist. Eine Kette übereinanderliegender Bogenabbrüche früherer Firnfeldbänder ziert die Ostflanke des Feldköpfls.

Die Seen. Über die großen Seen (siehe Nebenkarte) selbst besitzen wir eine schöne Untersuchung in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien (1905, S. 560) von Wissert.

Hören wir den Seekundigen. Wissert hat die Seen im August 1904 mittels eines vom Tristacherse nicht ohne Beschwerlichkeit heraufgeschafften Bootes ausgelotet. Darnach hat der große See ein Areal von 21·57 ha, eine Breite von 400 m, eine Länge von 766 m und eine größte Tiefe von 48 m. Letztere liegt etwa in der Mitte des nördlichen Seedrittels, etwas näher dem Nordostufer. Der See zerfällt in zwei Teilbecken, ein größeres nördliches und ein kleineres südliches. Ein unterseeischer Wall trennt beide, der am Westufer etwas südlich der Westbucht anknüpft und dem ein Inselzug entragt, aus niederer Doppelinsel und einer etwa 2 m hohen, mit niederem Felssaum umgebenen Ostinsel bestehend. Die Untiefe zwischen den beiden Inseln beträgt nur 1·5 bis 2 m. Der Hüttenwirt erzählt, daß Einheimische zu Schiff eine Insel erreicht hätten, allein das lose befestigte Boot trieb ab und jene gerieten in Seenot, aus der sie erst nach längerer Zeit Vorübergehende, die das Schiff zurücklenkten, glücklich befreiten. Die Ostinsel bricht östlich steil unterseeisch ab. Vom Wege zur Oberen Seescharte sieht man um Mittag bei Sonnenschein das Versinken der Felskante in die blaue Tiefe. Wissert lotete zehn Meter vom Ufer weg bereits 15 m. Das Lot geriet in dieser Gegend einmal in 39 m Tiefe auf Felstrümmer. Die Schwelle setzt sich jedoch weiter fort und nähert sich weiter östlich als breite und längliche Schuttfläche, vom Seekopf bei ruhigem See als grünlicher Streifen deutlich wahrnehmbar, auf angeblich 7 m der Seeoberfläche. Das uferparallele Südbecken südlich dieser Insel-Untiefenschwelle ist schmal

und erreicht im Westdrittel 22 m Tiefe*). Sehr interessant ist die um 3 Uhr nachmittags aufgenommene Temperaturtabelle. Die Temperatur der Oberfläche betrug 9·6°, in $^1/_2$ m Tiefe nur mehr 8°, in 1 m Tiefe 6·7° und nun folgt eine Abnahme, die zwischen 0·3 bis 0·6° je Meter schwankt. In 10 m Tiefe werden 3°, in 13 m Tiefe 2·1° erreicht.

Der Kreuzsee hat (nach Wissert) eine Fläche von 5·12 ha und an der Kreuzungsstelle der vier Arme eine größte Tiefe von 13 m. Große Trümmer merkt man namentlich vom Grunde des südlichen Armes ansteigen. Seine Umfassung ist, wie schon Wissert erwähnt, bis auf den (wenig felsdurchbrochenen) Schuttsaum der Westseite felsig. Am Hauptsee wurde vom Schiffe 10 bis 15 m unter Wasser eine Hohlkehle bemerkt. Es ist die Stelle, wo die Schliffflächen unter 50° aus der Seetiefe steigen. Ebenso findet sich ostnordöstlich der Kreuzseemitte am Ostufer eine wenige Meter hohe Felswand, die sehr steil, wenn nicht überhängend, aus der Seetiefe aufsteigt. Der Gletscher hat in beiden Fällen, wenn es auch schwer vorstellbar ist, diese Gegensteilen überwunden. An der zweiten Stelle, die Wissert nicht erwähnt, findet sich auch eine 1 bis 3 m breite schuttbedeckte Strandterrasse, die jugendlicher Wellenschlag erzeugte des Tauernwindes. Der Umfang der Seen soll 2 km bzw. 1·3 km betragen. Auch der Kreuzsee ist früher gleichfalls im Süden etwas größer gewesen, wo sich seine Wanne über die Wiese hinaus etwas in den dortigen Schuttkörper hinein ausgespitzt haben dürfte.

Die Erhaltungsbedingungen der Seen sind etwas verschieden. In den Kreuzsee wird mehr loses Material eingeschwemmt, daher seine Farbe mehr grün ist. Der große Wangenitzsee ist ein natürlich gut geschützter See. Er hat, wie Wissert schon bemerkt, nur einen wesentlichen Zufluß, den Abfluß des Kreuzsees. Für den Wangenitzsee ist der herrliche, an suspendierten Bestandteilen reiche Kreuzsee ein Klärbecken, solange dieser nicht zugeschüttet wird und der Hüttenbach nicht in den See gelangt. Auch an der Südseite müßte schon eine stärkere Veränderung wie eine größere Verschlechterung des Klimas bewirken, daß die Halden wieder bis in den See fallen. Dem Zurücktreten suspendierter Bestandteile verdankt der See seine ungewöhnlich tiefblaue Farbe.

Über die Höhenverhältnisse hat die Neuaufnahme des Jahres 1929 ziemlich viel neues Material geliefert (Hütte 2508 m). Innerhalb der Seenplatte sind die Höhenunterschiede mit Ausnahme des „Seekopfes" meist unbedeutend. Die Neuvermessung verzeichnet für den See die Höhe von 2465 m. Der Nordrahmen mit Perschitzkopf (3125 m) und Kruckelkopf (3181 m) ist sehr viel höher als der auch kürzere Südrahmen (Seeschartenkopf 2777 m, Gaiskofel 2816 m und Himmelwand 2786 m). Am niedrigsten ist die Rückwand des Kares mit zwei Gratstücken beiderseits der Feldscharte (2533 m) mit 2721 m im Norden (Feldköpfl) und einem die Obere Seescharte nur wenig überhöhenden Kopf im Süden, was, wie schon Wissert betont, auf ein Rückwärtseinschneiden der beiderseitigen Karräume und eine teilweise Fällung der Karschneide zurückführt (Einzelheiten darüber unter „Karentstehung").

*) Bei vier Meereshöhen der Tiefenschichten (bei Wissert S. 567) soll die erste Zahl 39 immer durch 23 ersetzt sein.

Die Erklärung

Jede Landschaft, auch ein kleiner Ausschnitt wie der um den Wangenitzsee, ist, wie ein Bauwerk verschiedener Bauperioden, ein zusammengesetztes Werk verschiedener Bildungszeiten.

Dauntrog. Das ganze Seebeckengebiet samt Rahmen ist ein ausgeschmolzenes früheres Firnbecken. Stufenweise gelagerte Schuttdämme zeigen verschiedene Zeiten an der Landschaft tätig; die jüngeren Eingriffe sind dabei immer über den älteren. Nach Verwitterungsform und -farbe sind diese Bildungszeiten einander verwandt und Unterabteilungen einer größeren, wie man etwa eine Bauperiode in Früh-, Hoch- und Spätzeit gliedert. Für die Felslandschaft schuf die letzte große Einheitsform der Gletscher, der das Seegebiet als Firnbecken hatte. Sein Hauptstamm ging über den Seebord, sein Seitenast kam steil herab von der Himmelwand. An ihrer Vereinigung liegt ein länglicher Kessel, ein Hochtrog, der heute die einstige Gletscherzunge umzeichnet. Wo er an großer Stufe abbricht, beginnt am Haupttalschluß, an den Pesekerhütten, eine Kette tieferer Kessel, der große Taltrog. Der Stufenrand ist eine Rundbuckelschwelle, in welche der Bach nur wenig einschneidet. Dahinter ist der Raum etwas vertieft; die Wiesenfläche verbirgt ein Felsbecken, das zur Endschwelle ansteigt. Es ist das Zungenbecken der Gletscherzunge des obigen Einheitsgletschers. Mit seinem Schmelzen bildete sich ein See, der nun zugeschüttet ist. Heute liegt seitlich davon ein Seerest von smaragdgrüner Farbe. Sein gebogener Trümmerwall ist ein Schneehalden-Schuttwall aus späterer Zeit, als ein nördlicher Lawinenarm herabstieg. Dann schmolz auch dieser, der hier seine Fußpfanne hatte, in die nachher der See zu liegen kam. Doch der Einheitsgletscher ist ohne deutlichen Endwall. Wohl überschritt er (oszillierend) die Felsschwelle der Pesekeralpe. Seine Nachbargletscher werden später erwähnt. All diese Halte bilden das Gletschersystem einer bestimmten Zeitlage. Es hat scharf in den Boden eingeschnitten, das sieht man auch im Bilde 25.

Dieser Einheitsgletscher schnitt nun in den Felsuntergrund der früheren Zeit ein. Ein kleiner werdender Gletscher kann dabei nicht alle Felsflächen bedecken und läßt, wie ein sinkendes Wasser zuerst die Untiefen, so die sonst verfirnten Stellen als Felsschwellen, Leisten und Felsrippen zuerst hervortreten. Diese werden unterschnitten, können verschmälert und zu Graten einer neuen Felslandschaft werden, deren oberste Flächen noch die Spuren der früheren Oberfläche tragen. Es treten auch Rippen hervor, die Teile des früheren Felsuntergrundes tragen können. Und die Gletscherzunge kann durch Einschnitt in eine ältere Sohle diese gewissermaßen von rückwärts unterhöhlen und als Rippe hervortreten lassen. Eine solche Rippe mit den Bogenstufen eines älteren Gletschertales sieht man sehr deutlich in Bild 25 (Rippe von der Mitte zur rechten oberen Ecke). Es ist der Rest eines Doppeltroges in höherer Lage aus älterer Zeit. Wie in der Ebene ältere Schotterterrassen den heutigen Flußlauf begleiten, so im Gebirge ältere Talbodenreste das heutige Tal. Dieses heutige Trogtal und sein Gletscher gehören der Dauntzeit an, als die Schneegrenze nach Penck 300 m tiefer lag und die etwa 7000 Jahre zurückliegt. Seitdem erhob sich die Schneegrenze zur heutigen nicht auf einmal, sondern in rhythmischen Absätzen von je 100 m etwa, Verweilungspunkten, die

mit formender Kraft jeweils ihre Marken in den Felskörper eingruben. Drei bis vier formbildenden Etappen gehören Anteile der Landschaft an. Dabei gilt hauptsächlich der Grundsatz: je höher, je jünger.

Zu diesen Daunträgen gehört die Seenlandschaft als integrierender Bestandteil. Sie ist zum Großteil das Firnbecken der Daunzeit, durch die jüngeren Daunzeiten mehrfach abgeändert.

Der Dauntrog ist ein doppelter, ein unterer mit dem Smaragdsee und ein oberer der nächst jüngeren Daunzeit, der Hüttentrog. Dieser liegt nicht schattenseitig, wo auch eine Furche ausgeprägt ist, sondern diesmal sonnenseitig, weil die Nordlehne hier höher ist und daher ihre Schneeeinwirkung ergiebiger war.

Die Karentstehung

Zum Verständnis des Folgenden sei etwas Allgemeines vorausgeschickt. In den Karen sind die einzelnen Bestandteile durchaus nicht regellos nebeneinander gelegen, sondern es besteht zwischen ihnen eine ganz regelrechte ursächliche Beziehung.

Sind die Kare z. B. Hohlräume in den Hängen, so entsprechen ihnen in ihrer Rückwärtsverlängerung Scharten in den Graten. Jedem Kareinschnitt ist in der Regel ein Kammeinschnitt zugeordnet. Die Kare sind Horizontaleinschnitte, die Scharten die entsprechenden Vertikaleinschnitte. Beides sind Auskolkungen, Ausbrechungen, die einen seitliche, die anderen von oben her. Die Kare wieder werden beiderseits von Graten und Seitenkämmen flankiert, diese knoten in Gipfeln. Es herrscht dieselbe Entsprechung zwischen Kämmen und Gipfeln wie zwischen Karen und Scharten. Daher hat ein normales (Klein-) Kar in den Ecken Gipfel stehen (zwei eckständige Gipfel). Wie zwischen Querprofil im Kar und Profil der Karscharte ein Bezug herrscht, so auch ein Bezug zwischen dem Längsprofil des Kares und dem Längsprofil der Flankengrate. Der Karschwelle am Karausgange entspricht im Flankengrate ein außenständiger Endgipfel. Das ganze zeigt, daß zwischen Kar und Kammscharte, zwischen Flankengraten und Kammgipfeln, zwischen Flankengraten und Karsohle unerwartete Beziehungen bestehen. Es sind Beziehungen ihrer Herkunft, die sich aus dem Zusammenhange ihrer Entwicklungsgeschichte ergeben. Sie sind wie ein gespannter Rahmen (in einen Rahmen gespannt), die Verschiebung eines Teiles berührt bis zu einem gewissen Grade alle übrigen. Aber auch wenn durch Sondereingriff ein Teil aus diesem Zusammenhange fehlt, können wir aus dem übriggebliebenen Rest auf das fehlende Stück einen richtigen Schluß ziehen; ebenso können wir, wenn der normale Zusammenhang vorliegt, — aber verengt, verdrückt, erweitert — auf Kräfte schließen, welche alle diese Veränderungen bewirkt haben. (Ein beliebiger Felsen wird uns kein Felsen an sich sein, sondern im Zusammenhange mit der Nachbarschichte stehen, mit der er, teils

---

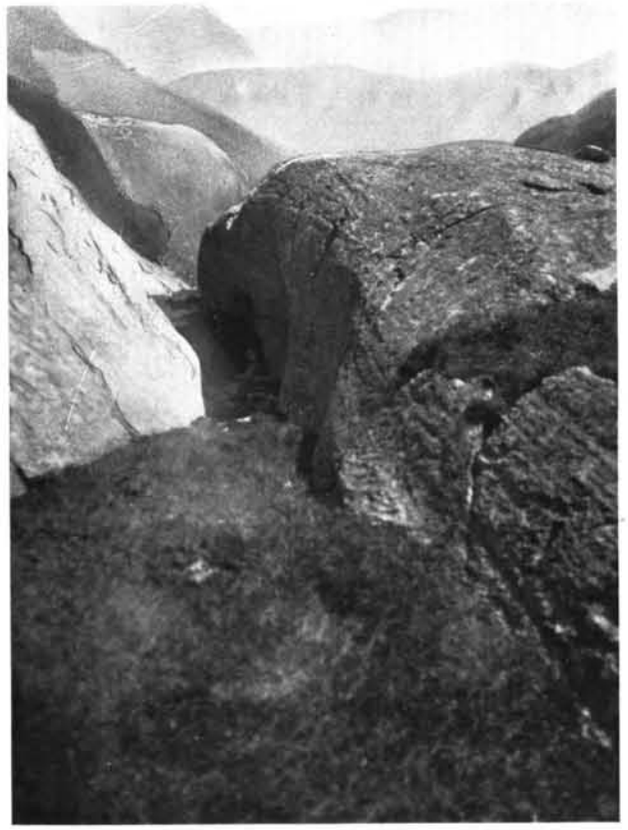
Bild 21 Schliffrinne mit fast senkrechter Schliffacette a, die sich scharf von der oberen Rundung abgesetzt. Daneben talausgerichteter Schliffbuckel der Seeschwelle. Rechts oben Fuß des Seekopfes

Bild 22 Subglaziale Schmelzwasserrinne (gewunden) am Seekopf-Südhang

Bild 21

Dr. R. Lucerna

Bild 22



Dr. R. Lucerna

Bild 23. Reſt einer ſogenannten Vertikalwächte, wie ſie durch Schneeanwehung im Windſchatten einer Felsrippe entſtand. Frühere Grenzlinie rechts ſichtbar, der Boden der früheren Ausbreitung iſt deutlich abgeſetzt und geſenkt: Zeichen der Schnee Eroſion (durch Löſung).

Bild 24 Schneefeldrückſchaufelung. Kruckelkopfabfall gegen die Hütte herab. Die Felsſtufen, welche ſtaffelförmig übereinanderfolgen, ſind vorgeſchobene Wandfüße früher weiterreichender Gipfelausbreitungen. Schneelager kerbten dieſe, welche ſeitdem ausgeſchmolzen ſind. Nur die oberſte Wandſtufe iſt noch halbwegs geſchloſſen.

Bild 23 Dr. R. Lucerna

Bild 24 Dr. R. Lucerna

Bild 25. Blick von der Hütte in den Dauntrog (oberſtes Wangenitztal). Das ältere Talprofil (Bildkante über dem Schneefeld) iſt geſtuft und rechts ausgeſpart als Wandſchranke erhalten (Rippe). Der Daungletſcher unterhöhlte von rückwärts das Gſchnitztal. Solche herauspräparierte Wandrippen finden ſich auch an der Mer de glace und im Kaukaſus.

Bild 25 Dr. R. Lucerna

Bild 26. Der verjüngte Pfeiler (Öſtl. Perſchitzkopf). Man ſieht den mächtigen Unterbau des Pfeilers. Der obere Teil fehlt, iſt wegerodiert, und zwar durch höhere Schneelager, welche hier einkerbten. Stehen blieb ein ſchmaler Fadengrat, der auf den Beſchauer zuläuft und im verjüngten Pfeiler endet. Er wird heute wenig geändert, da Schneelager fehlen. — Der Berg links oben iſt der Hohe Perſchitzkopf, unten der Nordarm des Kreuzſees.

Bild 26 Dr. R. Lucerna

überlebend, teils früher untergehend, ſein Schickſal teilt; er kann alles mögliche bedeuten, u. a. der Sockel eines abgetragenen Naturdenkmals oder der eben auftauchende Gipfel einer einſt kommenden Berglandſchaft ſein.)

Ein einfaches Kar beſteht alſo vorzugsweiſe aus Karboden, Ausgangsſchwelle und Kammöffnung, die Seitenſchranken aus Eckgipfeln und Außengipfeln. Liegt aber nicht ein einfaches Kar vor, ſondern treten mehrere Karformen zuſammen, ſo werden wir auf ein komplexes Gebilde ſchließen dürfen, das einfachere Vorläufer hatte.

Solch ein komplexes Gebilde iſt unſer Wangenitzkar. Im Vergleiche zur obigen Grundform eines Kares gibt es da mehrere Unregelmäßigkeiten. Wir haben nicht *eine* Scheitelſcharte (im Karhintergrund), nämlich die Feldſcharte, ſondern deren zwei (noch die obere Scharte hinzu). Wir haben im Wangenitzſee nicht *ein* Seebecken, ſondern zwei, nämlich noch ein ſüdliches Teilbecken, vom großen durch den Inſelzug getrennt. Der größeren Tiefe des Nordbeckens (48 m) entſpricht die tiefere Feldſcharte; das ſüdliche Seebecken iſt mit 22 m Tiefe nicht nur ſchmäler wie die Öffnung der Oberen Seeſcharte, die auch höher iſt. Es beſteht alſo zwiſchen doppeltem Karbecken und doppelter Schartenöffnung ein offenſichtlicher Bezug. Aber das ſüdliche Karbecken ſetzt ſich in einer geſonderten ſüdlichen Furche fort und das Hauptbecken in der Hüttenfurche, welche erſt talabwärts zuſammentreffen. Zwiſchen beiden Furchen aber ragt der Felskeil des Seekopfes und der Seeſchwelle auf, der ſich nordöſtlich ausſpitzt. Es kann der Inſelzug nichts anderes ſein als die geſtrichelte Verbindungslinie zwiſchen dem Kopfe ſüdlich der Feldſcharte und dem Seekopf. Im heutigen Ganzkar verbirgt ſich die Anlage zweier getrennter Kare. Der Kopf ſüdlich der Feldſcharte bildete den eckſtändigen Gipfel an der Grenze beider. Von ihm ging eine Karſchranke nach Oſtnordoſt aus, deren Außengipfel in der Gegend des Seekopfes lag. Durch ſeitliche Firnbeckenerоſion wurde das Mittelſtück dieſer Karſchranke gefällt; übrig bleiben die beiden Endgipfel und in der geſchaffenen Mittellücke, in der ſich die beiderſeitigen Karböden im Seeganzen vereinigten, der Inſelzug. All dieſe Vorgänge teilweiſer Zwiſchenwandfällung ſpielten ſich in relativ jüngerer Zeit ab.

Aſymmetrie der Karanlage. Der Kreuzſee liegt ſchon auf einer geſonderten höheren Karterraſſe, in der die Südweſtachſe des Hauptkars bereits nach Weſtnordweſt beigedreht erſcheint. Im Hauptſee jedoch, mit vier Fünftel Hauptbecken und einem Fünftel Südbecken, ſpiegelt ſich auch das Gewicht der breiteren und höheren Nordflanke und der ſchmäleren und niedrigeren Südflanke. Die Aſymmetrie der Karanlage ſcheint alſo ſchon in einer Verſchiedenheit vorausgehender Höhenverteilung begründet geweſen zu ſein und einem vorübergehenden (ſüdöſtlichen) Abſchwung der entſcheidenden Ausgangsfläche ihre Entſtehung zu verdanken.

Das Kar iſt alſo ein zuſammengeſetztes. Allein die Zuſammenſetzung iſt eine zweifache.

a) *Gleichaltrige Zuſammenſetzung.* In die erſte Kategorie gehört die zweiteilige Seewanne und wahrſcheinlich noch das Kreuzſeegebiet. Die durchbrochene Karſchranke iſt ja nur ein Glied dieſes *Zentralkares*. Die Fußpunkte von Felſen im Süden, im Weſten und beſonders im Norden der Seen weiſen

auf Spuren eines zuunterst abgeschliffenen Felsgürtels, von dem früher Felswände vorgeschoben emporstrebten. Hier liegen die Reste einer schalenförmigen Karumfassung vor. Besonders bemerkenswert ist der nördliche Schrankenteil dieses Zentral- oder Engkares. Am besten erhalten hat er sich in dem Felspfeiler nordwestlich des Kreuzsees, der das Schlauchkar im Süden begrenzt. In seiner Fortsetzung liegen niedergeschliffene Felsköpfe bis zur Hüttenplattform. Es sind die Wurzelpunkte der früheren Nordschranke des Kares, welche durch die Einwirkung der höheren Lehne durchschnitten, abgetragen und fast eingeebnet wurde. Die Schliffkopfreihe entspricht ganz der Inselreihe und ist nur „zufällig" über Wasser geraten und der größeren Höhe der Nordlehne entsprechend auch höher.

b) Aufeinanderfolgende Zusammensetzung. Seitdem ist der obere Teil des früher vorgeschobenen Karrahmens zurückgewichen. In dieser älteren Karumfassung (ältere Karrinde) haben sich dann jüngere Einfressungen ergeben. Mit dem Höherschweben der Schneegrenze ist (um das ältere Zentralkar) eine höher gelegene Randkarreihe kleinräumiger Art eingesetzt worden; das Schuttkar unter dem Gaiskofel, das kleine Kar unter der Oberen Seescharte, die Wallterrassen an der Feldscharte und im Westen des Kreuzsees, besonders aber die zusammengesetzte Karstufung der Perschitz-Kruckelkopflehne gehören hieher. Aus dem älteren Engkar ist unter Anwuchs eines jüngeren Streifens (mit Einschluß des ersteren) ein größeres Weitkar geworden. Es hat sich ein Erweiterungsring des Firnbeckens (in jüngerer Daunzeit) gebildet, dem eine Verschmälerung und Zersplitterung des Umfassungsgrates parallel ging.

Das Wangenitzkar ist also ein zusammengesetztes der Länge, der Breite und der Umfassung nach. Zusammenwachsen eines Zweikares, Angliederung eines Umfassungsstreifens sind die noch sehr mannigfaltig durchgebildeten Hauptzüge der Kargeschichte.

Karbestandteile. Die Schneegrenze von etwa 2400 m schreiben wir dem Daungletscher bis zur Pesekerstufe zu. Das heutige Seengebiet setzt vielleicht eine Schneegrenze von schon etwa 2500 m voraus. Bei etwa 2600 m Schneegrenze dürfte die schalenförmige Lossonderung der inneren Karplatte vom jetzt schutthaldenumsäumten Rand stattgefunden und die Einsenkung der Randkare namentlich auf der Südseite begonnen haben, wo die Felsstreifen unmittelbar über dem Südufer und am Südwestwinkel des großen Sees den Sockel dieser Randkare darstellen. Gleichzeitig wurden vielleicht die Lossparung des Schlauchpfeilers angelegt und die unteren Teile des Schlauchkares und der Perschitzrinne gebildet. Eine Schneegrenzlage von etwa 2700 m hätte die Karstaffelung im oberen Schlauch, in der Perschitzkopf-Südlehne, in der Perschitzschlucht geschaffen, während das schöne oberste Perschitzkar, eine Muldung an der Perschitzscharte und am Kruckelkopf der frührezenten Zeit, der etwas größeren Gletscherlage vor der unmittelbaren Gegenwart, zufällt.

Die hier geschilderte stufenweise Sonderwirkung müssen wir annehmen, weil eine Viergliederung an der Himmelwand, eine Drei- bis Viergliederung im Umkreis der Seenplatte, eine Drei- bis Fünfgliederung an der Perschitzkopf-Südlehne, dann an den Felsterrassen der Kruckellehne deutlich wahrnehmbar sind.

Unter den Karbestandteilen verdienen die Perschitzmasse, der „verjüngte Pfeiler" und die Kruckellehne als ein Gebiet jüngster Gletscherwirkung und Schneefleckenzernarbung eine gesonderte Betrachtung.

a) Der „verjüngte Pfeiler". Nicht nur die Gletscher erodieren und in vermindertem Maße ihre Firnbecken, sondern auch die Schneeflecken. Man nennt dies Schneefleckenerosion. Ein besonders deutliches Beispiel ist der „verjüngte Pfeiler".

Er liegt gerade nördlich über dem Kreuzsee (siehe Bild 26). Zunächst sieht man unten einen breiten Sockel. Diesem Sockel entspricht jedenfalls ein pyramidenförmiger Aufbau, dessen oberer Teil heute fehlt. An dessen Stelle sind zwei schuttbestreute Kehlen eingesetzt, aus denen ein merkwürdig schmaler Restgrat aufragt. Dieses fadendünne Rudiment ist jedenfalls der obere verschmälerte Teil einer früheren höheren Fortsetzung des unteren Pfeilers. Wer hat ihn verschmälert? Eben die löffelförmigen Kehlen, die von der Seite her eindringen. Allein sie bedürfen einer Kraft, um diese Verschmälerung zu bewirken. Heute sind die Löffel fertig da und verändern sich nicht weiter, außer daß Schutt von oben aufliegt. Doch früher lag Schnee in ihnen, Schneelager, vielleicht seitliche Firnbeckenausläufer, und diese unterhöhlten von beiden Seiten den Grat und verschmälerten ihn zu seiner heutigen Restform. Ursache und Wirkung werden hier mitunter verwechselt. Sieht man irgendwo eine Vertiefung und darin einen Schneefleck, so meint man: die Vertiefung sei ursprünglich, der Schneefleck aber habe sich die Vertiefung zunutze gemacht und sich hier besser erhalten; denn in der Vertiefung ist er sicherlich geschützter. Allein der Gedankengang ist in dieser Form nicht ganz richtig. Denn dieser Schneefleck, den man sieht, ist nur der Nachfahre einer Kette von früheren, von denen jeder seinen Beitrag zur Vertiefung leistete; namentlich die heutigen Schneeflecken sitzen mit Vorliebe in den Vertiefungen früherer größerer und sind von deren gebleichtem Schutt- und Ausschmelzungsringe umgeben. Diese Schuttkreise sind an Ort und Stelle durch Absprengung auf dem Untergrund der Schneeflecken durch Schmelzen und Wiedergefrieren bewirkt. Sie untergraben auch die Wände und erweitern sich beiderseits. Die ursprüngliche Anlage des Schneefleckes ohne Vertiefung wird durch Windanwehung oder Schattenlage bewirkt; in beiden Fällen bleibt ein Rest vorhanden, wenn die Umgebung schon abgeschmolzen ist. Erst dieser Rest beginnt zu arbeiten, am Rande und an der Sohle, und zwar wenn die winterliche Schneedecke vorüber ist, in der Sommerzeit (Sommererosion). Dann sitzt er wie ein Schwamm am Hang, durchtränkt und lockert ihn und gräbt den Rand und seine Sohle ein. Schneereiche frühere Zeiten schufen größere Vertiefungen; schneeärmere spätere bohren in verkleinertem Umkreis weiter.

Die Stoffwegführung im Bereiche der Schneeflecken geschieht weniger durch Schuttabfall als zumeist durch Lösung (siehe Bild 23 und 28). Die Bergerden, im zernarbten Felsgebiet klein- und schichtweise abgesetzt, sind der Lösungsrückstand.

Wir haben also eine schaufelförmige Unterhöhlung des oberen Berggrates durch deutlich begrenzte löffelförmige Kehlen. Da diese Erscheinungen gesellig vorkommen, wird es auch Ähnliches in der Nachbarschaft geben.

b) Die Perschitzmasse ist wieder ein Beispiel, wie aus einem ursprünglichen größeren Bergkörper durch Höherlegung der Kare eine relative Höherlegung

der Gipfelbildung, eine Verkleinerung, Einschränkung und Verzierlichung derselben erfolgt.

In der Zeit des zentralen Wangenitzkares lag der Fuß der Perschitzmasse offenbar in der Linie Schlauchpfeiler—Hüttenplatte. Dann folgte die erste Wandfußzurückverlegung durch die erste Anlage des Schlauchkares. Es bildete sich jene großartige Umfassungsmauer aus, die heute den Breitsockel des „verjüngten Pfeilers" (siehe Bild 26) bildet und von hier gegen die Perschitzschneid emporzieht. Diese Umfassungsmauer ist das Fußgestell der heutigen Perschitzmasse. Der prächtige Felsgürtel ist nicht unberührt geblieben; abgesehen von Klüften und Schluchten ist er der Einwirkung von oben ausgesetzt gewesen. Das Emporschweben der Schneegrenze und die Höherverlegung der Kare narbten seinen Oberteil, wenn auch bei Süderposition nicht allzu erheblich, so doch deutlich sichtbar. Diese Einwirkungen verlegten den oberen Teil des Wandgürtels zurück, hinterließen die Aushöhlung desselben, dann der Größe der Hohlform nicht entsprechende Schutthalden und Moränen, weiters Hohlkeile, die den Wandgürtel durchsetzten, endlich Rundbuckelplattformen, welche sich zum Schlauchkar ähnlich verhalten, wie die Hüttenplattformen zum jüngeren Dauntrog. Der zurückgewichene Gipfelkörper reagierte in Spornen gegen die Zurückverschiebung des Wandgürtels, von dem der Fußteil erhalten blieb, während der Oberteil zurückwich (alles auf der Kartenbeilage). Das nachfolgende Emporrücken der Karbildung schuf jene zwei Hohlnischen unter dem heutigen obersten Perschitzkar, die vom zurückgeschobenen Wandteil den Mittelteil stehen ließen. Da diese Nischen auch eine zweifache Vertikalgliederung aufweisen, müssen wir eine Unterteilung im Emporwandern der Schneegrenze annehmen. Zuoberst folgte dann die Durchlochung der Masse durch das herrliche Abschlußkar, das Muster eines Kleinkares mit Karboden, Endschwelle mit Moräne, Kammscharte und eckständigen Kammgipfeln. Ganz junge Kare müssen wir also aufsuchen, um die oben aufgestellten Forderungen erfüllt zu finden. Ein seitlicher Firnlöffel endlich untergrub von diesem Kare aus, die Felsterrasse lossparend, ganz ähnlich den Südgrat des Perschitzkopfes wie dies am „verjüngten Pfeiler" geschieht (verjüngte Hochform des „verjüngten Pfeilers"). An diese emporschreitenden Wandstufen des heute zweigeteilten Perschitzmassivs müssen wir anknüpfen, an den erhaltenen Wandfüßen die aufstrebenden Wandergänzungen gedanklich vornehmen, wenn wir aus der heute gehöhlten zur früheren volleren Perschitzkopfmasse gelangen wollen, die am Schlauchpfeiler fußte, als das Wangenitzseekar aktiv war.

c) Kruckellehne. Noch deutlicher sind die Wandzurückschreitungen an der Kruckellehne kenntlich, wo die Wandstufen allerdings eine gewisse Verschrägung erfahren haben, vielleicht unter dem Einfluß der Firnfeldzugwirkung, unter dem die Lehne stand. Dreifach übereinandergestellte Felsbandhufeisen vergewissern uns, daß die Entwicklung beiderseits der Perschitzschlucht eine parallele gewesen ist. Auf dem Bilde 24 ist nur das unterste Hufeisen sichtbar, das ein Schuttstrom, der Übergangskegel der Moräne oberhalb, durchreißt; die Ansichtskarten der Hütte zeigen auch die übrigen Hufeisen. So wird es denn ein Leichtes, einen Teil der Hohlkehle des verjüngten Pfeilers auch am Kruckel-Südostgratende zu finden. Die Kehle endet hier stumpf (schon außerhalb des Bildes 24) an durchschluchtetem

Felswandgürtel, in dem obere und untere Wandstufe noch so zusammenwachsen, wie es im ganzen früher war, ehe die Schneeteilung erfolgte. Sie überzeugt uns, daß die Wandzone über der Hütte, dann der nächste Wandgürtel und auch der dritte die Überreste vorgeschobener Wandfüße sind, deren obere Partien fehlen und die einmal aufstrebten wie heute die geschlossene Felswand zuoberst unter dem Kruckelgrat, nur in mehr als doppelter Höhe und in vorgeschobener Lage. Das staffelförmige Durchschneiden, Unterhöhlen und Emporsteigen der Wandstufen wurde durch hier etwas schräger gestellte Schneelager bewirkt. Das alles konnte geschehen, als abgetrennt oder nur in losem Zusammenhange mit ihnen im Schatten des Fadengrates ein Gletscherchen saß, das dank temporärer Nachmittagsschattenlänge sich noch gesondert etwas einzutiefen vermochte und in mindestens vier Moränenstaffeln (siehe Bild 24, bes. Mitte links) uns das stufenweise Emporschweben der Schneegrenze vor Augen führt, als gleichzeitig der südliche Rahmenteil nurmehr Schutt aussonderte. All diese Wandstufen, wie auch die am Perschitzkopf, haben ihre verschieden alten Schutthaldenzüge, in welchen zum Teil das Höhlungsprodukt aus der Zone über den Wandstufen an deren Fuße niedergelegt wurde. Dieser Abtrag ist im Volumen immer ansehnlich geringer wie der geschaffene Hohlraum, dem er entstammt: in ihm liegt eben nur ein Teil der Stoffentfernung, der Verwitterungsgroßarbeit vor. Unter der Perschitzscharte sieht man am Fuße des ins Kar vorspringenden Kruckelpfeilers ein genarbtes Felsterrain; es ist der erweiterte und abgefirnte Pfeiler von früher, der unmittelbar an den heutigen anschließt. Er verbindet Hüben und Drüben der Karschranken und vermittelt die Vorstellung der Kammschlüsse und Kammverbreiterungen, welche in der Perschitzmasse ihre Seitenstücke haben und, von oben nach unten staffelweise fortgesetzt, die ganze reichgehöhlte Karflanke nur als den Raum einer früher ausgefüllten Kammasse dartun, die, in der Gegend des Seerandes fußend, sich über dessen „bloßgelegten Kammsockel" (siehe Einleitungssatz am Anfang) nach Süden fortsetzte.

d) Das Kluftsystem. An der Ausgestaltung der Hüttenumgebung ist ein wesentlicher Faktor noch mitbeteiligt, das Kluftsystem.

Die Abhängigkeit der Rinnen und Formen vom Kluftsystem wurde in den Neualpseen (Schobergruppe) kartographisch dargestellt*). Stiny hat in der Reißeckgruppe**) an den Mühldorferseen schon vorher die Klüfte untersucht. Wer diese Abhandlung liest, wird seinen Blick für die Vorkommnisse in der Natur schärfen. Von den sehr vielen Kluftrichtungen, die Stiny beschreibt, sind zwei sich kreuzende die hauptsächlichsten. Sie scheinen auch um Wangenitz vorzukommen, denn die Kluftrose Stinys aus der Reißeckgruppe kehrt in der Hauptsache gewissermaßen am Kreuzsee wieder. Da alle Kluftsysteme, also auch die größten und am häufigsten vorkommenden, kleine Abänderungen aufweisen, also in Scharen und Schwärmen vorkommen, erklären sich die oft spießeckigen und spitzwinkeligen Schuttsplitter. Die Verschneidung zweier steiler Kluftflächen mit einer mehr horizontalen ergibt die prismatische Absonderung, von der nach einer Photographie eine Skizze vorgeführt wird (Bild 27). Wie in der südlichen Reißeckgruppe, sind auch hier die Seen ähnlich

*) Neue Methode der Kartographie II. Petermanns Mitteilungen 1929, 1. Heft, Tafel II

**) Stiny: Einiges über Klüfte und Geländeformen in der Reißeckgruppe Kärntens. Zeitschrift für Geomorphologie, Bd. I

gerichtet, kluftorientiert und rückwandparallel, also etwa senkrecht zur Talrichtung. Auch darin stimmen die Doppelseen überein, daß die talseitigen Schliffbuckel aus den Seegründen übersteil ansteigen. Die Parallelwannen der Kammschlüsse sind in ihrer Richtung zum Teil wesentlich durch Klüfte mitbedingt. Hier wie dort liegen in See- bzw. Buchtverlängerungen Kluftgassen, wie sie Stiny nennt. Er führt sie zum Teil gewiß richtig auf Gletscherwirkung zurück, indem das Eis an durch Klüfte besonders zermürbten Stellen oder an Hauptklüften mehr aussplittern konnte. Den späteren Schuttverfall führt Stiny nicht ganz zutreffend auf alleinige Frostverwitterung zurück. Hier haben zweifellos Schneelager in der vom Gletscher zurückgelassenen Rinne durch Frostverwitterung weiter gewirkt.

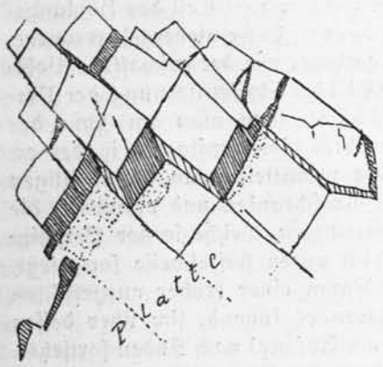


Bild 27

Überhängende Gesteinsprismen im Norden des großen Sees als Folge der Schneelageruntergrabung. An den Klüften keine größere Verschiebung.

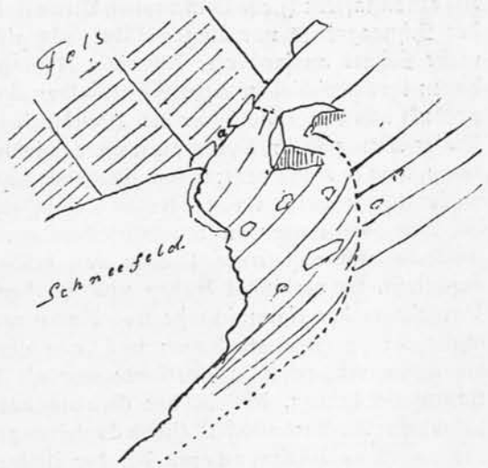


Bild 28

Rest einer sogenannten Vertikalwächte im Schatten einer Felswand. Rechts loses, erdiges Schutterrain mit früherem Schmelzrand und von da ab durch Schnee-Erosion und Lösung untergraben und vertieft. a = Winkel zwischen Fels und Schutt (Bild 25).

Der Schnee untergräbt auch in seinem Verdunstungsbereich durch „Anhauch"-Kondensation den Fels, wie Bild 27 zeigt. Denn sonst könnten die Steinprismen nicht überhängen, wenn sie nicht untergraben wären, und ihre Spitzen nicht nach unten kehren, wenn sie der Gletscher untergraben hätte. Das andere Bild (21) zeigt, daß jedoch nicht jede senkrechte Wandpartie durch Verwitterung und Schneefrostsprengung erzeugt sein muß. Die hier abgebildete Rinne beim Seekopf ist eine Schliffacette eines in die Rinne eingepreßten Eisastes, die nach oben kantig an den Oberschliff grenzt. Steinbalken, die durch alleinige Frostwirkung an Klüften ohne andere Wirkung in eine Trümmerreihe zerlegt sind, sieht man auf der Rundbuckelhöhe zwischen den nördlichen Kreuzseearmen. An seine Nordbucht knüpfen ausgesprochene Klüftungsgassen an. An Klüfte oder vielleicht Zonen erleichterter

Herauslockerung des Gesteins geknüpft ist der „Schlauch". Auch die Perschitzschlucht ist kluftdurchmessen. Eine sehr geradlinige, steile Kluft schneidet aus dem unteren ins obere Himmelwandkar und durch die nördliche Gipfelwand als Steilschlucht in die Nordostscharte, den Aufstieg zum Gipfel vermittelnd. Aber eben die weitgehende Unabhängigkeit der Gletscherwirkung von der Klüftung (hier wie an der Schleinitz) läßt die Kluftwirkung als formgebenden Faktor etwas zurücktreten, an die sich die Eiswirkung anpassen kann, aber nicht muß, wenn auch im kleinen die ausbrechende Glazialerosion viel mehr als die schleifende auf Schritt und Tritt das Kluftsystem in Angriff nimmt. Das Kluftsystem herrscht sonst vorwiegend in den Abbruchformen der Felswände, durchdringt jedoch nur sekundär die Mulden und Schlifflächen, die zum Teil anderer Herkunft sind.

Das Wangenitztal

Von den beiden Hüttenwegen wählen wir den seltener begangenen. Auch würde der andere mehr Ausführlichkeit verlangen.

Das Wangenitztal, der östliche Zugang zur Hütte, hat eine zwei- bis dreifache Gliederung. Den Hauptabschnitt des Tales bildet die gewaltige Stufe der Petzeckalpe (1845 bis 2174 m der „Originalaufnahme"). Die knapp zweiteilige Stufe scheidet den oberen vom unteren viel längeren Talraum ab. Die Grenze liegt am oberen hufeisenförmigen Rande des Talschlusses. Sagen wir es gerade heraus: wir halten jenen oberen Raum mit anhängenden Flügeln für den Fußraum (Sockelraum) einer früheren Kammschöpfung und für die Durchnarbungszone der mehrgliederigen Daunzeit, deren aufeinanderfolgender Einwirkung die heutige Gestaltung vorzugsweise zu danken ist.

Dieser obere Talraum ist fünfstufig. Die oberste Stufe ist die Hüttenstufe, etwa 100 m hoch, der Trogschluß des Daungletschers der Seenzeit. An ihn schließt der oberste Dauntrog an. Er endet in der Linie des Steilabbruches der Seeschwelle. Dann folgt der nächste Daunkessel, der durch Zuschuß von rechts (von der Himmelwand) verbreitert und durch Vereinigung beider Eismassen vertieft ist. Dann gibt es zwei weitere Stufen und eine fünfte, deren Stufenrest an der Talseite durch späteres Eis niedergeschliffen ist. Mit diesem zusammen bildet die Petzeckstufe die sechste. Auf ihrer Höhe liegt eine durch zwei Einschnitte gekerbte Felsschwelle, deren ebener Wiesenplan dahinter, ein erloschenes Seebecken mit dem himmelblau leuchtenden Bache, bereits erwähnt wurde. Hier hingen wohl in weitem Halbkreis die äußersten Daungletscherzungen herab. Das muß man aus verschiedenen Gründen annehmen. Einmal liegen auf der Trogschulter der rechten Tallehne gleich unterhalb der Petzeckstufe die steilschüttigen rostbraunen ℰ-Moränen der Seichenspitzlehne. Der Seichenkopf hing früher mit seinem, von Nordwesten gesehen, dolchartigen Nebengipfel zusammen; das kleine Kar zwischen beiden Gipfeln hat sich in später Zeit eingesenkt, die Gipfel voneinander gesondert und sie selbständig gemacht. Dann ist die Petzeckstufe zweigeteilt und die über die Stufe halb herabhängende Daungletscherzunge kann wohl den Oberteil zurückgeschürft haben. Die steilabspringenden Rasenhänge links führten das Petzeckeis wohl unmittelbar in den Talgrund, wo vielleicht ein kleiner Moränenhalt das äußerste Daunende anzeigt. Sonst ist die Armut an ℰ-Moränen wohl überraschend und nur mit Hinweg-

räumung durch die steilen Wildwasser zu erklären. Man beachte die schönen Daunmoränen rechts über der Lienzerhütte, dann der Hofalpe und im Hange unter der Kleinen Rotspitze, welche Seitenstücke unter der Petzeckstufe erfordern. Nur im Hintergrund des unteren Seebodens liegt ein isolierter breiter Schuttkörper, die Daunmittelmoräne, die auf den Seekopf als Ursprungskern hinweist. Südöstlich der Petzeckalphütte hat die tiefste Daunzunge der Seichenlehne in die Trogwand ihr Felsbett eingekerbt, einen seichten Einschliff, durch den heute zwei Wasserfäden ziehen: dem Kundigen ein vollendeter Hohldruck des Eises, der die Sachlage klarstellt.

Der ganze Zungenkranz der Daunzeit um die Petzeckalphütte lugte in einen fremden und tieferen Talraum herein wie ein angesammeltes Heer vor dem Losbruch. Nur einer oder zwei der Gletscher reichten bis unter die Petzeckalphütte, wo eine kleine Moräne den äußersten Endpunkt andeuten dürfte. Da ist der Talschluß der „Gschnitzzeit"*) und der untere Talraum ist das „Gschnitztal". Im Daungebiet oberhalb herrschen Rundbuckelflächen, Schliff und graugrüne Farbe. Von jetzt ab herrschen Bruchwände von dunkler Farbe, die Wald durchsetzt. Der Schliff des Gschnitzgletschers ist schon der Verwitterung zum Opfer gefallen. Oben ist das Tal eng und groß, unten weit und feierlich. Ein eigentümlicher Schauer der Ehrfurcht beschleicht den Wanderer in Erkenntnis der Gesetze des Berglandes. Der Zeit entrückt blickt er in Vergangenheit und Vorzeit und spürt den Pulsgang fernen Lebens einer großen Natur. Das Gschnitztal fassen die Trogwände des über 300 m mächtigen Gschnitzgletschers ein. Sie sind durchschnitten und bewachsene Schutthalden säumen beiderseits Wandfuß und Taltrog. Sie gehören der Daunzeit an, während die höheren Haldenreihen in die jüngere Daunzeit und Folgezeit fallen. Das Gschnitztal hat zwei Stufen, mit der Mündungsstufe der Maskapelle drei. Sind es im oberen Talraum meist Felsstufen, so sind hier die oberen zwei Schuttstufen von, flüchtig geschätzt, über 60 und 65 m Höhe. Die obere kommt gleich nach dem Kesselkolk der Petzeckalpe. Dann folgt ein Talbecken. An der Stufenhöhe der zweiten übersetzt die erste Brücke (von oben) den Bach. Bei der zweiten Brücke scheint eine Stufensteile zu folgen. Im folgenden Talkessel liegt eine Alphüttengruppe. Wo die dritte Brücke (von unten die erste) wieder aufs rechte Ufer führt, beginnt der Bacheinschnitt in die Mündungsstufe ins Mölltal. Der zur Maskapelle leitende Weg senkt sich von der Ecke an über das Moränengelände des Mölltales nach Mörtschach. Hier hatte der Wangenitz-Gschnitzgletscher seine Vereinigung mit der Gschnitzpasterze vollzogen, deren eine Endmoräne zwischen Mörtschach und Winklern und dessen Ende in der Gegend von Winklern lag. Von unten nach oben gehend durchschreiten wir: Moränenhang des Mölltales zur Maskapelle, Gschnitztal mit verschiedenen Becken und Stufen zum Gschnitztalschluß der Petzeckalpe und kommen durch die formenfrischen Daunbecken und -stufen zur Hütte. Vielen ist sie willkommen in dieser erhabenen Wildnis! Mögen sie alle des herrlichen Lichtes sich erfreuen und die Naturwunder mit etwas Ehrfurcht und Dankbarkeit betrachten!

*) Die Gschnitzzeit ist nach der Aufstellung von Penck die zweitälteste Rückzugszeit, vor etwa 14.000 Jahren, als die Schneegrenze 600 m tiefer lag.

Die Facettenkarte*)

Das Kartenbild umfaßt vier Facettengattungen:

1. Felsabbruchfacetten (die Felswände und Karumfassungen mit ihren Unterabteilungen),
2. Schliffbuckelfacetten (der Karsohlen),
3. Schutthaldenfacetten (der Wandfüße),
4. Wallfacetten (der Schneehaldenfußwälle und Moränen), stufenweise am Umfang dem Felswandfuße folgend oder quer zu Tälern oder Schluchten gestellt.

Alle vier Facettengattungen ordnen sich den Karfacetten und Trogfacetten unter oder kommen in diesen Hohlräumen vor. Kar- und Trogfacetten ordnen sich wieder der höheren Einheit der Gletscherraumfacette oder kurz Gletscherfacette ein, welche, wie erkennbar, recht zusammengesetzter Art ist. Alle unsere Facetten gehören zu den Gletscherfacetten (kleine Fluvialeinschnitte abgerechnet). Es gibt noch viele andere Facetten, doch wir stehen im Hochgebirge, am Kamm.

Unser Bildraum läßt jedoch noch eine andere Gliederung zu: nämlich auch eine Gliederung nach Altersstufen, nach der zeitlichen Folge der Bildungsgeschichte, also nach Altersfacetten. Haben wir doch in unserem Gebiete drei bis vier Daunstufen kennen gelernt, von denen jede gesondert schürfte und in größerer Höhe Neuflächen bloßlegte (die früheren Verwitterungsabstufungen überliefernd). Alle Daunstufen enthalten nun mehr oder minder obige Formenfacetten, weshalb die vier Facettengattungen in jeder der vier Altersstufen anzutreffen sind. Daraus ergibt sich, daß unser Hochgebirgsbild ein recht mannigfaltiges und zusammengesetztes ist: daher auch sein Zauber. Da in der Natur außerdem noch andere Kräfte tätig sind, so ist die oben angedeutete Regelmäßigkeit keine schematische; weshalb man der Bewunderung der Genialität der Natur keine Grenze zu setzen braucht.

Also haben wir in den vier Daunstufen vier Facettengattungen: Abbruch-, Schliffbuckel-, Schuttkegel- und Wallfacetten.

Fassen wir nun in den vier Daunzeiten die vier Formfacettengattungen zusammen, so haben wir die verschieden alten Felsabbrüche stufenförmig übereinander angeordnet, ebenso die Schuttkegelfacetten, Schliffbuckel- und Wallfacetten. Wand- und Schutthaldenfacetten halten sich mehr an Kammumfang und Talränder, Wall- und Schliffbuckelfacetten endlich mehr an Talrinnen, Talmitte und Karmitte mit Saum.

Es sollen nun zwei Karten entworfen werden, auf welchen diese Dinge ersichtlich sind:

Karte 1: die Flächenfacettenkarte (Formenfacetten) bringt in vier Farben die vier verschiedenen Formengattungen in ihrer natürlichen Verteilung, ohne Rücksicht auf das Alter.

Karte 2: gibt die Alterskarte ohne Rücksicht auf die Form (faßt die Formengattungen in je einer Farbe zusammen).

*) Facetten sind einheitlich umgrenzte Flächenstücke verschiedener Art oder Zeit, die sich von benachbarten Flächenstücken anderer Art oder Zeit meist deutlich absetzen. Siehe auch den Aufsatz „Neue Methode der Kartographie" in Petermanns Mitteilungen, Gotha 1928, 1. Heft, dessen Sätze auch hier Geltung haben.

Selbstverständlich können wir eine Karte entwerfen, in der in vollen Farben die Formenunterschiede und in Farbstufen die Altersunterschiede zum Ausdruck kommen (Karte 3).

Solche Karten sind natürlich das Grundgerüst einer modernen Hochgebirgskarte. Und wenn diese daran vorübergeht, so geht sie eben unrichtig. Dazu kommt noch die Kantenkarte (Karte 4), welche das genetische Liniennetz zum Ausdruck bringt (in welchem die mannigfachen Flächengattungen in einem kausal bestimmten mosaikartigen Bilde zusammentreten).

Endlich kommt dazu die eigentliche Karte: die Landschaftskarte, die Naturfarbenkarte (siehe Kartenbeilage). Sie charakterisiert nur die Formengattungen, läßt die verschiedenen Farben weg und bringt nur eine zweckdienliche andeutende Auswahl; sie läßt die Altersstufen weg und soll nur in Darstellungsnuancen die Verwitterungsunterschiede bringen, wo solche besonders deutlich sind. Sie soll die Kantigkeit des Naturbildes in Hohl- und Vollkanten, auch generalisiert in Auswahl, betonen und die Funktion der Kanten in ihrem Verlaufe andeuten; vor allem die Naturfarben angenähert, welche Farben die des frischen Abbruches, der Verwitterung und des Pflanzenkleides sind. Also eine sorgfältige Auswahl aus obigen Karten der Wissenschaft, hier für den Alpinisten zusammengestellt: ohne der Natur Zwang anzutun, sondern indem man sich von der Natur leiten läßt. Dazu noch etwas Höhenzahl und Sonnenlicht, welche das Relief meßbar und sichtbar machen*).

Geeignete Auswahl obiger Daten (ohne daß man sich maßstabsgemäß in eine Überladung einlassen darf) und die Naturfarben sollen ein Kartenbild erstehen lassen, das den Kenner der Landschaft an die Natur gemahnt.

Dies Ziel ist heute noch nicht erreicht, weil Aufnahmszeit (dazu schlechtes Wetter) und Bearbeitungszeit nicht reichte.

Allein die Facettenkarte ist die Grundkarte der künftigen Gebirgskarte. Zunächst möge die Schobergruppe dargestellt werden, und zur Schaffung dieser Karte wie auch zur Vorlage eines Musterblattes sollten sich die hüttenbesitzenden Sektionen der Schobergruppe vereinigen.

*) Die hier angedeutete Karte liegt in der Beilage in einigen Hauptzügen vor. Von der Naturfarbengebung (die grünen Rasenflächen ausgenommen) wurde abgesehen, weil die Farbengebung nicht mehr nachgesehen werden konnte. Ebenso konnten die ersterwähnten Kärtchen 1 bis 4 wegen Zeitmangels halber nicht mehr fertiggestellt und beigegeben werden.

Unser Arbeitsgebiet in der Schobergruppe

Von Ing. Rudolf Neumann*)

Unser Arbeitsgebiet umfaßt das Einzugsgebiet des Wangenitzbaches und jenes des Gartltales, das sein Wasser unmittelbar der Möll zuführt. Die Umgrenzung verläuft von Putschall im Mölltal über Gartlkopf, Graskopf, Petzeck zum Hohen Perschitzkopf, von hier über den Kamm nach Südosten bis zum Weißenmandl, dann über Kühleitenkopf und Kote 2158 nach Stampfen.

Bergsteigerisch von besonderer Bedeutung ist dabei in erster Linie der nördliche Begrenzungskamm des Gebietes, dem auch die stattliche Reihe von sieben Dreitausendern, darunter das Petzeck, nach der Neuvermessung des Jahres 1929 der höchste Punkt der Schobergruppe, angehört. Der in südöstlicher Richtung streichende, das Arbeitsgebiet gegen Süden abgrenzende Seichenkopfkamm hat zwar keine Dreitausender, immerhin aber einige sehr schöne, auch den verwöhnteren Bergsteiger anziehende Berggestalten mit mehr oder minder schwierigen Anstiegen.

Der Charakter dieser beiden Kämme ist, ihrer durchschnittlichen Höhe entsprechend, ziemlich verschieden, wenn auch das Gestein verwandt ist und auf keiner Seite die etwas mühsamen Schutthanganstiege zu vermeiden sind. Der nördliche Kamm, im Westen mit dem Hohen Perschitzkopf beginnend, streicht in nordöstlicher Richtung und trägt bis zum Kleinen Friedrichskopf, dem östlichsten der Dreitausender dieses Zuges, wiederholt hochgebettete Firnpolster und steile Schneerinnen, die dem südöstlich streichenden Seichenkopfzug bis auf wenige spärliche Reste in nordseitig gelegenen Rinnen mangeln. Das einzige Kees des Gebietes, das Prititschkees, findet sich in der Südostflanke des Petzecks. Steinig, oft nur gratartig, aus grobem, zersplittertem Blockwerk zusammengesetzt sind die Gipfel des nördlichen Zuges, während der südliche Kamm bis auf einige Ausnahmen breitere, zur Rast einladende Gipfelflächen aufweist.

So bietet das Gebiet der Wangenitzseehütte eigentlich allen etwas, gleichviel ob sie als Bergwanderer kommen, die in leichteren Anstiegen schöne Gipfelrast und Aussicht zu gewinnen suchen, oder ob sie als Bergsteiger kommen, die in anstrengender Arbeit auf steilem und ausgesetztem Weg ihrem Ziele zustreben.

Im nachfolgenden soll eine kurze Übersicht über die Zu- und Übergänge des Gebietes, die einzelnen Berggestalten der Hüttenumgebung und die von der Hütte aus möglichen Turen gegeben werden.

*) Vergleiche die Kammverlaufkarte am Schlusse des Bandes

Zugangswege und Übergänge

Als Zugänge von Talstationen stehen der Weg durch das Wangenitztal und der Weg vom Iselsberg her zur Verfügung. Der erstere führt von Mörtschach oder von Stampfen im Mölltal durch das steile Wangenitztal rasch zur Hütte hinauf, bietet aber landschaftlich weniger Reize, wenn auch der Rückblick gegen die Sadniggruppe manch schönes Bild ergibt.

Weit weniger mühsam, ohne bedeutend länger zu sein, ist der Zugang vom Iselsberg über den Zinkeweg, der zugleich die beste Verbindung mit der Bahnstation Dölsach darstellt. Dieser Weg führt an den Südwesthängen des Seichenkopfkammes entlang mit prächtigem Ausblick auf das Debanttal und den Hochschober mit seinen Trabanten wie auch mit herrlichen Rückblicken auf die Lienzer Dolomiten und steigt schließlich zur Oberen Seescharte an, von der man einen überraschend schönen Blick auf den Wangenitzsee, die Hütte und das Petzeck genießt.

Der Bergrahmen des Wangenitztales grenzt dieses gegen das Debanttal, das größte Tal der Schobergruppe, und gegen das Gradental ab. Wir haben also von der Hütte aus eigentlich nur zwei Übergänge, einen in das Debanttal zur Lienzerhütte und einen in das Gradental zur Gradenseehütte.

Der Übergang zur Lienzerhütte führt über die Niedere See- oder Feldscharte in etwa $1^3/_4$ Stunden auf gutem, ausgebautem Steige ohne jede Schwierigkeit ins Debanttal hinab.

Der Übergang zur Gradenseehütte dagegen leitet weglos über die 2979 m hohe Perschitzscharte, ist nicht leicht und erfordert Berggewandtheit. Von der Wangenitzseehütte bis zur Perschitzscharte kommt man ohne jede Schwierigkeit leicht in $1^1/_2$ Stunden, und der schöne Ausblick von der Scharte lohnt auch diesen Anstieg schon reichlich. Der Abstieg zum Gradensee aber führt zunächst über steilen Schutt und Firn zum Gradenkees hinunter, dessen Bergschrund überschritten werden muß. Hier kommt es schon sehr auf die augenblicklichen Verhältnisse an, ob der Weg mehr oder minder schwierig ist. Bei Ausaperung kann auch Stufenschlagen notwendig werden. Dem geübten Bergsteiger aber kann dieser Übergang ob seiner eindrucksvollen Schönheit nur empfohlen werden.

Der Petzeckkamm kann auch in jeder der folgenden Scharten, also der Petzeck-, Georgs- und Friedrichsscharte, überschritten werden, doch haben diese Übergänge, wenn sie nicht zum Zweck einer besonderen Bergfahrt ausgeführt werden, keine Bedeutung, da sie keine unmittelbare Verbindung darstellen und obendrein schwierig sind.

Ebenso sind die Scharten, die sich im Zuge des Seichenkopfes finden, nur für die Ersteigung der einzelnen Gipfel von Bedeutung, im Sinne eines Überganges vom Wangenitztal ins Debanttal kommen sie wohl nicht in Betracht.

Dagegen möchte ich noch auf eine Verbindungsmöglichkeit hinweisen, die — obwohl kein gebahnter Weg vorhanden ist — dem berggewohnten Geher als landschaftlich schöne und eindrucksvolle Tur Freude machen wird. Es ist der Höhenweg von der Hütte durch das Gartltal nach Putschall. Über Hirtenweglein und Schaftritte gelangt man von der Hütte ziemlich horizontal über die Obere oder noch besser über die Untere Prititschscharte ins Prititschkar, von da weglos leicht ins

Friedrichskar, in welchem man bis zu der in der östlichen Begrenzung befindlichen Relischscharte aufsteigt. Diese überschreitend — steiler Schutt auf der Friedrichskar-, Schutt und Firnreste auf der Gartltalseite — kommt man ins Obere Gartltal, aus dem wieder Hirten- und später Almwege ins Mölltal und nach Putschall führen.

Heute, da kein ausgetretener Weg und auch keine Orientierungszeichen diesen Hochgang kennzeichnen, ist er natürlich als Bergfahrt im engeren Sinne aufzufassen und verlangt neben Trittsicherheit auch Orientierungssinn. Wer über beides verfügt, den wird aber dieser Weg, wie schon betont, ob seiner Schönheit und der Fülle der Eindrücke vollauf befriedigen.

Die Berge der Umrahmung des Wangenitztales

Hoher (3125 m) und Östl. (3077 m) Perschitzkopf. Der Hohe Perschitzkopf ist der westliche Eckpunkt des Petzeckzuges und bietet, da er ja auch in der Umrahmung des Debanttales gelegen ist, neben einer schönen Fernsicht auch eine interessante Gruppenansicht. Er wurde schon frühzeitig erstiegen, aber trotz seiner leichten Ersteigbarkeit bisher nur ziemlich selten besucht. Von den vier bekannt gewordenen Anstiegen sind drei am besten von der Wangenitzseehütte zu erreichen, der vierte, schwerste Anstieg über den Nordwestgrat zweckmäßig von der neuerrichteten Gradenseehütte.

Der in der alpinen Literatur meist noch als Südwestanstieg bezeichnete Weg führt eigentlich über die Südhänge in etwa zweistündigem Anstieg auf den Gipfel. Bei dem bisher üblichen Anstiege ging man ziemlich hoch gegen die Perschitzschneide und stieg dann erst in den Südhang des Perschitzkopfes ein. Günstiger und weniger mühsam ist es, gegen das zwischen Hohem und Östlichem Perschitzkopf eingebettete Kar bis zu dem darin gelegenen Firnpolster aufzusteigen und sodann an der vom Hohen Perschitzkopf herabstreichenden Begrenzungskante über Rasen und Schrofen eine ziemlich bequeme Schuttrinne zu gewinnen, die unmittelbar zum Gipfel leitet.

Der Anstieg über den Ostgrat führt über den Östlichen Perschitzkopf und bietet eine mäßig schwierige, anregende Gratkletterei mit schönen Blicken vor allem in das Gradental. Der Zeitaufwand von der Hütte aus beträgt etwa $2^3/_4$ Stunden.

Der Weg durch die Südostwand wurde, soweit bekannt, bisher nur im Abstieg begangen und dürfte wohl auch kaum als Anstieg zu empfehlen sein. Die Zeit von 2 Stunden für den Abstieg bedeutet auch keine Zeitersparnis gegenüber dem zuerst angegebenen Weg, der im Abstieg etwas mehr als die Hälfte dieser Zeit in Anspruch nimmt. Für den mehr sportlich Eingestellten wird aber auch dieser Weg seinen Reiz haben.

Der schwerste Anstieg führt, wie schon erwähnt, über den Nordwestgrat in sehr schwieriger Kletterei auf den Gipfel. Der Zeitaufwand beträgt 5 Stunden, wenn als Ausgangspunkt die Gradenseehütte gewählt wird.

Als Anstiege auf den Östlichen Perschitzkopf waren bis zum Vorjahre nur der Anstieg aus der Perschitzscharte und der Gratübergang vom Hohen Perschitzkopf bekannt. Ersterer führt von der Scharte in etwa 20 Min. in mäßig schwieriger Kletterei auf den Gipfel. Im Sommer 1930 wurde ein neuer Anstieg über den Südgrat (nach Dr. Lucerna „Fadengrat") durchgeführt, von dem aber nähere Angaben bisher fehlen. Er dürfte eine mittelschwere, recht anregende Kletterei bieten.

Jedenfalls ist der Besuch beider Gipfel, die von Gemsjägern wohl schon lange vor jeder turistischen Ersteigung öfter besucht worden waren, lohnend. Auch der Östliche Perschitzkopf bietet, trotzdem ihm die in der Nähe liegenden höheren Gipfel einen Teil der Aussicht sperren, einen schönen Rundblick, der über die nähere Umgebung hinausreicht. Vor allem aber sei dem berggewandteren Geher ein Besuch des Hohen Perschitzkopfes empfohlen, der den geringen Zeitaufwand seiner Ersteigung von der Hütte durch prächtige Gruppen- und Fernsicht reichlich lohnt.

Kruckelkopf (3181 m). Der Kruckelkopf ist die dritte Erhebung über dreitausend Meter im Petzeckkamm. Drei Anstiege auf diesen Berg sind von der Wangenitzseehütte am besten ausführbar, ein vierter leitet unmittelbar vom Gradenkees über die brüchige Nordrippe zum Gipfel, dessen breite, flache Kuppe einen der Fernsicht vom Hohen Perschitzkopf ähnlichen schönen Rundblick gewährt. Nur ein beschränkter Teil der Schobergruppe wird durch diesen etwas niedrigeren Nachbar verdeckt. Schon 1870 wurde der Kruckelkopf das erstemal erstiegen. Ähnlich wie beim Perschitzkopf sind auch hier die Anstiege in ihrer Schwierigkeit gesteigert, vom mühsamen, unschwierigen Anstieg bis zur anregenden, schwierigen Kletterei.

Der leichteste Zugang führt über die Perschitzscharte und über die Schutthänge der Südwestflanke unschwierig, aber ziemlich mühsam empor. Dieser Anstieg ist jedem schwindelfreien Geher möglich. Von der Hütte bis zum Gipfel kann man etwa 2 Stunden rechnen.

Der nächst schwierigere Anstieg führt von der Petzeckscharte in etwa $^3/_4$ Stunden unmittelbar über die dorthin abfallenden, plattigen Wände hinauf. Es sind aber nur wenige, mäßig schwierige Stellen, die diesen Anstieg erschweren. Bei der Querung einzelner Platten muß jedoch Vorsicht geübt werden. Als selbständiger Anstieg ist dieser Weg aber nicht sehr zu empfehlen, vielmehr kommt er bei Gratwanderungen vom Petzeck zum Perschitzkopf (oder umgekehrt) in Betracht.

Der weitaus schönste, aber auch schwierigste Anstieg geht über den Südostgrat, der sozusagen unmittelbar oberhalb der Wangenitzseehütte ansetzt. Es ist eine ziemlich schwierige, dabei aber sehr schöne Kletterei über eindrucksvolle Türme und Gratstrecken. Nicht ganz drei Stunden Zeitaufwand von der Hütte werden diesen Anstieg im Laufe der nächsten Zeit wohl zu einer der häufigst ausgeführten Kletereien des Gebietes machen.

Petzeck (3283 m). Schon immer war das Petzeck ein als prächtiger Aussichtspunkt bekannter Berg. Die erste Nachricht einer Ersteigung stammt aus dem Jahre 1844, doch wird wohl auch dieser Berg schon vorher von Gemsjägern bestiegen worden sein. Seiner vorgeschobenen Stellung in einem Seitenkamme der Schobergruppe verdankt der Berg seine wundervolle Aussicht, die gleicherweise die Zentralalpen wie auch die Südlichen Kalkalpen umfaßt. Diese schöne Fernsicht verhalf dem Berg zu zahlreichen Ersteigungen zu einer Zeit, als die Schobergruppe noch ziemlich unbekannt war. Jetzt, seit Bestehen der Hütte am Wangenitzsee, wird er wohl einer der am häufigsten bestiegenen Berge der Gruppe überhaupt sein. Seiner Mächtigkeit entsprechend, führt auch eine größere Zahl von selbständigen Anstiegen auf diesen Berg.

Der leichteste Weg führt über die Petzeckscharte und den anschließenden schotterigen Kamm. Wenn auch dieser Weg im unteren Teil keine nennenswerte Anregung und Aussicht bringt, so entschädigt den Bergfreund um so mehr die Wanderung auf der Höhe des Firnfeldes. Da die ganze Bergfahrt von der Hütte aus nur $2^1/_2$ Stunden beansprucht, ist der Aufstieg jedem Hüttenbesucher wärmstens anzuraten.

Eine Variante dieses Anstieges ist der verfallene Posseggerweg, der aus dem Kruckelkar in die Felsen des Petzecks und zu einem Seitengrat leitet, der schließlich auch aufs Firnfeld führt. Der Zeitaufwand ist etwa der gleiche wie beim vorgenannten Anstieg, doch bietet dieser Weg landschaftlich schönere Bilder, ohne daß nennenswerte Schwierigkeiten zu überwinden wären.

Landschaftlich sehr eindrucksvoll ist der Anstieg durch das Prititschkar, jenes Kar, in das das Prititschkees, wild zerklüftet, vom Osthang des Petzecks herabfließt. Der frühere, von der Pußnigalm über unangenehm steile Grashänge in dieses verlassene Kar heraufführende Weg wird heute vermieden, wenn man die von der Hütte horizontal herüberführenden Steiglein benutzt. Der Anstieg selbst ist wohl mühsam, aber nur mäßig schwierig und zählt zu den eindrucksvollsten Bergfahrten in diesem Kamme. Dem im Jahre 1929 begangenen, von der Georgsscharte zum Gipfel hinaufziehenden Ostgrate kommt keine turistische Bedeutung zu.

Die weiteren drei Anstiege führen von der Seite des Gradentales hinauf und es kommt daher für sie die neue Gradenseehütte in Frage. Da ist zunächst der Anstieg durch die Westseite des Berges, der mäßig schwierig zum ebenen Firnpolster unter dem Gipfelaufbau hinaufführt. Dann der Anstieg durch die Nordostwand, der schwierig und steinfallgefährlich ist, und schließlich der erst in letzter Zeit begangene Nordwestgrat, eine wohl schwierige, dafür aber sicher sehr eindrucksvolle Bergfahrt.

Georgskopf (3090 m). Vom Petzeck durch die Georgsscharte getrennt erhebt sich mit wildzerzackten Graten der Georgskopf, dessen Ersteigung von allen Seiten ziemlich schwierig ist. Von der Wangenitzseehütte her erreicht man die Anstiege auf den Georgskopf in gleicher Weise wie den Petzeckanstieg aus dem Prititschkar.

Außer den beiden bisher bekannten Anstiegen über den Westgrat und durch die Ostseite, die beide schwierig sind, besteht seit 1927 noch der mäßig schwierige Anstieg über den Südostgrat und ein vierter Weg, der bislang nur im Abstieg begangen wurde: durch die Rinne zwischen West- und Hauptgipfel.

Großer Friedrichskopf (3134 m). Noch einmal steigt hier der Petzeckkamm bedeutend über 3000 Meter an zu einer mächtigen, mit steilen Graten abfallenden Felsspitze. Wann die Spitze erstmals erstiegen wurde, ist nicht bekannt, doch wurde anläßlich der Vermessung 1872 bereits ein Steinmann auf dem Gipfel vorgefunden. Die Ersteigung ist auf allen Anstiegen schwierig; der weit gegen das Mölltal vorgeschobenen Lage des Berges wegen aber lohnt der prächtige Ausblick vom Gipfel die Mühe des Anstiegs. Seit Errichtung der Wangenitzseehütte ist es möglich, über die mehrfach erwähnten Hirtensteiglein nahezu ohne Höhenverlust in das Friedrichskar zu gelangen, von dem aus alle bekannten Anstiege zu erreichen sind.

Bis jetzt sind vier Anstiege bekannt: der leichteste benützt eine Rinne der Südwand, der zweite geht von der Friedrichsscharte aus über den Südwestgrat und erfordert schwierige Kletterei, der dritte führt von der aus dem Friedrichskar leicht zu erreichenden Relischscharte durch die Südostseite des Berges nach einem kurzen

ſchwierigen Steilaufſchwung über leichteres Gelände zum Gipfel und auf dem vierten wurde der Berg vom Gartlkees aus über die ſteile Oſtwand erreicht.

Die Entlegenheit des Georgs- und Friedrichskopfes zuſammen mit der bedeutenden Erhebung über das Tal machte dieſe beiden Gipfel bisher zu den am ſeltenſten beſuchten Dreitauſendern der ganzen Gruppe. Nun die Wangenitzſeehütte ſteht, iſt zu erwarten, daß dieſe prächtigen Felsberge, die auch dem geübten Bergſteiger Genügendes zu bieten haben, künftig mehr Beachtung finden werden.

Kleiner Friedrichskopf (3059 m). Am Großen Friedrichskopf teilt ſich der Kamm und zieht einerſeits über Törlköpfl und Graskopf in der gleichen Richtung weiter, andererſeits in nahezu rechtem Winkel abbiegend,an der ſchon genannten Reliſchſcharte anſetzend, über den Weißen Kopf, den Präkopf, die Kreuzſpitze und den Oßenkopf gegen Mörtſchach hinaus.

Öſtlich vom Großen Friedrichskopf erhebt ſich dann noch einmal ein Dreitauſender, der Kleine Friedrichskopf, eine kühne Felsſpitze, die bereits 1878 erſtiegen wurde. Zwei Anſtiege führen auf den Gipfel, beides ſchwierige Klettereien; der eine aus dem Südlichen Gartltal, der andere über die Oſtwand. Der Zugang von der Wangenitzſeehütte aus führt durch das Friedrichskar mit Überſchreitung der Reliſchſcharte ins Südliche Gartltal.

Von den raſch an Höhe abnehmenden Gipfeln der beiden anderen Ausläufer verdient noch beſonders der Weiße Kopf erwähnt zu werden, der ſich von der Reliſchſcharte als ſpitze Felspyramide darſtellt.

Der vom Hohen Perſchitzkopf ſüdöſtlich ſtreichende Kamm, der das Wangenitztal gegen Weſten und Süden abgrenzt, hat die höchſte Erhebung im Mulleten Seichenkopf, der aber 2900 Meter nur mehr unbedeutend überragt. Trotz dieſer geringeren Höhe bieten aber auch die Berge dieſes Zuges lohnende Bergfahrten mit ſchönen Gipfelfernſichten.

Seeſchartenkopf (2777 m). Als erſte bedeutende Erhebung in der bogenförmigen Südumrahmung des Sees, insbeſondere von der Hütte aus durch die ſpitze Gipfelbildung auffallend, bietet der Seeſchartenkopf Gelegenheit zu einer Halbtagstur mit ſchöner anregender Gratkletterei, die aber nirgends ſchwierig wird. Auf brüchiges Geſtein muß man allerdings hier wie überall in der Schobergruppe wohl achten.

Der lohnendſte Anſtieg führt von der Oberen Seeſcharte über den Grat auf den Gipfel, als Abſtieg wählt man zweckmäßig die zwiſchen Seeſchartenkopf und Gaiskofel herabziehenden Schuttrinnen.

Gaiskofel (2816 m) und Himmelwand (2786 m). Vom Seeſchartenkopf durch die tief eingeſchnittene Gaiskofelſcharte getrennt, erhebt ſich der Gaiskofel als ſüdöſtlicher Eckpunkt der Seeumrahmung, von dem aus der Kamm wieder in mehr ſüdliche Richtung übergeht.

Die Erſteigung des Gaiskofels iſt von der Hütte aus in $1^1/_4$ Stunden ohne Schwierigkeiten durchführbar. Der breite Gipfel bietet Gelegenheit zu genußreicher Raſt mit ſchöner Fernſicht oſt- und ſüdwärts und aufſchlußreicher Gruppenausſicht.

Der leichteſte Anſtieg führt über die Geröllmulde zwiſchen Himmelwand und Gaiskofel, mit leichter Kletterei iſt der Gipfel auch über den wenig ausgeprägten

Bild 29 Kreuzſee und Wangenitzſee vom Gaiskofel Ing. R. Neumann

Bild 30 Ing. Dr. A. Czernotzky

Perſchitzköpfe, Kruckelkopf und Petzeck vom Südhang des Wangenitztales

Nordgrat oder von der Gaiskofelſcharte aus zu erreichen. Bei den beiden letzteren Anſtiegen muß aber auf lockeres Geſtein geachtet werden.

Die Himmelwand, vom Gaiskofel durch einen wenig eingetieften Sattel getrennt, kann von dieſem über den leichten Grat oder ſchon vorher aus der Mulde von Nordweſten her in leichter Kletterei erreicht werden. Ihren ſtolzen Namen verdankt ſie wohl den ſteil ins Wangenitztal abfallenden Wänden, von der Hütte aus erſcheint ſie nur als unbedeutende Graterhebung.

Kobritzkopf (2728 m) und Törlkopf (2820 m). Beide ſind ausgeprägtere Erhebungen des Grates zwiſchen Himmelwand und Seichenkopf, der in ſeiner ganzen Ausdehnung bereits begangen wurde. Dieſer Grat vermittelt auch den beſten Zugang zu dieſen beiden Gipfeln von der Hütte, wobei der Abſtieg über die Schrofen- und Schutthänge der Südweſtſeite gegen den Zinkeweg zu genommen werden kann. Als ſelbſtändige Turen kommen beide wohl kaum in Frage.

Spitzer (2888 m) und Mulleter Seichenkopf (2916 m). Letzterer iſt die höchſte Erhebung dieſes Kammes, der Spitze Seichenkopf dagegen die auffallendſte Berggeſtalt. Er bietet auch die ſchönſten Kletteranſtiege dieſes Kammes.

Von der Wangenitzſeehütte aus erreicht man die Anſtiege auf dieſe beiden Gipfel wohl am beſten, indem man im Wangenitztal abſteigt, in den von der Seichenſcharte herabziehenden Hang quert und zu dieſer anſteigt. Von der Scharte ſind beide Gipfel, der Mullete Seichenkopf ohne Schwierigkeit, zu erreichen.

Der Spitze Seichenkopf bietet von der Seichenſcharte leichte, über ſeinen Nordgrat aber eine ſchwierige, ziemlich lange Kletterei. Auch über den Weſtgrat, der keine beſonderen Schwierigkeiten bietet, kann der Berg kletternd erreicht werden.

Beide Seichenköpfe, insbeſondere aber der Mullete, ſind bekannt wegen ihrer ſchönen Fernſicht, wobei die weit gegen Süden vorgeſchobene Lage beſonders ſchöne Talbilder erſchließt.

Der Gaiskofel

Von Hugo Bezdek

Auch heute gab es wieder einen Sonnenmorgen, der an Schönheit seinen Vorgängern nicht nachstand. Die letzten leichten Frühnebel, welche wie ein hauchzarter Schleier sich spielend um die Bergspitzen wanden, waren schon den anderen nachgefolgt, die nun als feine Wolkengespinste am blendend blauen Himmel hinsegelten. Der gestrige Barometerstand hatte wenig schönes Wetter in Aussicht gestellt. Darum wurde für heute ein Rasttag angesetzt. Die Wangenitzseehütte mit ihren dämmerigen, polsterversehenen Gaststubenecken, in denen es sich so behaglich faulenzen läßt, ist ja auch dazu geeignet wie kaum eine zweite.

Aber dieser Sonnenschein, dieser aufmunternde Morgenwind, der den See kräuselt als wäre er eitel Silber, dieser wundervolle Prachttag lockt und ruft, bis man mit sich selber einig wird, daß es unverzeihlich wäre, den ganzen Tag in der Hütte zu versitzen.

Wohin aber? Das Petzeck haben wir gleich am ersten Tage gestürmt, die Untere Seescharte, hinter der, in bläulich grüne Schleier eingehüllt, sich in der Ferne die sagenumwobene Schleinitz, „der Blocksberg von Tirol", kühn aufbaut, ist uns zu nahe und außerdem werden wir sie im Abstiege zur Lienzer Hütte noch kennen lernen. Auch den Blick von der Oberen Seescharte haben wir in langem, andächtigem Schauen genossen, als wir sie im Anstiege vom Islsberge erreichten. Wie aber mögen sich in diesem gewaltigen Felsenzirkus Seen und Hütte vom Gaiskofel ausnehmen? Er ist mit seinen 2816 Metern hoch genug, uns außer einer genußvollen Fernsicht auch einen vorzüglichen Überblick sowohl über den Verlauf des Petzeck-, Schober- und Rotspitzenkammes zu gewähren als auch einen fast unbeschränkten Einblick in die ganze Länge des Debanttales zu gestatten.

Auf zum Gaiskofel also!

Die Regenhaut eingepackt — man darf dem Wetter niemals trauen —, zwei Bananen, sechs getrocknete Zwetschken und zwei Rippen Schokolade als Proviant in die eine, die Leica in die andere Tasche und nun hinunter zum Abfluß des Wangenitzsees! Dort stoßen wir auf den ersten, hochgradig blutarmen Markierungsklecks. — Da ist der zweite! Jenseits des Baches der dritte! — Dort zeigt ein Pfeil, den See entlang, die Wegrichtung an! Aber unser Fuß stockt. Zu schön ist der Anblick des Sees, als daß wir achtlos vorbeigehen könnten. Gibt es überhaupt eine Palette, die solche Farben hat wie sie uns hier Sonne, Wasser und Felsen in stets wechselnder Vielseitigkeit bieten? In allen Schattierungen, vom tiefen Braun zum lichten Ocker, vom zarten Blau über irisierendes Grün bis zum leuchtenden

Silber ist wohl in der ganzen Farbenskala nicht ein einziger Ton, den uns, im steten Wechsel, das Spiel und der Widerschein der Wellen nicht zu malen vermöchten. Und unaufhörlich krabbeln — leise ans Ufer klatschend — tausende von Wellenreitern an uns heran, um zusammenbrechend anderen Platz zu machen, die dann ebenso ins ewige Nichts verschwinden wie alle ihre Vorgänger. Ewiges Leben? Stetes Vergehen?

Gedankenvoll gehen wir weiter, der Pfeilrichtung nach, über Felsplatten und blankgescheuertes Gestein, um schließlich in grobem Geröll langsam anzusteigen.

Was man sich in landläufigem Sinne unter Weg oder Steig vorzustellen pflegt, gibt es hier allerdings nicht. Aber gerade das erhöht den Reiz der Wanderung in hohem Maße. Die blaßroten Marken, die unaufdringlich und dennoch gut sichtbar die allgemeine Richtung angeben, lassen der individuellen Geschicklichkeit des Bergsteigers genügend freien Spielraum, geben ihm aber andererseits doch die Sicherheit, den richtigen Weg einzuhalten. Übrigens ist ein zwischen zwei Felsrippen eingebettetes breites Kar, von dessen östlichem Rande eine Rinne gegen die Himmelwand hinaufleitet, an die eine ausgeprägte Mulde zwischen Himmelwand und Gaiskofel anschließt, die beste Leitlinie für den Anstieg. Trotz entsprechender Vorsicht beim Queren des zumeist lose gelagerten Blockwerkes und des groben, plattigen Felsschuttes, der nur allzugern unter den Füßen nachgibt, gewinnen wir ganz flott an Höhe. Wo die Füße nicht mehr ausreichen, dem Körper genügend Halt und Gleichgewicht zu geben, greift wohl auch hie und da eine Hand aushelfend zu und wenn manchmal „alle Vier" gleichzeitig in Tätigkeit treten, dann bleibt es doch immer noch eine lustige, durchaus nicht ermüdende Kletterei, die Gelegenheit gibt, die schönen Ausblicke mit Muße zu bewundern. Während aus der Mulde in südlicher Richtung der Anstieg über gewachsenen Fels zur Höhe der Himmelwand emporführt, wenden wir uns in westlicher Richtung der grasdurchsetzten Gipfelabdachung des Gaiskofels zu und erreichen, über grasige Bänder und unschwierige Felsstufen ansteigend, bald die steinmanngekrönte Spitze des Gaiskofels.

Im Norden, uns gerade gegenüber, erblicken wir in seiner ganzen Massigkeit das Petzeck mit seinen brüchigen, sturzdrohenden Steilhängen. Links schwingt sich das mächtige Felsgerüst der Perschitzköpfe und des Kruckelkopfes empor, nordöstlich ragt die dunkle Pyramide des Friedrichskopfes und die wilde Felsgestalt des Georgskopfes in die dunkelblaue Himmelskuppel. Das Kalsertörl gibt den Blick auf den firnübergossenen Großvenediger frei, und wenn uns auch das Massiv des Petzecks den Großglockner verdeckt, so wird dafür die Goldberggruppe mit dem eisgepanzerten Sonnblick fast zur Gänze, die Ankogelgruppe in ihrer ganzen Ausdehnung sichtbar.

Verfolgt der Blick den Grat über die Himmelwand weiter, bleibt er auf der hohen, schön geformten, schlanken Felspyramide des Spitzen Seichenkopfes haften, einer der edelsten Gestalten der Schobergruppe. Gerade zu unseren Füßen liegen, umrahmt von den Bergen des Talschlusses, die beiden jetzt spiegelglatten, tiefgrünen Bergseen: der große Wangenitzsee und der nach seiner Form benannte kleinere Kreuzsee. Am Ufer des ersteren hockt, keine 50 Meter über dem Seespiegel,

auf einer Felsschulter unsere Hütte. Wir grüßen sie mit einem Juchezer, der in dem mächtigen Felsenrund sich selbst Antwort gibt.

Nach Süden übersehen wir fast den ganzen Zinkeweg, der sich von der Waldzone des Islsberges über wellige Almböden an den Hängen des Debanttales zur Oberen Seescharte hinzieht, dann überfliegt der Blick die mächtigen Wände und Kalkpfeiler der „Lienzer", übersetzt die neuen, enggezogenen Grenzen gegen welsches Land, grüßt in Trauer die unter Fremdherrschaft duldende Heimat unserer Stammesbrüder und bleibt an all den fahlweißen, am Horizonte verschwimmenden Zacken, Zähnen und Türmen der Dolomiten haften. Aus verblassender Erinnerung taucht lebensfrisch eine Reihe von köstlichen Tagen auf, die durchtränkt waren von jugendlicher Spannkraft, vom heißen Atem des Erlebens und dem ehrlichen Schweiß des tatendurstigen Kletterers. Ja damals . . .!

Unwillkürlich drängen sich uns die Worte des Tiroler Barden der Alpenwelt, Anton Renk, auf die Lippen:

„In dieser großen Felseneinsamkeit
Vergeht die Sorge und erstarrt die Zeit,
Und über diesen grauen Schroffen
Stehn lichtverströmend, wolkenweit
Des Himmels goldne Tore offen."

Mit diesem Glanz, den Sonne und Berge auch in unsere Augen und in unser Herz verströmen, zurückgefunden zum Erdendasein, zu Lachen und Liebe, in philosophischer Ruhe ausgeglichen selbst mit dem brüchigen Räderwerk der Weltgeschichte, steigen wir zur Hütte hinab, wo uns — gebt auch Gedanken an leibliche Genüsse Raum! — Frau Luisens berühmte Schnitzel und Sepp Schlöggers roter „Spezial" erwarten.

Eine Petzeck-Überschreitung

Von Ing. Rudolf Neumann

Das gewaltige Bergmassiv des Petzecks ist an sich schon eine auffallende, den Bergfreund anziehende Gestalt. Dazu kommt, daß dieser Berg eine prachtvolle Gipfelschau bietet, so daß es verständlicherweise den Besucher der Schobergruppe drängt, ihm einen Besuch abzustatten.

Von der Wangenitzseehütte wählen wir für unsere Bergfahrt den bisher weniger begangenen, nunmehr leicht zu erreichenden Aufstieg aus dem Prititschkar. Früher mußte man aus dem Wangenitzgraben über steiles Gras mühsam in dieses einsame Kar hinaufsteigen. Heute wandern wir am frühen Morgen, Hirtensteiglein benutzend, von der Hütte fast durchwegs in horizontaler Richtung um den Südostgrat des Kruckelkopfes herum, queren das in seinem oberen Teile firnerfüllte stille Kruckelkar und weiterhin die Südwestflanke des Petzecks selber.

Über der Tiefe des Wangenitztales glänzen weit draußen im ersten Morgenlichte die Julischen Alpen, deren bedeutendste Gipfel sich erkennbar aus dem Gipfelmeere herausheben. Südlich, über dem jenseitigen Hang des Wangenitzgrabens, grüßen die beiden Seichenköpfe: der breite Rücken des Mulleten Seichenkopfes und daneben das steil abfallende Horn des Spitzen Seichenkopfes, ein Bild, das wir im Laufe der heutigen Bergfahrt noch oft vor Augen haben werden. Auf Hirtensteiglein, bald höher oben, bald tiefer unten weiter querend, gelangen wir nun auf eine deutlich ausgeprägte, südlich streichende Gratrippe des Petzecks. In den Grashängen ober uns weiden Schafe, die, Salz erhoffend, alsbald an uns herandrängen. Mit Mühe wehren wir die Enttäuschten ab. Vor uns, östlich, erscheint jetzt das Kleine Petzeck, eine kleine, aber auffallende Felskuppe, vom Petzeckstock durch die tief eingeschnittene Obere Prititschscharte getrennt. Hangabwärts ist dem Kleinen Petzeck noch der Felszacken der Zenitzen vorgelagert, von ersterem durch die Untere Prititschscharte gesondert. Ziemlich knapp unter den Wänden des Petzecks streben wir der Oberen Prititschscharte zu, die wir schließlich über steilen Schutt erreichen. Und hier tut sich uns eine neue Welt auf. Georgskopf und Friedrichskopf, die beiden kühnen Recken, stehen nun als prächtige Felsgestalten vor unseren Augen. Besonders eindrucksvoll die steilen Wandabstürze des Georgskopfes, der sich hier mächtig über dem einsamen Prititschkar aufbaut. Schon wegen des Einblickes in dieses Kar lohnt der Weg.

Von links her, hoch oben in den Wänden des Petzecks beginnend, zieht das wild zerrissene Prititschkees herunter, um unten im Kar in einer Rundhöckerlandschaft zu verlaufen. Beim Abstieg von der Prititschscharte in das Kar kommt uns

dieſer Gegenſatz erſt ſo recht zum Bewußtſein: oben die trümmerbedeckten Hänge, zwiſchen denen der Gletſcher herabzieht, und unten die von ehemals weit tiefer reichenden Gletſchern rund geſchliffenen Buckel, zwiſchen denen da und dort kleine Waſſerlacken ſtehen. Und dabei einſame Stille, nur hie und da unterbrochen vom Knattern eines Steines, der ſeinen Weg durch die Rinnen der Südwand des Georgskopfes ſucht.

Wir ſteigen aber heute nicht bis hinunter ins Kar, ſondern queren den Gletſcher in ſeinem unteren Teil und ſteigen dann mühſam die ſteilen Schotterhänge gegen die Georgsſcharte hinan. Mühſam iſt wohl der Weg, immer wieder gleitet der Schotter unter den aufwärts ſtrebenden Tritten. Und da die Sonne es heute mit uns gut meint, ſo haben wir keinesfalls über Kälte zu klagen. Aber ſchließlich iſt die Scharte doch erreicht und entſchädigt uns durch einen herrlichen Ausblick. Tief unter uns liegt das Gradental mit ſeinen Almen, und die jenſeitigen Hänge ſteigen wieder ſteil bis in unſere Höhe hinauf. Und über dem Zuge des Hohen Beils grüßt uns der Glockner mit ſeinen Trabanten. Rechts von uns ſteigt der zackige, brüchige Weſtgrat des Georgskopfes empor, links die Türme des hier anſetzenden Oſtgrates des Petzecks. Nach kurzer Raſt an dieſem eindrucksvollen Plätzchen begeben wir uns auf den Weiterweg. In mühſamer Kletterei überſchreiten wir die nächſten brüchigen Grattürme. Bald aber müſſen wir feſtſtellen, daß uns dies viel zu viel Zeit koſtet. Wir verlaſſen daher den Grat und queren in der ſüdlichen Flanke hinüber in die Hänge, durch die der übliche Anſtieg aus dem Prititſchkar herauf-führt. Über grobes Blockwerk, zuletzt durch ſteilere Rinnen, erreichen wir in anſtrengendem Steigen den Gipfelaufbau knapp ſüdlich des höchſten Punktes und ſtehen nach wenigen Schritten bei dem verfallenen Triangulierungszeichen auf dem Gipfel.

Prächtig iſt der Blick auf den langen Zug der Hohen Tauern, von denen die nahe Glocknergruppe beſonders auffällt. Gar manchen Bekannten können wir unter ihren Gipfeln begrüßen. Aber auch die engere Ausſicht auf die Schobergruppe gehört wohl zu den ſchönſten Blicken, die man hier haben kann. Nach Südweſten und Süden ſehen wir weit hinaus in das Reich der Dolomiten und Karniſchen Alpen, deren Hauptgipfel deutlich zu erkennen ſind. Und weiter öſtlich erſcheinen die ſchönen Berggeſtalten der Julier, über die König Triglav ſein ſtolzes Haupt emporhebt.

So ſchön der Umblick auch iſt, ſchließlich müſſen wir uns doch zum Abſtieg entſchließen. Über grobes Blockwerk, dann über das große ebene Firnfeld unter der Gipfelkuppe und über den anſchließenden ſchotterigen Grat gelangen wir ſchnell zur Scharte zwiſchen Petzeck und Kruckelkopf. Noch raſch einen Blick auf das ſteil abſinkende, geröllüberſäte Gradenkees und die tief unten liegenden, unwahrſcheinlich grünen Gradenſeen — dann geht es in flotter Abfahrt über die ſteilen Firnhänge hinunter ins Kruckelkar. Den Ausläufer des Südoſtgrates des Kruckelkopfes überſchreitend, ſehen wir bald unter uns am Ufer des Sees die gaſtliche Hütte.

D. & Ö. Alpenverein Sektion München (E. V.)

Bild 31 — Ing. Dr. A. Czernotzky

Georgskopf und Friedrichsköpfe vom Südhang des Wangenitztales

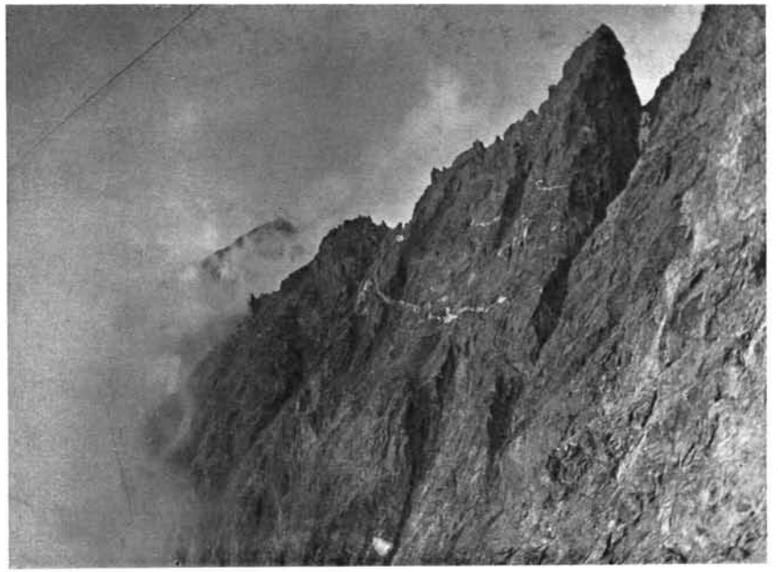


Bild 32 — Perſchitzkopf-Nordweſtgrat von Süden — Ing. Viktor Elmar

Perſchitzkopf-Nordweſtgrat

(Erſte Erkletterung am 23. Auguſt 1913)

Von Ing. Karl Folta

Abenteuerliche Dolomitentage lagen hinter mir. Rauhe, wolkendüſtere Tage, neuſchneebringende Sturmnächte, eisüberzogene Felswinkel und Kamine hatten die Gipfelleſe zu einem Spiel mit unſicheren Gewinnausſichten gemacht und mancher Berg verſchloß ſich dem Alleingeher durch Bollwerke in Form von weitausladenden Wächten, durch Steinſalven aus den Batterien hoher Felſenſchultern und Schuttbänder, durch ſturzbacherfüllte Kamine und flankierenden Einſatz von Hagelböen und erſtarrendem Nord. Nur zäheſter Kampfesfreude war es beſchieden, zum Schluß auch in Geſellſchaft lieber Freunde aus der Heimatſtadt, einer trotz allem ganz anſehnlichen Schar ſpröder Dolomitberge den ruheloſen Bergſteigerfuß aufs Haupt zu ſetzen.

Etwas abgekämpft ſtand ich nun mit dem Verlangen nach günſtigen Turenbedingungen und ſonnigen Tagen auf dem Bahnhof in Lienz und wartete auf den Zug, der mir meinen Studienkameraden und Klettergenoſſen Oskar bringen ſollte. Als er mit Verſpätung eintraf, machte nicht nur ich, ſondern auch das Wetter ein freundliches Geſicht und ſo ſchüttelten wir uns voll froher Erwartung die Hände. Hatten wir doch in der bis dahin wenig beachteten Schobergruppe ganz beſondere Dinge vor.

Du trauliche, kleine, unbewirtſchaftete Lienzerhütte der Vorkriegszeit! Wer dich gekannt hat in deiner ſchlichten Wohnlichkeit, im Frieden deiner einſamen Tage, an denen nur hin und wieder ein paar Bergſteiger, Höhenglück aus den Augen ſtrahlend, von firngeſchmücktem Bergeshaupt herniederſteigend Zuflucht ſuchten in deinem heimeligen Holzbau, der wird die Erinnerung an dich für Lebenszeit wie ein koſtbares Kleinod bewahren!

Von abſchreckender Größe waren die bis zur Verſchnürung angefüllten Rucksäcke, die wir um die Mittagsſtunde den Gaimberg hinaufſchleppten. War es doch ein eiſernes Muß, außer der vollſtändigen hochalpinen Ausrüſtung auch Photobedarf, Feldſtecher und den Proviant für eine ganze Woche den ſechs Stunden weiten Weg zur Hütte hinaufzubefördern. Nun, an dieſem Tage benötigten wir dazu erheblich mehr. In der Nähe der Innigalm, als die Laſt gar zu arg drückte, da gönnten wir uns die erſte Erholung, warfen die Schnerfer hin und verbrachten eine erquickende halbe Stunde mit dem Sammeln von Erdbeeren, die ſich hier am Wegrande in Menge und ſüßer Reife vorfanden und den denkbar kürzeſten Weg von der Stätte ihres Werdens zum Verbrauche durchmaßen.

Langsam ging es dann weiter, das lange, lange Debanttal empor. Es dunkelte schon, als wir bei der Hofalm ein paar Minuten verweilten, um die Laterne herauszusuchen und die Kerze zu entzünden. Bei ihrem schwankenden Schein zogen wir müden Wanderer noch eineinhalb Stunden durch den schütteren Baumbestand der letzten Talstufe vor der Hütte. Endlich — 9 Uhr 30 Minuten abends — kreischte der Schlüssel im Hüttenschloß, knarrend öffnete sich die Pforte des einsam träumenden Bergsteigerheims und wir betraten, froh über die Menschenleere der Hütte, den wunderbar anheimelnden Raum, der uns nun Tage wonnigsten Geborgenseins bescherte.

Auf, Kamerad! Noch ist nicht Zeit zum Ruhen! Holz und Wasser wird hereingeschafft, der Eisenherd instand gesetzt, dann zaubert das Prasseln des Feuers und der trauliche Lampenschein solch gemütliches Hausen hervor, daß Müdigkeit und Unlust bald verflogen sind und bei dampfendem Tee in weilenweise auflebendem Gespräch die Geisterstunde unvermutet rasch den neuen Tag einleitet.

Tiefer Schlaf umfing uns noch zu später Morgenstunde. Doch schwere Wolkenballen schoben sich zwischen den Bergen durch und trösteten uns darüber hinweg, daß wir diesen Tag zum Teil der Erholung widmen mußten. Nach dem selbstbereiteten Mittagsschmause aber — wie klebten die Knödel an den Zähnen, lieber Oskar! — da zogen wir mit leichtem Gepäck von dannen, den uns lustig entgegenhüpfenden Mirnitzbach entlang, dann vom Mirnitzboden südlich den steilen Hang hinauf zur Tscharnaktscharte und in kurzer Gratkletterei auf den weit ins Tal vorgeschobenen Tscharnakt (2633 m). Hier lagen wir nun auf den warmen Blöcken — es war wieder freundlicher geworden um die hehren Spitzen ringsum — und schauten, schauten und nahmen uns gegenseitig den Feldstecher aus der Hand, um jenen Grat, diese Rinne, den Firnflecken im Gewände hier, die Spitze dort am Talschlusse eingehend zu betrachten und zu besprechen. Und da drüben über der tiefen Furche des Debanttales lag er ja, der Grat, der unser Sinnen nicht erst seit gestern beherrschte! Rechts vom Einschnitt der Hohen Gradenscharte (2804 m) hebt er sich jäh empor, geht dann in eine wenig ansteigende, zersplitterte Schneide über, bis er durch ein klaffendes Schärtchen unterbrochen wird. Der Gratabbruch zuvor verbirgt es zum Teil dem forschenden Blick. Und dann folgt ein großes Fragezeichen, der scheinbar überhangende Aufschwung des Grates aus dem Schärtchen zu einem Vorkopf, von welchem an sich der Grat verflacht und dem Gipfelstürmer kaum noch Hindernisse in den Weg stellt. Es ist der Nordwestgrat des Hohen Perschitzkopfes, unser Ziel für den kommenden Tag!

Gedankenvoll steigen wir wieder ins Tal zu unserer traulichen Hütte.

Der Morgen des ersehnten Tages hielt strahlend seinen Einzug in das tiefe Debanttal und versprach uns den Gang zur Höhe zum Fest zu machen. Aber die ungewohnte hauswirtschaftliche Betätigung gab uns doch erst um 8 Uhr frei, und so lag schon voller Sonnenschein auf den freien Grashängen, als wir längs des Perschitzbaches gegen die Hohe Gradenscharte hinaufstiegen. Ein hoher gerölliger Steilhang rechts von dem gegen die Bachfurche vorgeschobenen Felssporn der südöstlichsten Weißwandspitze muß noch mühsam überwunden werden, dann stehen wir am unteren Rande des in die Westflanke des Perschitzkopfes eingebetteten Firnkessels. Prächtig ist der Rückblick auf den edelgestalteten, in weißen Hermelin gekleideten königlichen Hochschober, der uns hier seine schlankste Steilflanke zuwendet. Über den sanft geneigten Firn des Kessels und durch eine kurze Schuttrinne erreichen wir nun rasch die Enge der Hohen Gradenscharte. Das breite, blockübersäte Eisfeld des Gradenkeeses liegt uns zu Füßen, freundlich grüßt der Spiegel des hellgrünen Großen Gradensees herauf.

Mehr als drei Stunden hat der 900 m hohe Anstieg bis zur Scharte beansprucht, nun heißt es, vor dem Angriff auf die schroff aufstrebende Felsenburg für leibliche Stärkung zu sorgen und das treue Seil, das Sinnbild der Verbundenheit auf Gedeih und Verderb, noch einmal prüfend durch die Hände zu ziehen und ordnend bereitzulegen. Die Uhr zeigt die Mittagsstunde, da wir eindringen in das unbekannte Felsenreich.

Gleich zu Beginn stellt uns der Berg ein ernstes Hindernis in den Weg. Senkrecht, ja zum Teil überhängend schwingt sich der Nordwestgrat aus der Scharte empor. Erst nach zehn Meter langem Quergang in seine Westflanke finde ich eine geeignete Stelle für den Einstieg. Hier packe ich den Überhang an, der dank der hier noch festen, griffigen Felsen leichter als erwartet zu bewältigen ist. Immer noch schwierig geht es nun 50 m gerade hinauf, dann können wir, etwas mehr links gewandt, zur Grathöhe hinaufsteigen. Doch nur ein kurzes Stück hin zeigt sich uns diese gefügig. Zersplittert und brüchig wird der First, und bei einem den Grat sperrenden, durch hellere Gesteinsschichten auffällig gebänderten Turm werden wir in die Westflanke abgedrängt. In einem durch viel loses Steingerümpel gefährdeten Quergang streben wir unterhalb der Gratschneide ihrem Abbruch gegen jenes tiefe Schartel zu, das den Gratverlauf in halber Höhe unterbricht.

Nach zeitraubendem Klimmen unter sorgsamster Behandlung des brüchigen Gesteins stehen wir endlich auf dem Grateckpunkt vor dem Schartel und schauen verdutzt über die glatte, senkrechte Wand in den Schartengrund hinunter. Hier ist ohne Anwendung akrobatischer Seilmanöver kein Abstieg möglich! Doch auf derartiges sind wir diesmal nicht eingerichtet. Wir klettern deshalb ein kurzes Stück zurück und steigen dann in der unvermeidlichen Westflanke so lange ab, bis wir uns an der südlichen Kante des Wandabbruches, mit dem der Grat zum „tiefen Schartel" niedersetzt, etwa fünf Meter über Schartelhöhe befinden. Hier entdecken wir eine Möglichkeit zum Weiterkommen.

Schwierig queren wir zuerst etwas ab-, dann wieder schräg ansteigend durch die Wand in der Richtung gegen das Schartel und erreichen so einen kleinen Standplatz. Jetzt erst ist zu sehen, daß wir gewonnenes Spiel haben. Zwar liegt die schwierigste Stelle noch vor uns, doch es geht! In sehr schwieriger Kletterei müssen wir gerade hinunter in die vom Schartel nach Süden abfallende Firnschlucht. Noch ein paar hastig geschlagene Stufen in den eisigen Firn — und wir stehen in der kühlen, schattigen Schartenenge.

Kühl und schattig ist es hier? In einer nach Süden offenen Scharte? Ich reiße die Uhr aus der Tasche und will den Augen nicht trauen. Vier Uhr nachmittags! Ein tüchtiges Stück Tag hat uns der Grat schon gekostet. So geht es einem, wenn man auf neuen Wegen zur Höhe will und erst prüfen und suchen muß, wo der Nachfolger dann unbekümmert den Weisungen der Wegbeschreibung folgt.

Nun sollen ja noch die vom Tscharnakt gesehenen sperrenden Überhänge folgen! So etwas Ähnliches ist auch über unseren Köpfen zu sehen. Doch links davon — unsere Gesichter erhellen sich zusehends — jene rinnenartige Eintiefung, die sich erst jetzt als Einfallsbresche des innersten Bollwerks der Felsenburg verrät, die schaut ganz einladend zu uns herab. Hurtig klettern wir zu ihr hinauf und steil, aber nur mäßig schwierig durch sie bis zum Fuße des nächsten Steilaufschwunges. Herrlich ist das Emporklimmen über die freie, lichte Höhe dieser Gratstufe, über die wir den Scheitel eines Felskopfes gewinnen. Die Steigung des Grates wird nun sanfter, wir hüpfen über das kantige Blockwerk — und um 5 Uhr 15 Min., an der Neige eines noch immer leuchtenden Sommertages, da beglückwünschen wir uns auf dem Gipfel des 3125 m hohen Berges zur gelungenen Fahrt.

In hehrer Stille liegen die schneeverbrämten Häupter der Schobergruppe um uns, von den schrägen Strahlen der Spätnachmittagssonne umspielt.

Nur drüben im Norden, über der keilförmig eingetieften Klammerscharte, da steht noch im vollen Glanze seines weißen Königsmantels der Herrscher über all die eisgepanzerten Riesen der Tauern, der Großglockner. Lange stehen wir noch, in andachtsvolles Schauen versunken, dann wenden wir uns wortlos ab und steigen in die Tiefe des dämmernden Tales.

Dolomiten-Erinnerungen

Von Ing. Karl Folta

Die Dolomiten sind die Krondiamanten der Alpen.
Rudolf Hans Bartsch

„Wer einmal unter den bleichen Hochzinnen geweilt hat, den zieht ein namenloses Sehnen immer wieder zu den Wundern der lichtumgürteten Dolomiten." Mit diesen Worten schließt die erste Sage der in bisher drei Bändchen von Karl Felix Wolff herausgegebenen Sammlung „Dolomitensagen". Ihre Wahrheit habe auch ich in ihrer vollen Wirksamkeit zu fühlen bekommen. Es ist ein eigentümlicher Zauber, der diese Gebirgswelt durchtränkt. Nicht nur die besondere morphologische Entwicklung, welche die Dolomiten von allen anderen Alpengruppen wesentlich unterscheidet und in kühnsten Gipfelbauten ihren Ausdruck findet, reizt zum Besuche des Gebietes. Es sind auch die wunderbaren Gegensätze zwischen lieblichen, weitgedehnten Talgefilden, voll von blühenden Kulturen und anmutig hingestreuten Ortschaften und Weilern, und den hoch emporstarrenden, scheinbar lebloſen Felsmassen, gekrönt von Schneediademen und umströmt von kleinen, aber wilden Gletschern, Gegensätze, die hier besonders wirksam zur Geltung kommen. All dieser Zauber wird erhöht durch die satte Farbenpracht des Landes unter dem Gewölbe eines schon sehr südlich anmutenden Himmels. Und das Alpenglühen! — Nirgends blüht es so schön wie auf den Zinnen der Dolomiten!

Als ich im Sommer 1911 zum ersten Male von einem Dolomitberge, der Großen Zinne, staunend auf die vielgestaltigen Felshäupter in der weiten Runde sah, da hub es an, jenes große Sehnen, das mich nun schon volle zwei Jahrzehnte gefangen hält und immer wieder hinunterführt zu den Quellen der Rienz und Drau, des Cordevole und Avisio, der Gader und des Boite. Im Sommer und Winter, in Krieg und Frieden, allein und mit lieben Freunden, bedrückten Herzens und in jubelnder Lebensfreude durchzog ich die Täler der Dolomiten, bestieg ihre Spitzen, durchkletterte ihre Wände und stob auf flinkem Gleitholz über ihre tief verschneiten Almhänge. Ich erlebte in ihnen das Schollern des tückischen Schneebrettes, das Pfauchen bedrohlich naher Staublawinen, das atemberaubende Prasseln des Steinschlages und das Kampfgetümmel erbitterter Gegner. Gute und böse Tage schenkten sie mir, immer voll von unauslöschlichen Eindrücken. Und so mögen denn aus der reichen Fülle des Erlebten drei Blumen der Erinnerung gepflückt werden, verschiedenfärbig und wesensungleich. Mit ihren ungenannten Schwestern fügen sie sich zu einem herrlichen Strauße von nie verwelkender Pracht zusammen. Feurig glühen und berauschend duften die einen, zart werben und lieblich ergreifen die andern. Alle aber sind sie mir unendlich wert geworden und

ich gebe ihren drei Sendlingen den Wunsch mit auf den Weg, inneren Reichtum anzubahnen und Saiten erklingen zu lassen, die den Ernst der Lebensfahrt durch edlen Wohlklang versöhnen.

Durch den Schmittkamin auf die Fünffingerspitze

Einige Berge der Südlichen Kalkalpen haben durch die Kühnheit ihrer Gestalt und die Schwierigkeit ihrer Besteigung eine Berühmtheit erlangt, der selbst die ungeahnte Entwicklung der Klettertechnik zu den Spitzenleistungen des letzten Jahrzehnts keinen Abbruch tun konnte. Denn der Charakter der modernen Wandkletttereien in der Art der Civetta-Nordwestwand, Furchetta-Nordwand und Saß-Maor-Ostwand entbehrt bei aller Großzügigkeit der Wegführung und Häufung größter Schwierigkeiten doch einer gewissen hypnotischen Wirkung, mit der Berggestalten wie der Winklerturm, der Campanile di Val Montanaia oder die Guglia di Brenta die Wünsche des Felsenmannes auf sich lenken. Rassige Gipfelbildungen wie die letztgenannten fordern zu ihrer Ersteigung heraus, ohne viel Überlegungen hinsichtlich der Wahl des Anstiegsweges auszulösen, der bei der symbolischen Eindeutigkeit ihres verkörperten Hinweises zum höchsten erreichbaren Ziel, der schlanken Turmspitze, zu untergeordneter Bedeutung herabsinkt.

Anders ist es mit einer Gattung von Bergen, an denen die Linienführung und technische Eigenart besonderer Anstiegswege deren Ruf und Anziehungskraft zu behaupten wußten. Oft sind es nur verhältnismäßig kurze Routen auf Berge minderen Ansehens, die gleichwohl, wie der Adangkamin und der Preußriß, zu den meistgenannten und vielbegangenen gehören. In die Reihe dieser Felsfahrten ist auch der Schmittkamin zu zählen, der außerdem erschließungsgeschichtlich noch eine Besonderheit vorstellt. Ist er doch als älteste Anstiegsroute auf die Fünffingerspitze auch heute noch der schwierigste von den vier Hauptwegen des Berges. Und wird seine sportlich und ästhetisch ideale vollständige Durchkletterung bis zur Zeigefingerscharte ausgeführt, dann kann man ihn ruhig zu den eindrucksvollsten Kletterfahrten von klassischer Bedeutung rechnen.

Die Fünffingerspitze, 2996 m, wurde als letzter von den großen Bergen der Langkofelgruppe erst im Jahre 1890 bezwungen. Robert Hans Schmitt und Johann Santner waren die Kühnen, die den finsteren Spalt in lotrechter Wand zum Siegespfad erwählten, auf bemerkenswert unmittelbarem Wege die spröde Schöne erobernd. Schon im nächsten Jahre wurden die Anstiege durch die Nordwand und über die Daumenscharte gefunden, 1895 eröffneten Schuster und Meurer mit dem „Westweg" den leichtesten Zugang zur Spitze und 1906 folgte die Begehung des schönfelsigen Südwestgrates. Unter den verschiedenen Wegänderungen zu den genannten Routen sind erwähnenswert Palmes Zugang zur Daumenscharte und der ungemein schwierige und gefährliche Diagonalriß in der Südwand des Mittelfingers, der allein schon die Namen der bekannten Dolomitenerschließer Kiene und Haupt mit unvergänglichem Lorbeer umgibt. —

Nach schönen Erfolgen in den Ostdolomiten hatten wir in bester Form auch den Sellaturm III erstiegen und festgestellt, daß unser Leistungsvermögen noch erheblich größeren Schwierigkeiten gewachsen war. Was Wunder, daß wir nun

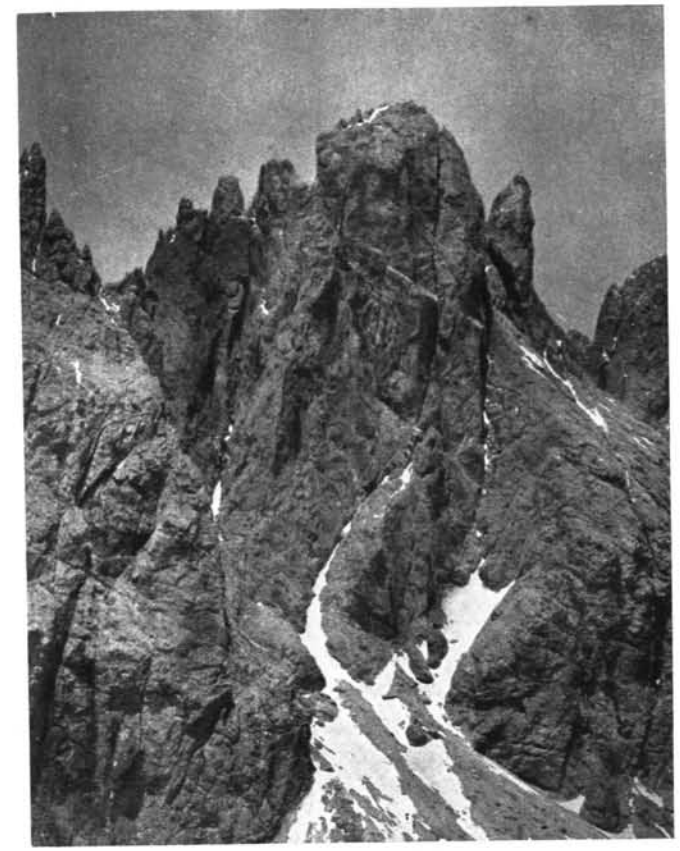


Bild 33

Fünffingerspitze mit dem Schmittkamin

Bild 34

Südl. Fanisspitze von Süden

Karl Sandtner, Wien

den Traum aller Kletterjünglinge ins Auge faßten und nur noch in der Wahl des Anſtieges unſchlüſſig waren. Doch damals war die große Zeit der Kamine, von denen jedes Jahr ein paar Dutzend neue entdeckt wurden. So ſollte es alſo der Schmittkamin ſein!

Am Morgen des 3. Auguſt 1912 wurden wir durch das ſchönſte Wetter überraſcht. Nach eiligem Frühſtück brachen wir etwas ſpät — es war ſchon nach $^1/_2 8$ Uhr — zu viert vom Sellajochhaus auf. Die vom Wege zum Langkofeljoch abzweigende deutliche Steigſpur führte uns raſch zur Südwand der Fünffingerſpitze hinüber. Am Fuße der ſteilen Plattenrampe, die den Aufgang zum Schmittkamin darſtellt, ließen wir alles Entbehrliche zurück. Als Proviant ſteckte ich bloß ein Stück Emmentaler und eine Scheibe Brot in die ſeitliche Rocktaſche.

Der Aufſtieg über die plattigen Schrofen bis zur Felskanzel an der Kaminmündung dünkte uns ein Spaziergang. Die drei anderen Teilnehmer an dieſer erfreulichen Studienreiſe ſtellten ſich nun erwartungsvoll hier auf, um kritiſch zu beobachten, welche Kletterkünſte ich ihnen vorführen würde. Zuerſt kroch ich im mäßig ſchwierigen Kamingrund zum berühmten „Kirchl" hinauf, wo viel Waſſer herabtropfte. Puh, da hieß es ſchnell handeln! Zufrieden grinſend bemerkten die Genoſſen, daß Waſſer einem Kletterer mehr Reſpekt beibringt als ausgeſetztes Herausſpreizen aus dem Kamin. Der folgende Stemmkamin war ſehr feucht und ſchon bedeutend unangenehmer. Die ganze Klettergemeinſchaft beeilte ſich, ſo ſehr ſie konnte, die neptuniſche Strecke hinter ſich zu bringen und hielt nach dem gefürchteten dreikantigen, moosgeſprenkelten Block erſt Ausſchau, als er bereits wehrlos unter unſeren Kletterſohlen lag. Wir aber ſuchten ihn noch bei der jetzt harte Arbeit fordernden, äußerſt ſchwierigen Kaminſtelle. Als ich aber ihr den ſteilen, gefährlichen Schneebelag einer kleinen Kaminſtufe betrat, wußte ich es genau: die Originalroute iſt das nicht mehr! Aber warum nicht geradeaus weiter? Das iſt doch viel idealer!

Otto hebt jetzt den Kopf über den Rand der Stufe und ſchwingt ſich auf den harten Schnee herauf. Oha, Freund! Wenn ich jetzt nicht gut verſpreizt geweſen wäre! Die Glitſchigkeit der Kletterſohlen mahnt uns zu größter Vorſicht. Wir kletterten im Kamin weiter, der mit noch einigen ſo heimtückiſchen Stellen aufwartete. Oskar und der Studiengenoſſe aus Wien waren noch nicht zu ſehen, ihre Rufe hallten ſchaurig aus der Tiefe. Zwiſchen den ſchwarzen, feuchtglänzenden Kaminwänden ſahen wir gerade auf den wunderbar leuchtenden Marmolata gletſcher hinüber.

Die Kletterei wird zur ſchwerſten, die ich erlebte. Ein griffarmer Überhang wölbt ſich vor, die auswärts geneigten Tritte unter ihm ſind ganz unzuverläſſig ſchlüpfrig, verzweifelt ſcharren die klebrigen Sohlen an dem böſen Fels. Es nützt nichts, die Arme allein müſſen es leiſten. Ein ſeitwärts gerichteter Kammgriff für die Linke iſt die letzte Hilfe. Keuchend winde ich mich zentimeterweiſe höher, Blut quillt unter den Fingernägeln hervor; noch ein Zug mit äußerſtem Krafteinſatz — dann liege ich auf dem Bauch ober dem Überhang und rühre mich nicht, bis ſich die vor Anſtrengung zitternden Glieder beruhigt haben. Endlich erhalten Ottos beſorgte Fragen Antwort und er kann zu mir heraufklettern.

Der nun noch folgende ſchöne Stemmkamin war bald überwunden und wir hatten in der Zeigefingerſcharte eine halbe Stunde Zeit zur Erholung, bevor die

beiden anderen — zum kritischen Überhang warfen wir ihnen ein Seilende hinab — uns eingeholt hatten. 3 Stunden fast hatten die 200 m der eigentlichen Kaminkletterei erfordert.

Rasch ging es dann westlich zum großen Felsenfenster empor und mäßig schwierig, aber sehr ausgesetzt — welch ein Tiefblick auf den Grohmanngletscher! — das letzte Stück zum Gipfel hinauf.

Wallende Nebel umzogen das heiß erkämpfte Felsenhaupt, nur hin und wieder erhaschten wir einen Blick auf die höheren Nachbarn. Wie sah der Mundvorrat in der Rocktasche aus! Und wie fröstlig mir wurde! Da merkte ich erst, daß mir das Wasser bei der Kaminkletterei in die Ärmel geflossen war und mich ganz durchnäßte. Doch sind die Gefühle reiner Freude kaum zu schildern, die mich noch ganz erfüllten, als wir über die herrlich luftige Zeigefingerwand zur Daumenscharte abstiegen.

Eine Überschreitung der Südlichen Fanisspitze

Durch das Travenanzestal heulte der Wind und der Regen schlug an die Scheiben der Wolf-v.-Glanvell-Hütte. Doch das festgefügte Gebälk des freundlichen Holzbaues ließ keine Besorgnis aufkommen. Traulicher Lampenschein erfüllte seine Räume, auch das von der „Gilde zum groben Kletterschuh" eingerichtete Zimmer an der Westseite, wo sich der Hang vor der Hütte zum Fuße des kühnen Fanisturmes emporschwingt. Ich saß allein und vertiefte mich in das Turenbuch, das alle neuen Fahrten seit 1906 mit Anstiegsskizzen und eingeklebten Lichtbildern enthielt. Ganz andächtig war mir jungem Dolomitenbewunderer — ich befand mich damals zum dritten Male im Zauberreich südlich des Pustertales — zumute, als ich in diesem Gedenkbuche edelsten Tatmenschentums blätterte.

Am folgenden Morgen — des 13. August 1913 — war es wie all die Tage zuvor, nun schon eine Woche hindurch. Es lag ein eigentümlich blauer Ton auf der Landschaft und man sah es dem schönen Wetter an, daß es nicht von langer Dauer sein werde. Bei der Hütte begann ein mit Farbzeichen versehener Steig, den ich talaufwärts verfolgte, bis rechts am Gehänge eine Steigspur sichtbar wurde, die in das Lagatschoikar führt. Ich stieg etwas weiter links hinauf, auf den Kamm, den der Mittlere Lagatschoi nach Nordosten entsendet. Wunderschön zeigten sich hinter dem Col dei Bos die Croda da Lago und der Pelmo in fast schwarzblauen Tönen, während weiter links in der Ferne Monte Duranno und Cima dei Preti unter einem echt italienischen Himmel emporzackten. Auch der Antelao lugte bald neben der Punta Col dei Bos herüber, wie mit Silberplatten beschlagen. Aus schier unermeßlicher Höhe blickten die drei Tofanen herab. Zuletzt erschien noch im hehren Gipfelkranze die schneeverzierte Hohe Gaisl.

In weitem Bogen durchquerte ich das Lagatschoikar und mühte mich keuchend die lange Schuttreiße zum Fanissattel hinauf. Tief aufatmend langte ich 2 Stunden nach dem Aufbruch von der Hütte oben an, als sich schon die ersten Wolken zu bilden begannen.

Bergschuhe und Eispickel ließ ich beim Einstieg in die Nordostflanke der Südlichen Fanisspitze liegen, denn ich wollte den Berg von Südwesten her überschreiten. Auf dem Geröll stieg ich dann einige Schritte zurück abwärts, bis ein

Band beginnt, das in die Südwand hineinzieht. Doch dieses führte mich nicht zur Terrasse unter dem Riesenkamin der Wand, da es mit einem zu gewagten Quergang endet. Ich ging deshalb zurück und benützte den etwas tiefer gelegenen Einstiegskamin zur Südwestroute, wo mir der Rucksack ziemlich unangenehm wurde. Der Kamin brachte mich zum östlichen Ende der Terrasse, die man sanft ansteigend nach links verfolgt. Bald steht man an der Mündung des Südwandkamins. Sein Grund ist eng, schauerlich schwarz und feucht, auch schimmern vereiste Schneereste auf den Schuttsohlen der Kaminstufen. Ich gewann immer mehr Achtung vor den Leistungen der Brüder Kiene, die den Höllenschlund ein Jahr früher erstmalig durchstiegen hatten.

Ich querte weiter, kam um eine Ecke und verfolgte ein Band der Südwestwand noch ein kurzes Stück, bis ich nördlich in eine große Schlucht hineinsah. Nun erstieg ich eine Schrofenwand, hielt mich dann etwas mehr links, hierauf wieder rechts und kam auf eine Schulter des Südwestgrates. Steil, fast senkrecht schwingt sich dieser hier empor. Man muß ziemlich weit links davon durch die Wand hinauf. Diese wird immer steiler und schwieriger. Ich erreichte über sie ein ganz schmales Band, das nach rechts zur Verschneidung der Wand mit dem Gratpfeiler führt, wo es endet. Da stand ich nun vor einer 40 m hohen Wand, deren Anblick mir zum Bewußtsein brachte, welche moralischen Anforderungen das Hochgebirge an den Alleingeher stellt. Schon der Einstieg in diese Wand war schwierig und gewagt. Ich mußte, um die ersten brauchbaren Griffe zu erreichen, möglichst an den Fels geschmiegt auf eine verdächtig hohl klingende, etwas vorspringende Gesteinsschuppe hinauftreten, nur durch das schmale Band von dem 400 m hohen Wandabsturz zu den Schutthängen bei der Lagatschoialpe getrennt.

Mit Einsatz aller Nervenkraft schaffte ichs und brachte die 40 schwierigen Meter, die ohne Standplatz in einem Zuge durchklettert werden müssen, gut unter mich. Damit hatte ich den Grat an einer kurzen ebenen Stelle erreicht. Drüben sah ich die oben weite Schlucht des großen Südwandkamins klaffen. Nun stand mir noch die Bezwingung der angeblich schwierigsten Stelle des Südwestanstiegs bevor, eines weißen Abbruches von großer Ausgesetztheit. Ich ging die Stelle mit peinlicher Vorsicht an. Es handelt sich darum, den ungegliederten, nur kleine Griffe und Tritte bietenden Abbruch eine Seillänge hoch von rechts nach links schräg aufsteigend zu erklettern. Doch das Gestein war hier fester als es aussah und die Schwierigkeit geringer als bei den eben zuvor durchkletterten 40 m.

Froh betrat ich nach $1^1/_2$stündiger Felsarbeit den langgezogenen Gipfelgrat der Südlichen Fanisspitze, 2986 m. Leider sah ich nichts mehr als Nebel. Den Rucksack mit der Kamera und dem Feldstecher hatte ich vergebens unter Gefährdung des Gleichgewichts heraufgeschleppt. Nach kurzer Rast stieg ich über die Schrofenwand der Nordostseite hinunter, mich immer etwas rechts haltend. Besondere Merkmale besitzt diese Route nicht, von dem kurzen Grat der Wegbeschreibung konnte ich nichts entdecken. Einzelne Steindauben leiteten mich aber zu dem Kamin, der etwas überhangend nach rechts in die Geröllrinne bringt, die zum Fanissattel hinunterzieht.

Dort saß ich eine Stunde lang und überlegte, was bei dem zweifelhaften Wetter noch zu machen sei. Dann fuhr ich über die lange Geröllrinne ins Laga-

tschoikar ab, querte zum Lagatschoipaß hinüber und stieg ohne Schwierigkeit über die Nordostseite auf den Nördlichen Lagatschoi, 2800 m, hinauf. Hier sah ich wenigstens durch einige Lücken des Nebels auf unbestimmbare Geländeteile. Zum Abstieg wählte ich den Südgrat. Schon tief unten überfiel mich ein heftiger Hagelschauer, vor dem ich mich an einer überhangenden Gratstufe verbarg. Doch bald war ich von dem die Felsen herabrieselnden Wasser durchnäßt. Dann raste ich durch das Kar hinunter, stöberte zwei Gemsen auf und wunderte mich über das gelbe Gestein des Baches. Die Hütte war von Eingeregneten dicht besetzt. In der Nacht fiel Schnee. Am Morgen sagte ich der Hütte Valet. Zwei Jahre später war sie, die so viel Bergbegeisterung geborgen hatte, ein Opfer des Weltkrieges geworden.

Monte Giralba di sopra

(Erste touristische Überschreitung am 26. Juli 1930)

An einem durch Wetterlaunen etwas abenteuerlich gestalteten Julitage steigen wir durch die Wandflucht, die der Zsigmondygrat dem Inneren Loche zukehrt, in die Tiefe dieses Gletschertales hinab. Ein über uns hinweggegangenes Gewitter hat schwere Wolkenbänke hinterlassen, die sich nur widerwillig von den wuchtigen Felsriesen der Talumrahmung loslösen, der siegreichen Sonne das Feld räumend. Wir haben nach ernster Kletterarbeit auf wasserüberronnenen, plattigen Felsen den Wandfuß erreicht und springen nun am schotterigen Rande des kleinen Gletschers zu Tal. Da bannt uns ein Bild, das der Wolkenvorhang freigab. Gerade gegenüber, hinter dem mittleren, sanft geneigten Gletscherboden, hebt sich eine Firnbucht steil zur Höhe und endet in einer torähnlichen, von hohen Wänden eingeengten Scharte. Nirgends vom Tale ist dieser versteckte Gebirgseinschnitt sichtbar, wir selbst hätten nicht vermutet, eine so stark ausgeprägte Kammunterbrechung hier vorzufinden. Es ist die Obere Giralbascharte (Forcella Giralba di sopra), die uns jetzt Einblick in ihre wilde, unversehrte Verlassenheit gewährt und mit wuchtiger Gebärde den Monte Giralba di sopra, 2932 m, von der gewaltigen Felsmasse der Hochbrunnerschneide, 3061 m, abtrennt. Und damit ist auch schon erklärt, weshalb der beim Giralbajoch ansetzende, scheinbar zusammenhängende Gebirgsrücken, der sich über den Giralba di sopra nach Osten zieht, niemals zum Anstiegsweg auf die Hochbrunnerschneide erkoren wurde, obwohl er recht einladend ins Bacherntal niederschaut. Der „Hochturist" verschweigt das Vorhandensein der Scharte. Nachdenklich schreite ich weiter, der Hütte zu, von der Wirkung des eben Geschauten beherrscht. Ahnung frischfröhlicher Erkundungsfahrt schleicht sich in mein Sinnen ein.

Auf den Tag genau ein Jahr später stehen wir wieder im Innern Loch und spähen zur Scharte hinauf. Der Wettersturz des Vortages hat in der Nacht Schnee gebracht, nun bedeckt dieser den Gletscherboden mit blendendweißem, wunderbar ausgeglichenem Linnen, hüllt den eisigen Belag der Felsschrofen ein und klebt selbst an senkrechten Wänden. Heute müssen wir uns mit dem Normalweg auf die Hochbrunnerschneide begnügen, und selbst dieser wird zur mühevollen, etwas lawinengefährlichen Bergfahrt. Doch immer wieder schweift der Blick zurück zur Scharte und tastet die trotzige Ostwand des Giralba ab.

Am Nachmittag trocknen wir bei der Hütte unser nasses Seil und gönnen den schneegeblendeten Augen Erholung. Die warme Sommerluft hat gute Arbeit geleistet und den Neuschnee selbst nordseitig bis auf wenige Reste weggeleckt. Doch die klare Nacht wird kalt und verwandelt das Schmelzwasser an den Felsen in Eis. Dennoch — morgen gilt es der geheimnisvollen Scharte und der Giralba-Ostwand!

Um 6 Uhr morgens verlasse ich mit Freund Rudi die stattliche Mussolinihütte. Der klare Himmel verspricht einen schönen Tag. Bei der Schuttquelle am Rande der weiten Halden unter der Zwölfer-Nordwand fassen wir Wasser und gehen den Wegzeichen nach auf dürftigem Steiglein gegen das Giralbajoch hinauf. Beim kleinen Eissee unter dem Joch zweigen wir vom Wege ab und schreiten über den harten Schneesaum des Südufers ostwärts. Rudi meint, wenn man da ins Wasser

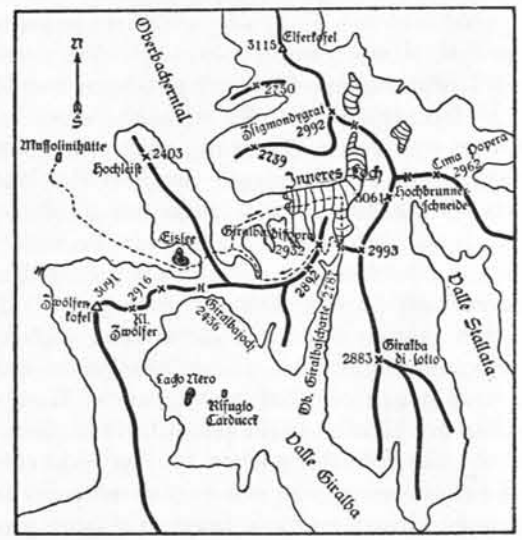


Bild 35 Kammverlaufkarte des Giralbagebietes
(Maßstab annähernd 1 : 50.000)

hineinrutscht, das ziemlich tief zu sein scheint, vielleicht $2^1/_2$ m, dann wird man, weil der Schneebord lotrecht abbricht und wegen der Kälte und der schweren Kleidung, kaum noch lebend herausgezogen. So beginnen die alpinen Gefahren des Tages.

Vom See steigen wir gerade auf den Kamm hinauf, der den Hochleist mit dem Westausläufer des Monte Giralba verbindet, und kommen so auf dem kürzesten Wege in das Innere Loch hinüber. Schon $1^1/_2$ Stunden nach dem Verlassen der Hütte befinden wir uns auf dem sanftgeneigten Gletscherboden in seiner Mitte. Hier wenden wir uns nach rechts in die steile Firnbucht, die zur Oberen Giralbascharte hinaufführt. Wir sind noch im Schatten der Hochbrunnerschneide und es ist empfindlich kühl. Da aber beim Höhersteigen der Sonne mit Steinfall aus den östlich aufragenden Wänden der Kote 2993, der Südwestschulter der Hochbrunnerschneide, zu rechnen ist, beschließen wir, uns auf Stufenschlagen auf dem hart-

gefrorenen Firnhang nicht viel einzulassen und lieber einzeln rasch vorzugehen, während der andere vom festen Stand aus sichert. Steigeisen hatten wir in diesem Jahre unserer Ausrüstung nicht einverleibt, weil ihre Verwendung bei den anderen Bergfahrten nicht in Frage gekommen war und das Mitschleppen der sperrigen Dinger einer einzigen Tur wegen uns zu wenig verlockend erschien.

Wir nehmen zunächst Richtung auf den Schrofensporn links von der unteren Verengung der Firnbucht und steigen von ihm zu einem aus dem Firn herausragenden inselartigen Felsvorsprung hinauf. Einzelne kleine Steine sehen wir schon jetzt den Steilhang herunterhüpfen. Die Kanten der Bergschuhe mit Schwung in die harte Schneedecke stoßend und den Dorn des Eispickels bei jedem zweiten Schritt in den Firn schlagend, klimmen wir rasch Seillänge für Seillänge weiter, nun wieder nahe dem Rande der hier vorspringenden linksseitigen Felsen. Bald weichen diese etwas zurück und die Firnbucht wird trichterförmig. Wir halten uns an die wenig ausgeprägte Rinne zwischen dem Firnhang und den Felsen, weil hier stellenweise etwas Deckung gegen Steinfall zu finden ist und sich bessere Standmöglichkeiten bieten. So kommen wir zur Einmündung einer seitlichen Schneerinne in die Bucht und müssen nun einen Quergang nach rechts antreten.

Das ist die kritische Stelle des Aufstieges zur Forcella. Rudi hat festen Stand, ich steige aus der Randfurche heraus und quere möglichst rasch, gleichzeitig die Wände über uns mit Auge und Ohr beobachtend, beinahe höhengleich in der Richtung gegen die Scharte. So kommen wir auf den sehr steilen ostseitigen Schneehang der Mulde, wo er hoch zu den Wänden hinaufreicht. Die Standplätze zur Sicherung des Gefährten müssen durch die Arbeit des Pickels geschaffen werden und es geht etwas langsamer vorwärts. Doch wir haben Glück! Die Kälte des Morgens schützt uns noch gegen die Gefahr von oben. Nach einigen Seillängen, die so unter Anspannung der Nerven zurückgelegt werden, sind wir bei den Felsen, die ein Stück unterhalb der Scharte wieder in den Schneetrichter vorspringen. Hier wird es nun technisch schwierig, da sich stark vereiste Stellen zeigen. Noch ein paar Meter am Felsrande hinauf und wir stehen auf dem Firnkamm der Oberen Giralbascharte, 2787 m hoch (nach der alten Tavoletta; in der neuen Tav., in der Carta Touring und in den österr. Karten ist die Scharte nicht kotiert).

Die Scharte schützt sich gegen den Zugang aus der Firnbucht durch einen Wächtensaum, der schon vom Innern Loch aus zu erkennen war. Wir haben die Scharte deshalb ganz links, an den Felsen des Hochbrunnermassivs, betreten. Kalter Nordwind schnaubt durch das eisstarrende Felsentor, wir suchen einen geschützten Platz, um etwas Atem zu schöpfen und zu essen. Östlich ist keine geeignete Stelle zu finden. Also steigen wir sichernd unter dem Firnkamm, der auch gegen Süden einen steilen, von hohen Wänden begleiteten Schneehang entsendet, hinüber zur Giralbawand, wo ein überwölbtes Band ein wenig Schutz verspricht. Doch windstill ist es auch hier nicht, und die Sonne senkt ihre Strahlen erst spät in diese tiefe Gebirgskluft.

Wir rasten eine halbe Stunde (8 Uhr 50 bis 9 Uhr 20) und betrachten die gegenüber aufragenden Wände, in denen eine etwas höher beginnende, schräg nach rechts ansteigende Felsrampe einen nicht sehr schwierigen Aufstieg zur Kote 2993 zu erlauben scheint und damit den Übergang zur Hochbrunnerschneide. Heute gibt es freilich auch dort genug Schnee und Eis.

Von der Scharte spitzt eine Firnzunge, etwas gegen Norden ausgebogen, in die Giralba-Ostwand hinein. Sie übergreift das nach Norden ansteigende Plattenband, auf dem wir rasten. Wir können in die Wand noch nicht hineinsehen.

Gern kehren wir der unbehaglichen Giralbascharte den Rücken. Ich gehe auf dem Band zur Firnzunge hinauf und hacke mich über ihren steilen Kamm zur Fortsetzung des Bandes hinüber, das nun schuttbedeckt ist. Nach links zieht eine stark verschneite Rinne zu einem Kamin hinauf, der ein Stück über der Spitze der Firnzunge ansetzt. Mein Freund ist bis hieher nachgekommen und ich packe den kurzen Kamin ohne Rucksack und Pickel an. Doch Eis und Schnee schlagen mich bei zweimaligem Versuch zurück, die Hände sind starr und gefühllos. Also wieder zum Band und auf ihm über der zur Firnbucht abstürzenden Wand vorsichtig weiter! Wir kommen bald zum Ende des Bandes an einer gegen Norden gewandten Pfeilerkante, hinter der eine Schlucht den Pfeiler von der Bergwand abtrennt. Die Felskante ist trocken, aber fast senkrecht und das Gestein scheinbar recht unzuverlässig. Da müssen die Kletterschuhe herhalten. Ohne den hinderlichen Eispickel schiebe ich mich behutsam an der Kante hinauf, hinter mir den Abgrund zur Firnbucht. Das oberste Stück der Kante kann links umgangen werden und ich stehe auf einem Felsköpfel, das wie eine Kanzel der senkrechten Wand vorgebaut ist. Die Seillänge ist beinahe zu Ende. Rudi hat die ausgesetzte und schwierige Stelle trotz beider Eispickel bald hinter sich.

Eindrucksvoll ist der Tiefblick ins Innere Loch, dessen obere Firnhänge und Felsumrahmung nun schon im vollen Sonnenlicht liegen. Winzig klein grüßt die Stapfenkette unserer Spuren vom Vortage herauf.

Der Weiterweg ist von der Natur klar vorgezeichnet. Das bei der Felskanzel beginnende abschüssige Schuttband zieht zunächst fast ohne Steigung südwärts und wird von Wänden überragt, deren Ersteigung, wenn überhaupt möglich, jedenfalls mit den größten Schwierigkeiten verbunden wäre. Die Steigung des stellenweise recht schmalen Bandes wird bald größer, wir kommen um eine Felsecke herum, und schließlich kann man die Fortsetzung als Rinnensystem bezeichnen, das uns zu einer kleinen Zackenschulter an der senkrechten Wand hinaufleitet. Hier fällt der Zweifel am Durchkommen endgültig von uns. Denn ein paar Schritte hinter dieser Zackenecke liegt eine kleine, ebene Terrasse, auf der wir leicht zur Fortsetzung des Aufstieges hinüber kommen. Diese wird durch eine 30 m hohe, gut gestufte, aber steile Felsrinne vermittelt, die gerade durch die Wand hinaufzieht, ein kurzes Stück vor dem Ende der Terrasse bei einer tiefen Schlucht im Süden. Voll Freude steigen wir leicht beschwingt durch die schöne Rinne hinauf, wissen wir doch schon, daß wir einen idealen Durchstieg durch die so wenig einladend aussehende Ostwand des Berges gefunden haben. Oberhalb der Rinne geht es über ein paar Blöcke auf eine schräg nach rechts ansteigende Schuttbank und von dieser über niedrige Felsen auf das Gipfelfeld. Etwa 40 m nördlich vom Ausstieg aus der Felsrinne steht der Gipfelsteinmann des Monte Giralba di sopra.

Die Stunde, die wir gerade um die Mittagszeit hier oben verbringen, ist voll seligen Genießens der Schau auf die prachtvolle Dolomitenlandschaft um uns herum und vom Gefühle der Befriedigung beherrscht, daß es gelungen war, einen

Weg zu finden, der eine Überschreitung des Berges ohne Überwindung größerer Schwierigkeiten ermöglicht. Wie auf der Hochbrunnerschneide wird auch hier der Blick vor allem durch die schlanke, zackenreiche Gipfelbildung des Elferkofels gefesselt. Hinter dem tiefen, von der Oberen Giralbascharte nach Süden absinkenden Schuttal erhebt sich der Namensvetter unseres Berges, der zweikuppige Monte Giralba di sotto, von dem ein breiter, schneefeldverbrämter Kamm in sanfter Steigung über Kote 2993 zur Hochbrunnerschneide zieht. Wenden wir den Blick westwärts, dann steht wuchtig in geschlossener Wandflucht die Zwölfergruppe vor uns, am nördlichen und südlichen Ende der hohen Mauer von kühnen Türmen flankiert, echten Dolomitgebilden, von denen der Kleine Zwölfer oder Draschturm durch deutsche Bergsteiger bevorzugt wird, während Torrione Carducci, Campanile Vincenza und Punta Maria di Val Giralba an schöne Erfolge italienischer Alpinisten erinnern.

Es fällt uns schwer, dem Gipfelglück auf dem Giralba ein Ende zu bereiten, doch tragen wir einen Abglanz der reinen Natur da oben in unseren Herzen mit zu Tal. Nach Westen dacht sich die Hochfläche des Berges sanft ab. Doch schon nach wenigen Minuten stehen wir vor einem unerwarteten Hindernis, einer das Bergmassiv quer durchreißenden, breiten Kluft, in der eine schmale, schneerfüllte Scharte den Gipfelblock mit einem Vorgipfel verbindet. Dieser ist in der Karte des Italienischen Touringklubs mit 2892 kotiert, während der Gipfel selbst dort durch keine Höhenzahl bezeichnet ist. Nach Norden und Süden schießen von der Scharte grausige Eisrinnen steil zur Tiefe. Im „Hochturisten" ist kein Hinweis auf diese Scharte enthalten, doch gehört ihre Erwähnung wohl in die Anstiegsbeschreibung hinein, da sie die einzige etwas heikle Stelle des gewöhnlichen Weges darstellt. Über niedrige Felsstufen steigen wir kletternd auf die Schneebrücke der Scharte hinunter und drüben über ein senkrechtes Wandl zur westwärts geneigten Hochfläche des Vorgipfels hinauf. Nahe vom Nordrand der breiten Fläche, unter dem schaurige Wände ins Innere Loch abstürzen, schlendern wir über Schutt und Schnee weiter und kommen auf ein charakteristisches Schichtenband rechts vom Bergrücken. Das bringt uns zu einer Steilstufe über der schmalen Kammeinsenkung vor dem westlichen Ausläufer des Berges. Die plattigen Schrofen der Stufe verlangen etwas Achtsamkeit, sind aber gut gangbar.

Nach Norden zieht von der Kammsenke eine breite, steile Schneerinne, die schon bei der ersten Ersteigung des Giralba di sopra im Jahre 1890 für den Abstieg gewählt wurde, zum Ausgang des Inneren Loches hinab. Da uns die Geröllrinne und die Schrofen weiter westlich nicht gefallen, vertrauen auch wir uns der weißen Bahn an. Der Schnee ist heute zu hart zum Abfahren, wir müssen mit Seilsicherung absteigen. Doch kommen wir auch so rasch vorwärts und können dann das letzte übersichtliche Stück am Auslauf in die Geröllhalden doch noch zum Abfahren benützen. Ein kurzer Lauf über den Schutthang läßt uns knapp östlich des Hochleistrückens wieder den Pfad vom Morgen erreichen und um 15 Uhr betreten wir die Eingangsstufen der Hütte.

Tags darauf, beim Abschied von den Sextner Bergen, äußerte mir Sepp Innerkofler, der Sohn des auf dem Paternkofel gefallenen heldenmütigen Soldaten und Bergführers, die Meinung, Altmeister Adolf Witzenmann hätte den Giralba

di sopra schon vor langer Zeit überschritten. Ich vermutete gleich, daß Innerkofler im Irrtum war, da es sich bei Witzenmann, der seine neuen Fahrten dem alpinen Schrifttum nicht vorenthielt, nur um den Giralba di sotto gehandelt haben konnte. Dies wurde mir später von Ing. Otto Langl aus Wien, dem heute besten Kenner der Sextner Dolomiten und Freund Witzenmanns, bestätigt. Langl schrieb mir, daß vielleicht Italiener im Kriege die Ostwand betreten haben könnten. Dies halte ich aus verschiedenen Gründen für unwahrscheinlich. Der Giralba di sopra lag ein gutes Stück hinter der über den Elferkofel verlaufenden italienischen Frontlinie. Der ganze Nachschub für die Elferstellungen erfolgte vom Giralbajoch her durch das Innere Loch und auf versicherten Kriegswegen über den Zsigmondygrat. Zu einer der Frontlinie gleichgerichteten Überschreitung des Giralba lag kein militärischer Anlaß vor und eine aus rein bergsteigerischen Motiven entsprungene Bergfahrt auf neuem Wege wäre bei der Gründlichkeit der italienischen Berichterstattung bestimmt zur Kenntnis des vorbildlich gewissenhaften und bestens informierten Treuhänders der Ostdolomiten, Antonio Berti, gelangt und hätte in dessen ausgezeichnetem Führerwerke Erwähnung gefunden.

Im deutschalpinen Schrifttum sind lediglich einige kurze Bemerkungen über die am 18. Juni 1890 erfolgte erste Besteigung des Monte Giralba di sopra durch L. Norman-Neruda, Dr. L. Darmstädter und Dr. H. Helversen mit den Führern Hans Stabeler, Pacifico Orsolina, Luigi Bernard und Josef Innerkofler zu finden (siehe MAV. 1890, S. 194 und 260, ÖAZ. 1890, S. 180 und Erschließung der Ostalpen III, S. 533). Die Kürze des Berichtes in den Alpenvereinsmitteilungen, wo es nur heißt: „Aufstieg vom Giralbajoch, Abstieg in das Innere Loch", führte wohl zu der irrtümlichen Bezeichnung der Tur als „erste Ersteigung und erste Überschreitung" im Führer von Berti, während in der „Erschließung" und in der Öst. Alpenzeitung ausdrücklich bemerkt wird, daß auf dem Rückwege durch eine Schneerinne direkt in das Innere Loch abgefahren wurde.

Wir haben auf unserer Bergfahrt keinerlei Anzeichen einer früheren Begehung der Ostwand feststellen können und es deutet demnach alles darauf hin, daß die Wand vor unserer Tur noch unbetreten war. Zumindest aber ist unser Unternehmen als die erste turistische Überschreitung des Berges anzusehen. Es ist dadurch die Möglichkeit erwiesen, eine Umkreisung des Inneren Loches auszuführen, wobei man vom Giralbajoch aus über Giralba di sopra, Kote 2993, Hochbrunnerschneide und Zsigmondygrat, von diesem ins Äußere Loch absteigend, abwechslungsreiches Hochgebirgsgelände kennen lernen kann und Einblicke in ganz entlegene, von wilden Bergriesen umstarrte Hochtäler wie Stallatatal, Arzalpe und das eigenartige Innere Loch selbst gewinnt. In dieser Kette von Einzelwegen war die Giralba-Ostwand bisher der fragliche Anschlußteil, denn die Gangbarkeit der Westflanke der Kote 2993 erscheint uns nicht zweifelhaft. Die Rundtur ist auch dem Bergsteiger durchschnittlicher Leistungsfähigkeit anzuempfehlen, da sie zwar ein erhebliches Maß von Ausdauer erfordert, die Kletterstellen aber nirgends die Stufe „sehr schwierig" erreichen. Der Gedanke an die Umwanderung des im Schneeglanz schimmernden Inneren Loches war eine der Triebfedern, die uns in einen versteckten Winkel des Wunderlandes „Dolomiten" lockte, aus dem wir innerlich reich beschenkt wiederkehrten.

Eine Überschreitung der Meije

Von Franz Pospischil

In Frankreichs Südostecke gebettet, von der alten Grenzfeste Grenoble gehütet, erhebt sich, das mächtige Alpengerüst abschließend, dessen stolzer Eckpfeiler, zu gigantischer Größe getürmt — die Märchenwelt des Berglandes des Dauphiné.

Jäh sich aufbäumende Zinnen recken in wuchtigem Gliederbau ihre Felsbastionen in des Himmels Blau, die Brust mit gleißenden Hängegletschern gepanzert, den Fuß umbrandet von wild zerrissenen, in abenteuerliche Formen gebannten Eiswogen, die in das Todesschweigen ernster, trümmererfüllter Hochtäler hinabstarren.

All die kühnen Recken dieses Zauberreiches überragt der Ostgipfel der Écrins (4103 m), doch als eigentliche Herrscherin trägt die unvergleichlich edle Meije (3987 m) das Königsdiadem. Jahrzehntelang ward dies alpine Juwel heiß umworben. Die besten Bergsteiger aller Nationen versuchten ihr Können an ihr, es war ein förmlicher Wettlauf um ihre Gunst, wie seinerzeit um den Löwen von Zermatt, das gewaltige Matterhorn. Erst der überragenden Technik und dem kühnen Wagemut deutscher Alpinisten beugte der Berg seinen stolzen Nacken. Doch auch besiegt galt er noch immer als ein gefährlicher Gegner und seine Überschreitung zählte zu den längsten und schwersten Bergfahrten der Alpen. Ein berufener Mund, der des Engländers Coolidge — als liebevoller Dauphinéforscher wie als ausgezeichneter Alpinist gleich bekannt — tat den Ausspruch: „Nach meiner Erfahrung ist es die längste immer schwierige Kletterei in den Alpen. Mit Ausnahme des Glacier Carré ist keine Stelle, die leicht genannt werden kann. Weder das Zinalrothorn noch die Dent Blanche noch das Bietschhorn können mit der Meije auch nur einen Augenblick verglichen werden."

Was Wunder, wenn auch ich, von den begeisterten, farbenglühenden Schilderungen der Dauphinéalpen ergriffen, dem unstillbaren Verlangen Raum gab, jenen gottbegnadeten Erdenwinkel kennen zu lernen und die Meije auf meinen alpinen Wunschzettel setzte. Als ich im Jahre 1907 im Montblancgebiete mich bergsteigerisch betätigte, konnte ich es mir nicht versagen, eine kurze Erkundungsfahrt in das Dauphiné zu unternehmen. Als ich in La Grave der Meije Aug in Aug gegenüber stand, da vermochte ich Purtscheller, einen der glänzendsten Pioniere des Alpinismus, voll und ganz zu verstehen, der angesichts der Meije in tiefer Ergriffenheit begeistert ausrief: „Es gibt nur einen Gornergrat und einen Brévent — aber wer die kühn herabhängenden, wild zerrissenen Hängegletscher der Meije nicht sah, der hat nichts gesehen!" Da ich diesmal ganz allein war und alle guten Führer für absehbare Zeit anderweitig gebunden waren, mußte ich die Verwirklichung meiner heißen Wünsche aufschieben. Erst im folgenden Jahre rüstete ich mich, mit

einem bergbegeisterten, tatenfrohen Sektionsgenossen besprochen, zur entscheidenden Tat. Ein blutjunger Führer aus dem Raxgebiete, der sich sowohl im Fels als auch auf Eis glänzend bewährt hatte, begleitete uns.

Von Südwesten her drangen wir über Ailefroide durch das Val St. Pierre vor, nächtigten im Refuge Ernest Carron und nahmen am 28. Juli die Gipfel der Écrins in Angriff, eine überaus herrliche, an tiefen Eindrücken reiche Bergfahrt, die nach Überschreitung des Col des Écrins und des Glacier de Bon Pierre durch Steinschlag, der aber nur leichte Verletzungen verursachte, einen denkwürdigen Abschluß fand.

Unser nächstes Ziel war die Meije, doch wollten wir uns nicht mit der Besteigung von Norden begnügen, sondern gedachten durch eine Überschreitung in des Berges tiefste Geheimnisse zu dringen und seine ganze entfesselte Schönheit auf uns wirken zu lassen.

Der 29. Juli fand uns im einsamen, in ernstem Schweigen hinbrütenden Etançontal. Im Abschluß dieser wüsten Talwildnis liegt das Refuge Châtelleret, vordem die Nächtigungsstätte der Meijebesucher. Hier eröffnet sich dem gebannten Auge ein ergreifendes Bild erlesenster Art — die Südwand der Meije. Aus dem flimmernden Untergrund des Etançongletschers steigt in erhabener Majestät ein grauer Riese in den Wolkenbereich, in breitausladender Wucht den Talschluß ausfüllend. Des Leibes Mitte gürtet ein hellschimmernder Streifen, ein langes, mächtiges Schneeband, die rechte Brustseite ziert ein funkelndes Geschmeide, der hochgebettete Glacier Carré. Ein abenteuerlich geformter, wild zersägter Grat krönt den gewaltigen Bau, vielfach dräuen riesenhafte Platten weit vornübergebeugt ins geängstigte Tal herab — ein monumentales Schaustück, wie deren die Alpen nicht viele ihr eigen nennen.

Der nächste Tag fand uns im Kampfe mit den wilden Eisbrüchen des Etançongletschers, den wir in der Richtung gegen das „Promontoire" zu überschritten; es ist dies ein kurzer Grat, der sich von der Wandflucht ablöst und in steilem Sturze im Gletscher verankert. Die Randkluft bereitete keine sonderlichen Schwierigkeiten, bald standen wir auf sicherem Fels.

Über glatte Wandeln, durch ein plattiges Couloir klommen wir empor, unserem heutigen Ziele zu, der neuen Promontoirehütte. Doch wo lag sie? Vergebens spähten wir im Dämmerscheine des sinkenden Tages nach ihr aus. Sollte uns etwa heute vom Geschick ein Freilager beschieden sein? Besorgt und unruhig schlugen wir ein rascheres Tempo an — da mit einem Male lag sie vor uns, traulich an den schützenden Fels angeschmiegt wie ein schlummerndes Kind im hütenden Mutterarm. Ins Innere führt eine Doppeltür, deren äußere aus zwei nach oben und unten zu aufklappbaren Teilen besteht, so daß man bei hoher Schneelage von oben her einzusteigen vermag. Dies alpine Schmuckstück ist die idealste Hochturistenhütte, unzugänglich für dickwanstige Talbummler und kaffeelüsterne Jausengäste, nur Eispickel, Seil und Nagelschuhe legitimieren zum Eintritt.

Nach einem bescheidenen Imbiß begaben wir uns zur Ruhe. Doch die gespannte Erwartung der bevorstehenden Begebenheiten trieb uns frühzeitig aus den — nicht vorhandenen — Federn. Rasch war das Frühstück eingenommen und die Hütte in Ordnung gebracht. Noch im Zimmer wurde das Seil angelegt, die Kletter-

schuhe angetan, dann wurde die Lampe ausgelöscht, die Hütte geschlossen und Hand an die Felsen gelegt. Doch halt! Noch herrschte tiefe Nacht, der Gesichtssinn war noch ganz ausgeschaltet, nur der Tastsinn konnte sich betätigen. Einem Gebote der Klugheit gehorchend, beschlossen wir, noch zu warten. So setzten wir uns denn hin, schweigsam, wohl jeder von dem gleichen Gedanken erfüllt, was das Heute bringen würde. Endlich öffnete der fahle Tag sein schläfriges Auge, wir setzten uns in Bewegung.

Bereits nach wenigen Minuten Kletterei stellte sich uns eine glatte Wand in den Weg, die wir durch einen etwa 20 Meter hohen knifflichen Kamin überlisteten. In mittelschwerer Kletterei drangen wir zum „Grand Couloir" vor, in dem vor 12 Jahren zwei französische Bergsteiger durch Absturz tödlich verunglückt waren: es bot in Anbetracht der günstigen Verhältnisse keine erheblichen Schwierigkeiten, kann jedoch bei Vereisung sich ungemein tückisch gestalten.

Unsere nächste Etappe war die „Pyramide Duhamel", bis zu der seinerzeit der französische Alpinist Duhamel vorgedrungen war, ein kanzelförmiger, von Steinen eingefaßter Platz. Hier scheiterten die zahllosen Versuche erstklassiger englischer wie französischer Bergsteiger samt ihren Schweizer Führern von Weltruf. Ein Weiterkommen war für unmöglich erklärt. Erst Castelnau gelang es, den Bann zu brechen. Es ist der gefürchtete „Grand Mur", bei dessen Anblick unwillkürlich der Atem stockt. Über 200 Meter hoch bäumt sich die fürchterliche Wand senkrecht in schwindelnde Höhe und stürzt wohl dreimal so tief in jähem Sturze zum Gletschermeer hernieder. Eine schmale Leiste und griffloſe Platten leiten zum „Campement de Castelnau", jener denkwürdigen Stelle, wo der glänzende Alpinist, von der Dunkelheit überrascht, eine bitterkalte Nacht verbrachte. Die grauenhafte Ausgesetztheit der Wand, die Spärlichkeit der Griffe zwingen zur äußersten Anspannung der geistigen und körperlichen Kräfte. Immer mehr drängt uns die Ungangbarkeit der lotrechten Wand nach links hinaus. Wir stehen beim berüchtigten „Pas du Chat", dem Katzentritt. Plötzlich wölbt sich der Fels über die Wand vor und versperrt den Weg; über einer glatten Platte führt ein bedenklich schmales Kriechband unter dem Überhang hin. Auf dem Bauche liegend schoben wir uns mit angehaltenem Atem vorsichtig hinüber, wobei der Blick unvermittelt in bodenlose Tiefe sich verlor. Nach glücklicher Überwindung dieser aufregenden Stelle standen wir in kurzer Zeit in den Felsen des „Doigt" (Finger), das ist die westlichste Erhebung der Meije. Hier befindet sich der alte Schlafplatz der früheren Meijebesteiger. Wir verließen bald die Felsen, bogen nach rechts ab und betraten die glitzernden Eisfelder des Glacier Carré, der den Fuß des gleichnamigen Pic umspült. Die außerordentliche Steilheit des Gletschers mahnt zur größten Vorsicht. Wehe dem Bergsteiger, dessen Fuß hier ausglitte: in wenigen Sekunden würde er Hunderte von Metern in Sturmeseile durchfliegen und als formlose Masse auf den Eiskämmen des Etançongletschers landen. Nur sehr langsam, stetig Stufen schlagend, unter stetiger Sicherung bewegten wir uns aufwärts. Das blanke Eis war mit einer nur dünnen, ungemein glatten Firnschichte überkleidet. So gelangten wir, schief nach rechts aufwärts querend, zur „Brèche du Glacier Carré", der Einsattlung zwischen dem vorerwähnten und dem Grand Pic, dem höchsten, dem Grate aufgesetzten Gipfel. Hier eröffnete sich uns der Blick nach Norden, ins grüne Tal der rauschenden Ro-

Bild 36 — Blick auf die Südabstürze der Meije von der Grande Ruine — Leop. Landl, Wien

Bild 37 — Tabuchetgletscher an der Meije — Franz Pospischil

manche. Nunmehr ſammelten wir all unſere Kräfte, um dem Grand Pic, auch Pic occidental genannt, zu Leibe zu gehen. An ſeiner Weſtwand ging es überaus ſteil in die Höhe. Ein Syſtem von Rinnen, die mit geſtuftem Fels wechſelten, führte uns hinan.

Schon erblickten wir über unſeren Häuptern den „Chapeau du Capucin", von den Einheimiſchen wegen ſeiner Ähnlichkeit mit einer Kapuze ſo genannt. Weit hängt die ungeheure Gipfelplatte über die Südwand hinaus und iſt nur auf außerordentliche, ganz eigenartige Weiſe zu gewinnen. Dieſe ungemein heikle Kletterſtelle führt den bezeichnenden Namen „Cheval rouge". Eine ſteil ſich auftürmende Platte muß — es fehlen nahezu jedwede Griffe — durch Reibung erklommen werden und nun ſitzt man auf einem ſchmalen Dachfirſt; das linke Bein baumelt an der faſt lotrechten vergletſcherten Nordwand ins Romanchetal hinab, das rechte ſchlenkert über dem Abgrund, der hohläugig ins Etançontal niederſchaut. Auf dem Rückgrat dieſes roten Roſſes ſchiebt man ſich reitend höchſt behutſam vorwärts. Und nun folgt eigentlich das aufregendſte Teilſtück dieſer ſpannenden Aufgabe: ſich aus dem Reitſitze aufzurichten und auf der ſchmalen Plattenkante — Abgrund rechts und Abgrund links — Stand zu faſſen. Mit ſtärkſter Anſpannung des ſeeliſchen Wollens und des phyſiſchen Könnens gelingt das Wageſtück. Ein kurzer Quergang führt nun in die luftige Nordwand hinaus, in deren ſchneebedeckten Felſen der Fuß ſich vorſichtig vorwärts taſtet; zwiſchen den Beinen hindurch fällt der Blick in unermeßliche Tiefen. Aufatmend betreten wir den erſehnten Gipfel, den eine Pyramide krönt. Lange und ſchwere, ehrliche und zähe Fels- und Eisarbeit liegt hinter uns, um ſo freudevoller iſt der Sieg. Mit unſagbarem Wohlbehagen laſſen wir uns zur wohlverdienten Raſt nieder.

Wolkenlos blaute der Himmel, ein lauer Wind ſummte ſein leiſes Höhenlied und ſtreichelte mit behutſamer Hand die Felſen. Ein Meer von Licht ergoß ſich ins Auge, das trunken all die vor uns ausgebreitete ſonnengeſegnete Herrlichkeit aufnahm. Zum Greifen nahe lagen ſie da, die funkelnden Kleinodien des Dauphiné, die ſtolzen eisſtarrenden Écrins, der geſtillte Wunſch von geſtern, die trotzig dräuenden gigantiſchen drei Arves, die erträumte Hoffnung von morgen. Und nicht fern im Nordoſt grüßten, vom Sonnenglaſt umwoben, vertraulich die lichten Scheitel liebwerter Freunde herüber: der Monarch der Alpen in wallendem Hermelin, das zahlloſe Gefolge ſeiner Trabanten hoch überragend, die gliedergewaltigen Aiguilles, dort die wehrhafte Sphinx von Zermatt, die elfgezackte Krone des Monte-Roſa-Domes, des Weißhorns ſtolzes Gerüſte, die edle Dent Blanche, der kühne Dachfirſt des Menſchenfreſſers Lyskamm und alle die reckenhaften Viertauſender. Jeder einzelne von ihnen birgt ein Füllhorn koſtbarer Erinnerungen, mahnt an berauſchende Kämpfe und beſeligende Siege.

Doch der Sonne mahnender Lauf vergönnte es nicht, den Faden froher Erinnerungen abzuſpinnen, eine große Aufgabe harrte noch unſer, die Begehung des abenteuerlich wilden Grates, der gefürchteten Arêtes, die lange Zeit hindurch von den beſten unſerer Gilde für unbezwingbar erklärt worden waren. Der Abſtieg über die Oſtwand des Gipfels geſtaltete ſich überaus ſchwierig, rechts und links belauerten grauſige Abgründe gierig jeden unſerer Schritte, auch vor uns gähnte ein ſenkrechter Abſturz. Wir ſtießen auf einen Mauerhaken, der in uns den Ent-

schluß auslöste, uns abzuseilen. Und wir taten gut daran; die Reise ging im letzten Drittel in freier Luft vor sich. Als wir, unten angelangt, den gewaltigen Überhang, mit dem der Grand Pic zur östlichen Einschartung sich herniedersenkt, besichtigten, da erst merkten wir klar, welch schwere, gefährliche und zeitraubende Arbeit uns diese 30 Meter gekostet hätten. Damit hatten wir die Brücken hinter uns abgebrochen, es gab jetzt nur ein Vorwärts um jeden Preis.

Wir standen in der Brèche Zsigmondy. Sie trägt den Namen zum ewigen ehrenden Gedenken an den Helden, der als Erster jene hochbedeutende alpine Tat vollführt hatte. Die vorzüglichsten Schweizer Führer wie Almer, Baumann, Lochmatter, Knubel hatten trotz glänzender Angebote die Arêtes als unbezwingbar nicht angehen wollen. Am 26. Juni 1885 gelang es Emil und Otto Zsigmondy mit Purtscheller, in überaus aufregendem, langem und schwerem Kampfe den berüchtigten Grat zu bändigen, wobei sie in den Felsen nächtigen mußten. Diese kühne Tat erregte in der gesamten alpinen Welt das größte Aufsehen; einige französische Heißsporne schlugen Lärm, weil österreichische — sprich: deutsche — Bergsteiger einen frechen Eingriff in eine fremde Eigentumssphäre sich erlaubt hätten. Seit jenen Tagen ward dem österreichischen Alpinisten in Frankreichs Bergwelt mit ganz besonderer Hochachtung begegnet.

Einige Tage nach dieser Ruhmestat wollte Emil Zsigmondy einem Freund zuliebe, der an der ersten Ersteigung teilzunehmen verhindert war, trotz dringendsten Abratens das Unternehmen wiederholen, wobei er den Plan verfolgte, weiter östlich einen neuen, weniger schwierigen Weg ausfindig zu machen. Es sollte anders kommen. Als am 6. Juli der neue Tag sein Auge öffnete und sein Lächeln die Bergzinnen vergoldete, da zerschellte an den furchtbaren Abstürzen der Südwand ein blühendes, hoffnungsreiches Menschenleben, die rohe Schicksalsfaust schmetterte einen der edelsten und gläubigsten Verkünder des Evangeliums der Berge ins leere Nichts. Auf dem stillen Kirchhofe des kleinen Gebirgsdorfes St. Christophe ruht der nimmermüde Kämpfer, beschattet von den Bergen, denen er all seine heiße Liebe geweiht hatte. Auf dem bleichen Leichensteine glänzt in Goldlettern das schlichte Wort, das er auf sein Panier geschrieben hatte, seines kurzen Lebens Leitspruch: Excelsior!

Die Brèche Zsigmondy wird im Osten von einem Riesenturm begrenzt, der in schuppigen Platten mit einem Abbruch zur Brèche sich niedersenkt. Diese Stelle ist nur geflügelten Wesen zugänglich; nach Süden hängt der Felsen über, es blieb uns also nur die Nordseite übrig. Ein schmales Band leitete zur Kante, wo es jäh abbrach. Nun ging es hinaus in die ausgesetzte, verschneite Nordwand, an der wir uns an spärlichen Griffen und Tritten mit angehaltenem Atem vorwärts schoben, tausend Meter hoch über den klaffenden Schlünden des wilden Gletschers. So gewannen wir in luftigem Gange des Turmes Gipfel, eine kirchdachförmig zugespitzte Schneide, die nach Süden überhängt.

Obgleich der Abstieg zur nächsten Einsenkung in Anbetracht der Steilheit und Glätte der Felsen nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten bereitete, war es für uns gleichsam ein Kinderspiel im Vergleiche zu dem vorher genossenen alpinen Leckerbissen. Nun hatten wir mit Eis zu kämpfen, das den Grat in starren Fesseln hielt. Die ihm entragenden, glatten Felsen machten uns nicht wenig zu schaffen.

Wir standen nun in der zweiten Einsenkung, die östlich von einem Gratturme gehütet wird. Doch so viel wir spähten und versuchten, er erwies sich als ungangbar. Also wieder hinaus in die Nordwand, die mit blankem Eis gepanzert war! Stufe reihte sich an Stufe — eigentlich waren es dürftige Einkerbungen für die äußersten Finger- und Fußspitzen —, vorsichtig und langsam verfolgten wir den Quergang, uns dessen wohl bewußt, daß die Sicherung hier mehr als problematisch war. Glücklich erreichten wir die dritte Einsenkung, die ein klotziger Turm absperrt. Seine Flanke sah nichts weniger als vertrauenerweckend aus und verhieß harte Arbeit. Wir versuchten es daher abermals mit der unvermeidlichen Nordwand, über die wir uns stufenschlagend hinüberschwindelten. Die letzte Scharte nahm uns nun auf, sie allein trennte uns noch vom Pic Central, dem Ziele unserer Bergfahrt. An der Westkante, hart an der Grenze von Fels und Eis ging es steil zur Höhe. Ein Fuß stapfte am Gletscher, der andere suchte nach Stützpunkten im Fels. Noch wenige Minuten und wir betraten den Gipfel.

Ein tiefes Gefühl von Dankbarkeit und Freude durchströmte uns, schwer hatten wir um den Besitz unserer Gipfelhöhe gerungen; wir ließen uns auf dem einsamen Eilande zu längerer Rast nieder. Der gütige Himmel schüttete aus vollen Händen Sonnenfluten hernieder und das Auge wanderte nimmermüde und nimmersatt über die leuchtenden Herrlichkeiten, die Mutter Natur vor uns ausgebreitet hatte.

Nach einstündigem Verweilen und Genießen traten wir den Abstieg nach Norden an. Mit grauenerregender Steilheit stürzt die Firnwand in schwindelnde Tiefen. Mit äußerster Behutsamkeit und bedächtigster Berechnung setzten wir Fuß vor Fuß; es war immer nur einer von uns in Bewegung, während die anderen zwei auf Sicherung bedacht waren. Es war der Kampf eines bedächtigen Jägers gegen ein überlegenes Raubtier. Der Firn ging in blankes Eis über, die Vorsicht mußte verdoppelt werden. Das glasige, harte Eis leistete zähen Widerstand, wir mußten uns, um unseren Abstieg nicht allzusehr auszudehnen, mit winzigen Stufen, richtiger Löchern begnügen, die den Füßen höchst unsicheren Halt boten. Die Augustsonne sengte mit weißglühenden Nadeln und quälender Durst machte sich ungemein fühlbar. Doch es sollte noch ärger kommen. Die ohnehin äußerst steile Firnwand erfährt mit einemmal eine Knickung und fällt etwa 35 Meter lotrecht nieder. Der Erste mußte am Seile hängend für Hand und Fuß Griffe und Tritte hauen. Die Fingerspitzen bohrten sich krampfhaft in die kleinen Rillen, die Fußspitzen tasteten suchend nach den winzigen Stützpunkten. Der Letzte trieb ein Stück Holz in das Eis, befestigte daran das Seil und turnte an der Eisleiter hinab. Über zwei Stunden hatte uns diese Wand gekostet. Mit abnehmender Steilheit des Gletschers nahm dessen Wildheit zu, wir gerieten in die erstarrten Wogenkämme der Séracs.

Über glatte Eiswalzen, die sich zu Kämmen verschärften, über kühn gewölbte Eisbrücken, die über schwarze, bodenlose Klüfte leiteten, suchten wir den Ausweg aus dem abenteuerlichen Eislabyrinth. Allmählich beruhigte sich der Gletscher und die glatte leuchtende Decke atmete tiefen Frieden. Das gleichmäßige Stapfen in dem aufgeweichten Schnee wirkte einschläfernd auf die Sinne. Unsanft weckte uns die Moräne, über deren wüste Trümmer wir dahinstolperten. Noch ein tiefer

Atemzug voll Abendrot, dann rieſelten die Schatten der Dämmerung in die Steinwildnis herein. Bei vollſtändiger Dunkelheit erreichten wir das Ende der Moräne.

Die Lebensgeiſter wurden wieder rege und wir beſprachen im Vorgenuſſe ſchwelgend das opulente Siegesfeſt, das wir im Hotel Juges in La Grave zu feiern gedachten. Die Nacht war ſo ſchwarz, daß wir die ſprichwörtliche Hand vor den Augen nicht zu ſehen vermochten. Wir erhellten daher unſer Daſein mit dem flackernden, trüben Lichtlein eines Kerzenſtümpfchens und ſuchten den Abſtieg ins Romanchetal. Überall ſtießen wir auf jähe Hänge mit brüchigem Geſtein, deren Verlauf unſeren Blicken ſich entzog. Nach einer Stunde vergeblichen Forſchens erklärte ich kategoriſch, an Ort und Stelle übernachten zu wollen, welche Kundgebung auf ſtürmiſchen Widerſpruch ſtieß, da ſie unſere gaſtronomiſchen Hoffnungen über den Haufen warf. Allein bald ſahen meine Genoſſen die Vergeblichkeit eines weiteren Suchens ein und wir trafen umfaſſende Vorbereitungen zur Nächtigung. Ich ergriff von einer rieſigen Platte Beſitz, ſäuberte ſie von Sand und Steinen, warf den Rucksack hin und legte mich zu Bett. Nach ſechzehnſtündiger Bergfahrt dünkte mir ſelbſt der Stein ein weiches Pfühl. Herrgott, welch eine ſonderbare Schickſalsfügung! Jetzt fiel mir ein, daß ich genau vor einem Jahre im Montblanc-Gebiet nach Beſteigung der Dent du Géant, in der Eiswildnis des Mer de Glace von der Nacht überraſcht, aus dem Spaltengewirr des chaotiſch zerklüfteten Gletſchers keinen Ausweg zu finden vermochte. Mit der dünnen Regenhaut umhüllt verbrachte ich damals, zwiſchen zwei Gletſcherſpalten gebettet, zähneklappernd eine endlos lange Nacht und mußte morgens den angefrorenen Mantel aus dem Eiſe heraushauen. Mitten in dieſer wenig erbaulichen Erinnerung fielen mir die Augen zu. Im Halbſchlummer hörte ich noch Hundegebell und die hallenden Schläge der Turmuhr in La Grave und tiefe Wehmut über das verlorene Paradies bei Vater Juges ſchnürte mir krampfhaft die Kehle zu, dann verlor ich das Bewußtſein. Aus tiefem, traumloſem Schlafe erwachte ich frühmorgens und konnte mich augenblicklich nicht zurechtfinden. Auch meine Genoſſen hoben bald die Köpfe und ſtanden auf. Neugeſtärkt ſprangen wir munter über die Talhänge hinab, von der eilfertigen Romanche mit rauſchendem Gruße empfangen: vor uns lag La Grave.

Bewegten Herzens nahm ich Abſchied von dem herrlichen Berge. Jetzt erſt fügten ſich die zahlloſen Einzeleindrücke des verfloſſenen Tages, die wechſelnd wogenden Gefühle höchſter Seelenanſpannung, frohen Genießens, verzweifelten Ringens, ſeligen Schauens, banger Erwartung und berauſchenden Siegens zu einem einheitlichen Bilde von unvergeßlicher Schönheit und ergreifender Erhabenheit. Du ſtolzer Berg, du jahrelanges Ziel heißer Wünſche, du haſt mich nicht enttäuſcht, du haſt meine Sehnſuchtsträume ganz erfüllt! Die an dir und mit dir verlebten Stunden voll lebendigſter Eindrücke bleiben mir aufs tiefſte eingeprägt, ſie bilden die duftigſte Blüte im immergrünen Kranze meiner alpinen Erinnerungen.

D. & Ö. Alpenverein
Sektion München (E.V.)

Beilagen

1 Skizze Lindzgraben
1 Karte der Landschaft d. Murggrafschaft Baden
1 " Mannheimer Umgebung
1 " Übersichtskarte des Arbeitsgebiet

D. & Ö. Alpenverein
Sektion München (E.V.)

B E I L A G E

ZUR FESTSCHRIFT DES DEUTSCHEN ALPENVEREINES MORAVIA BRÜNN 1931.

D. & Ö. Alpenverein
Bibliothek München (E.V.)

Liedproben

ZUM AUFSATZ »DAS DEUTSCHE VOLKSLIED IN MÄHREN«

VON

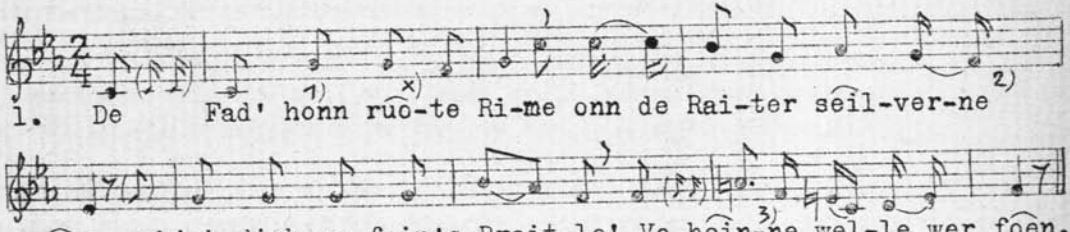
E L S A N E U M A N N

Eine Auswahl deutschmährischer Volkslieder.

KUHLÄNDCHEN.

Abschied der Braut.

(Vermutlich von Josef Götz aufgezeichnet)
Handschriftl.im Musikinventar d.deutschen Lehrbild.Anst.Brünn.



2. Verzih, verzih du Fuhrmon!
Verzih a klae Kuezwaell',
Doss ich mich kon bedanke
Bay dar livste Mutter main.

3. Hôt Dank, hatzlivste Mutter,
Hôt Dank fir olles Wath!
Ihr wad't mir ni meh kaefe
Ve Said' a Keitzerlain.

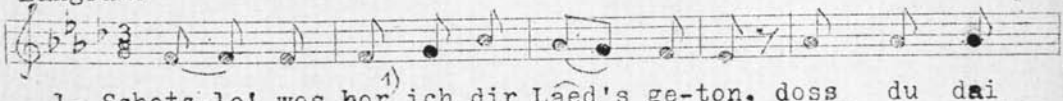
4. Niem verliv,hatzlivste Touchter,
Verliv fir olles Wath!
Dan Edelherr so'st nahme,
Gehoersam so'st iem sayn.

5. De Fad' honn ruote Rime
Onn de Raiter seilverne Spoen,
Schick dich zu,fains Braitle!
Vo heinne welle wer foen.

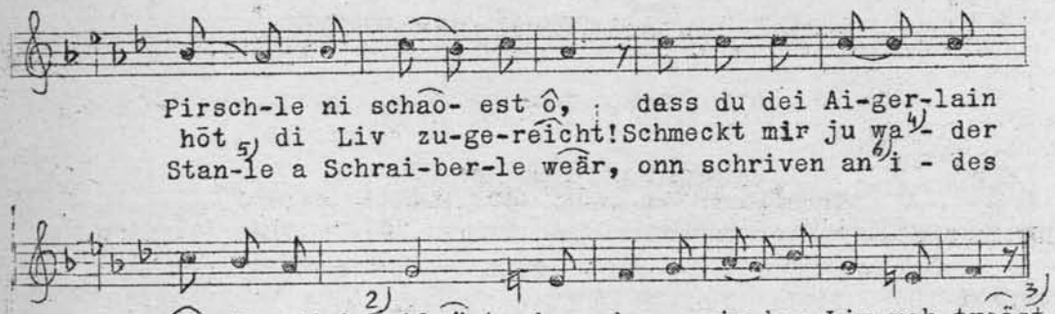
1)Die Pferde haben rote Riemen. 2)silberne Sporen. 3)Von hinnen wollen wir fahren. 4)Eine kleine Weile 5)liebsten 6)Habt 7)Für alles erwiesene Gute 8)kaufen 9)Schürze 10)fürlieb 11)sollst.

Schotzle! wos hor ich dir Laed's geton?

Handschriftlich im mähr.Landesarchiv.



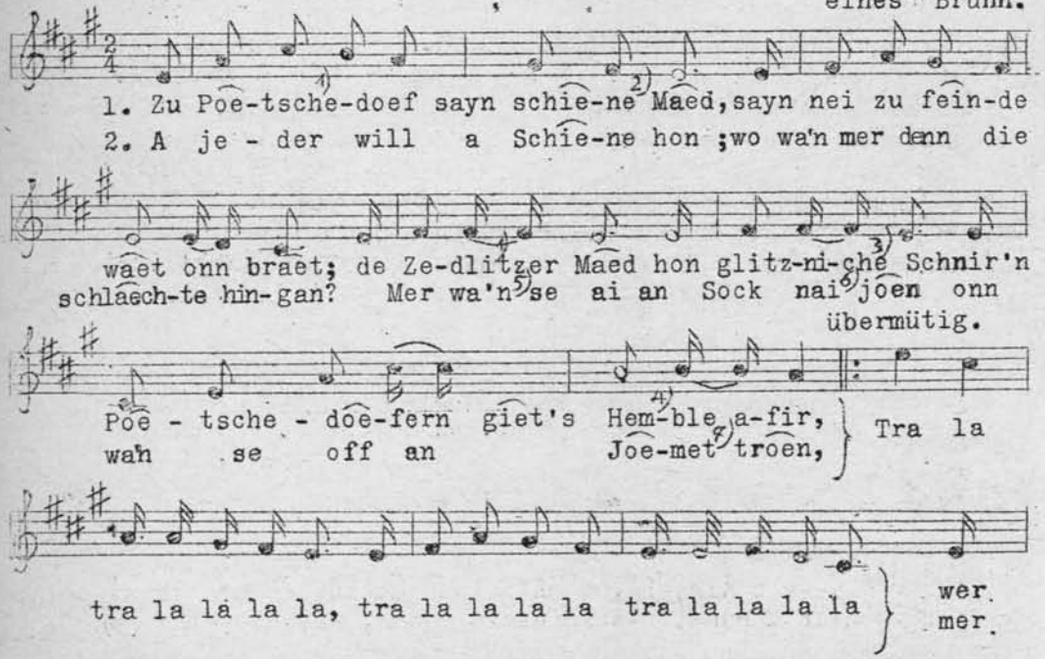
x) ae, ao, ou, ea, ei, ie = sanft zu brechen.

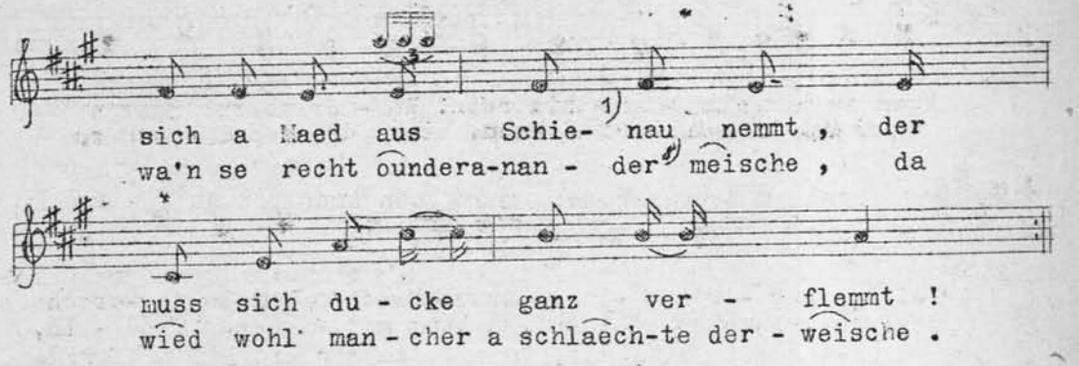


1) habe 2) schlägst 3) trägst 4) weder 5) jedes Sternlein 6) ein jedes 7) mit sieben Händen 8) sie kämen nicht mit meiner Lieb'.

Zu Partschendorf.

Handschriftlich in der Bibliothek d."Deutschen Volksgesang-Vereines" Brünn.



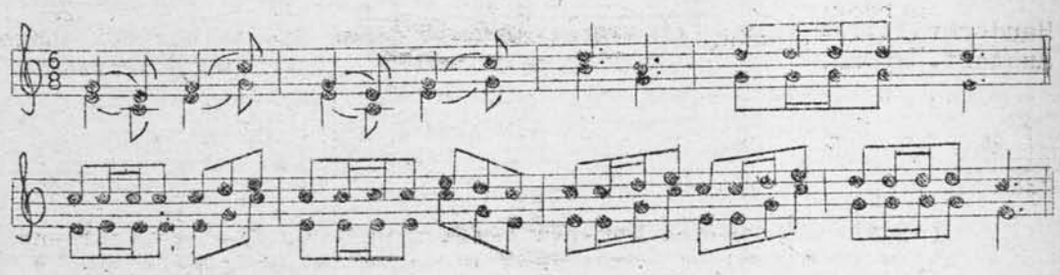


1) Partschendorf, Sedlnitz, Schönau = Orte im Kuhländchen. 2) schöne Mädchen 3) glitzernde Schnüre (an der Volkstracht) 4) geht das Hemdchen hervor 5) Wir werden sie 6) Sack hinein jagen 7) Jahrmarkt tragen. 8) untereinander mischen.

Saatenreiterfanfare.

(Stachenwald)

Aufgezeichnet von Josef Götz

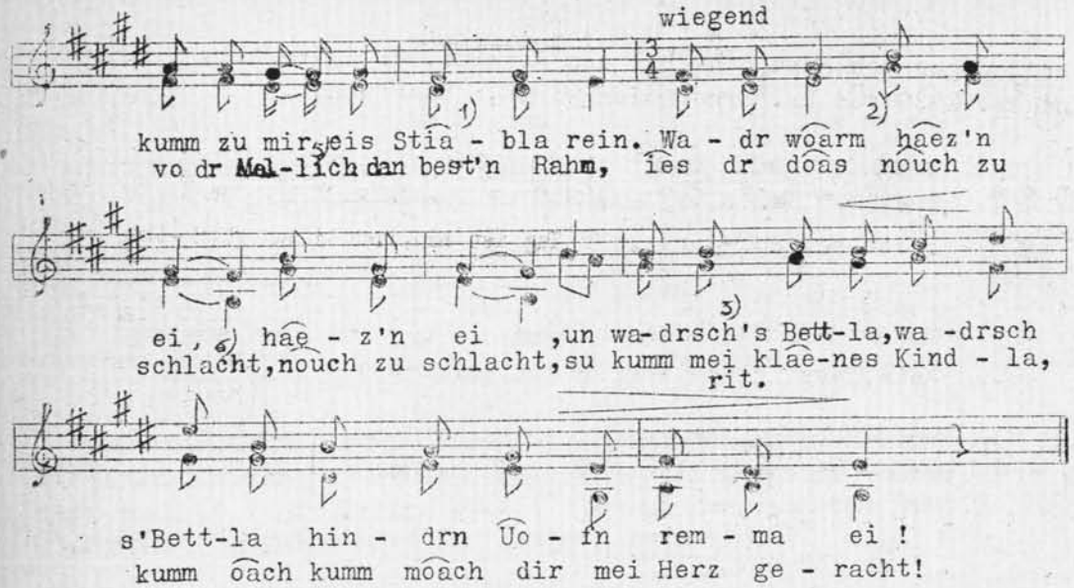


NORDMÄHREN.

Dem Jesulein.

(Vom Spieglitzer Schneeberg.)

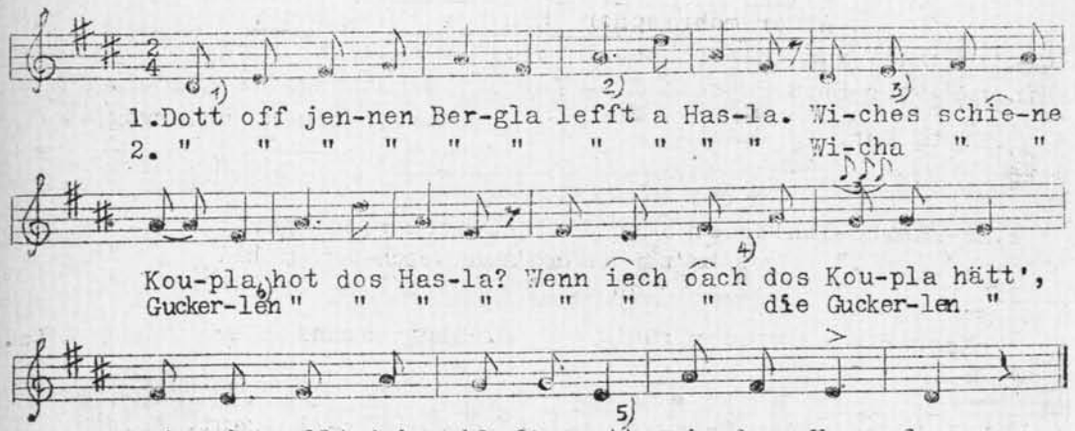
Aufgezeichnet von Josef Götz.



1) Stübchen 2) Werde dir warm einheizen 3) und werde dir das Bettlein hinterm Ofen einräumen. 4) Butterbrot geben 5) Milch 6) schlecht.

W i e g e n l i e d .

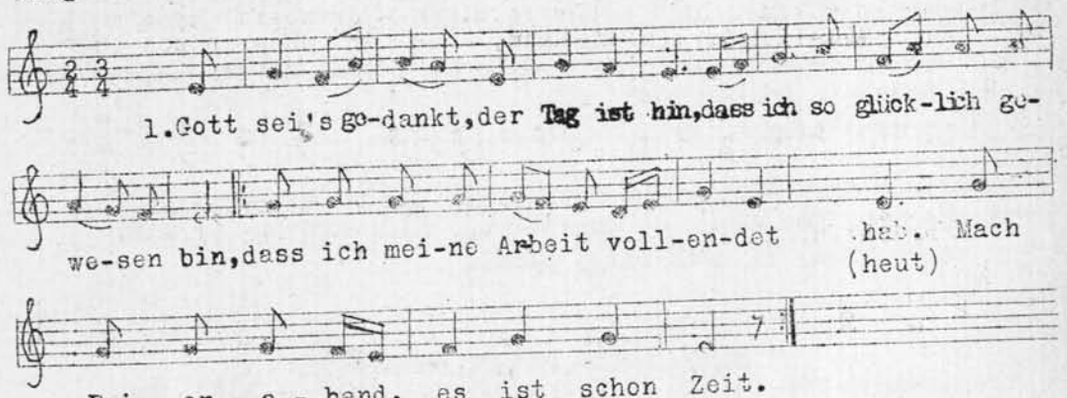
Handschriftlich im Musikinventar der deutschen Staatslehrerbildungs-Anstalt, Brünn. Aus Römerstadt.



1) Dort 2) läuft ein Häschen 3) Welches schöne Köpfchen 4) nur 5) schlafen damit 6) Äuglein.

A b e n d l i e d .

Vorgesungen von Anna Schiebel aus Jechitz, 81 Jahre alt.
Aufgez. 1930 von Dr. Ernst Jungwirth, Römerstadt.



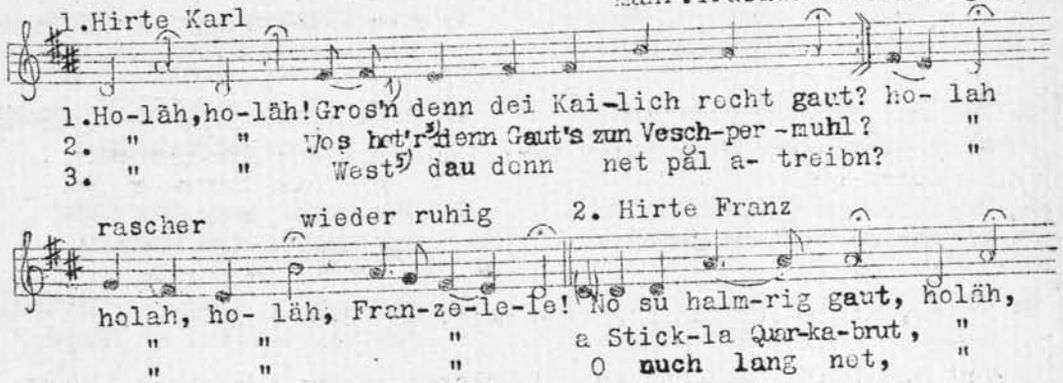
2. Wenn ich ausgeruhet hab,
So fang ich meine Arbeit (schon) wieder an
/: Und treib es solange, als es Gott gefällt
Solang' ich leb auf dieser Welt.:/

3. Dann wird mir Gott nach diesem Leben
Den letzten Feierabend geben.
/: Im Himmel ist mir schon die Ruh bereit,
Die ewige Freud und Glückseligkeit.:/

SCHÖNHENGSTER SPRACHINSEL.

Alter mährischer K u h r e i g e n .

Aufgezeichnet von Walter Hensel (Dr.Jul.Janiczek) nach dem Gesang seiner Mutter Frau Therese J. - Aus dem Schönhengster Liedbl. der Mähr.Trübauer Wandervögel.

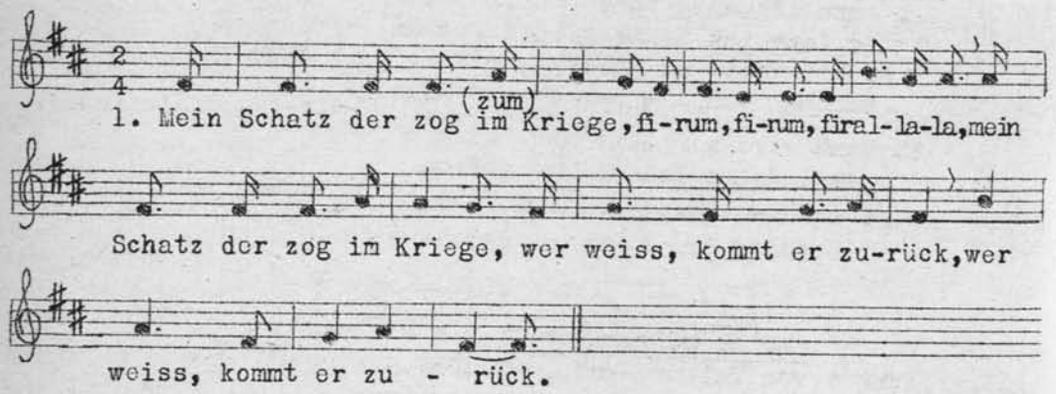


no su halmrig gamt, ho - lah, ho - lah, holäh, Ka-de-le-le!
a Stick-la Quor-ka-brut, " " " "
o nuch long net, " " " "

1) Grasen denn deine Kühe recht gut? 2) so halbwegs gut
3) Was habt ihr denn 4) Quarkbrot. 5) wirst du 6) bald eintreiben 7) noch lange nicht.

Mein Schatz zog in den Krieg.

Vorgesungen von Steffi Just aus Grünau. Aufgez. 1921 von Elsa Neumann.



1. Mein Schatz der zog im Kriege, fi-rum, fi-rum, firal-la-la, mein Schatz der zog im Kriege, wer weiss, kommt er zu-rück, wer weiss, kommt er zu - rück.

2. Und kommt er nicht zu Ostern, firum ....
und kommt er nicht zu Ostern
/: kommt er im grünen Mai :/

3. Der Mai der war verflossen,
mein Schatz war noch nicht da.

4. Das Mädchen ging in Garten,
wo schöne Röslein blühn.

5. Drei Burschen sah sie kommen
ganz traurig und betrübt.

6. Ach Burschen, liebste Burschen,
was bringt ihr Neues mit?

7. Die Neuheit die wir bringen
macht schöne Äuglein nass.

8. Dein Schatz hab'n wir begraben
mit vieren Offizier'n.

9. Der erste trug den Säbel,
der zweite das Gewehr,

10. Der dritte trug den Kiriss[1],
der vierte ritt zu Pferd.

11. Ins Grab hab'n wir geschoss'n
mit Pulver und mit Blei.

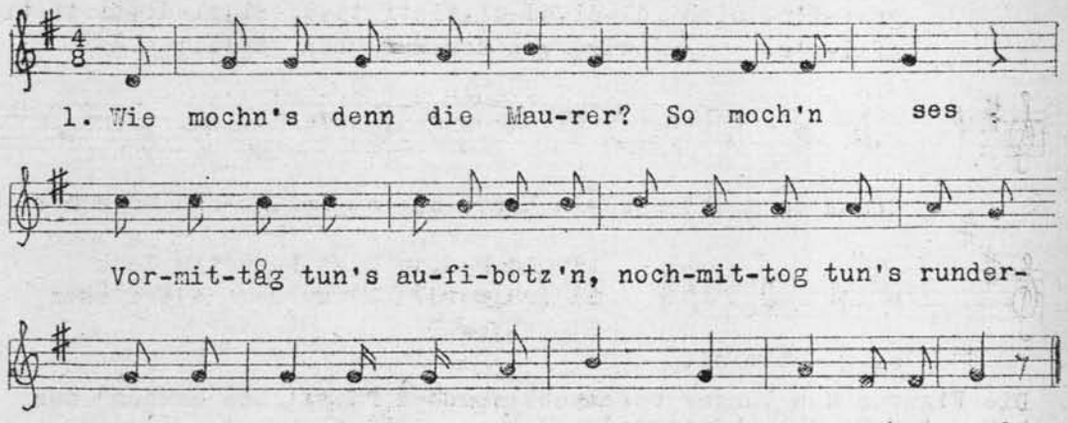
12. Und auf des Grabes Hügel
da blüht ein Rosmarin.

13. Und auf dem grünen Stengel,
da schlägt die Nachtigall.

1.) Kürass
Das Lied ist ein Abkömmling des alten "Marlborough - Liedes" (1709)

Wie machen's denn die Maurer ?

Aus dem Schönhengst. Liedbl. der Trübauer Wandervögel.



1. Wie mochn's denn die Mau-rer? So moch'n ses :
Vor-mit-tag tun's au-fi-botz'n, noch-mit-tog tun's runder-krotz'n. So moch'n's die Mau - rer , so moch'n ses!

2. Wie machn's denn die Weber? So machn ses : (sie es)
Zoppln mit de Händ und Füss, doss ma denkt der Teufl is's.

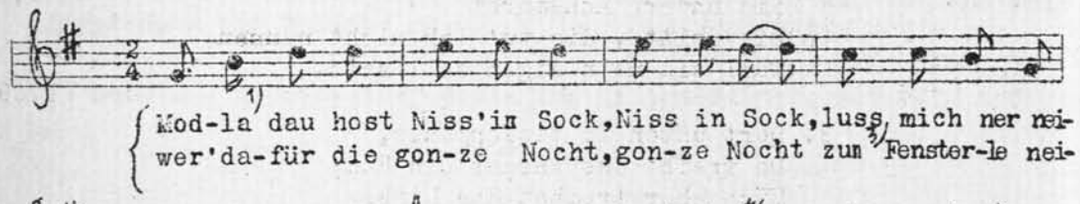
3. Wie machn's denn die Bäcker? So machn ses:
Da a Zipfel, dort a Zipfel, fertig is 's Zweikreuzerkipfl.

4. Wie machn's denn die Schneider? So machn ses:
Da a Fleckl, dort a Fleckl, fertig is a Kinderröckel.

5. Wie machn's denn die Wirt'n? So machn ses:
Denk'n im Keller brennt der Wein, schütten schnell a Wasser 'nein.

K o n o f o s - T a n z .

Aus dem Schönh. Volksliederblatt der Wandervögel.



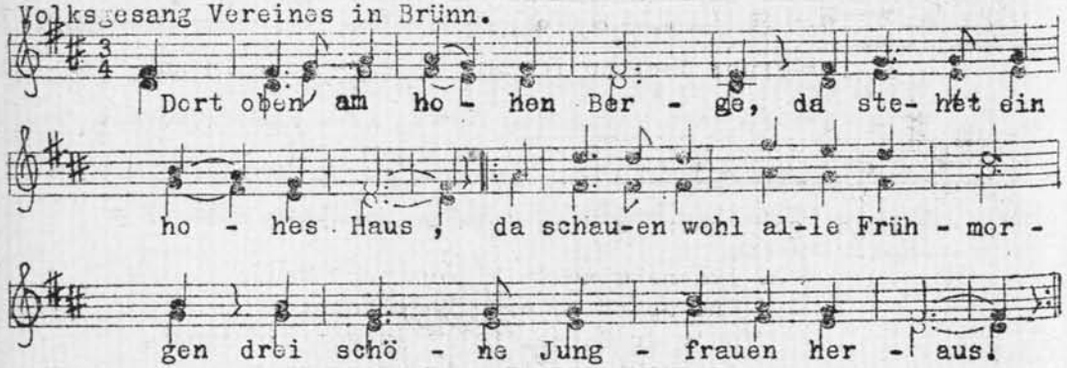
1) Mädchen,du hast Nüsse im Sack
2) ich werde 3) zu dem 4)draussen
5) kalter

Die Figuren des Tanzes versinnbildlichen "Werft und Schuss" des bekannten Gewebes (Canavas).

WACHTL-BRODEKER SPRACHINSEL.

M ü l l e r s A b s c h i e d .

Überliefert von Prof.J.Spandl. 3. Flugblatt des Deutschen Volksgesang Vereines in Brünn.



2. Die eine, die heisset Susanna,
Die andère Annemarei
(p)Die dritte, die tu' ich nicht nennen,
Weil sie mein eigen soll sein.

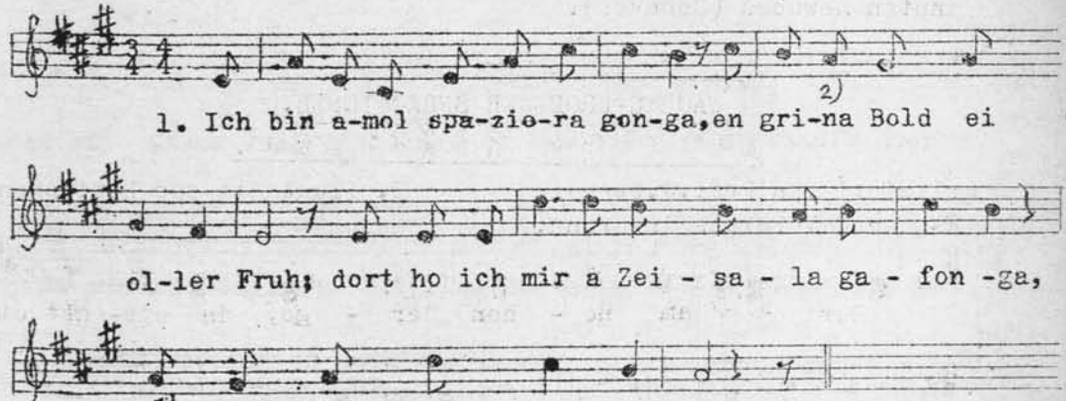
3. Dort unten im tiefen Tale,
Da treibt das Wasser ein Rad;
Mich aber treibet die Liebe
Vom Morgen bis abends spat.

4. Das Mühlrad ist zerbrochen,
Die Liebe hat noch kein End'.
Wenn sich zwei Verliebte tun scheiden,
So reichen's einander die Händ'.

5. Ach Scheiden, ach Scheiden, ach Scheiden,
Wer hat denn das Scheiden erdacht!
Der hat mein jungfrisches Leben
Aus Freuden in Trauern gebracht.

S' gafongana Zeisala. 1)

Vorgesungen von Frau Josefine Spandl. Aufgez. 1921, Elsa Neumann.



2. Ich nehm na Zeisl mit nach Hause
Und sperr na ei a Vogalhaus.
Od'r dr Zeisel bollt ju gor nie singa,
Ar guckt ner inda traurich raus.

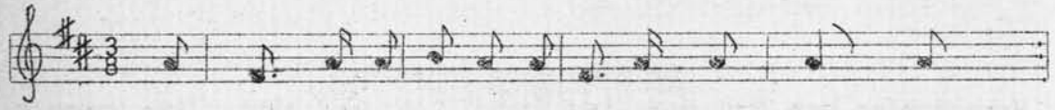
3) Bistam singst denn nie, mei lieber Zeisel,
Bie ei dam Bold ei oller Fruh?
Host da denn nie a schienes Vogelheisla,
Ass'n und Trinkn a drzu ?

4) Ju, dos Voglheisla is zo kleine,
Ich konn dorenn kei Freid nie hon
Un beil ich bin a eigasperrt'r Zeisl,
Su ies mer bong bei Tog und Nocht.

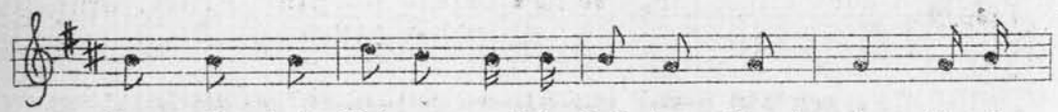
1) Das gefangene Zeiserl. 2) in den grünen Wald 3) welches
4) aber 5) wollte 6) nur immer 7) Wie in dem Wald 8) Essen
9) darin 10) weil.

Mei Schatz is a Reiter.
(Tanzlied).

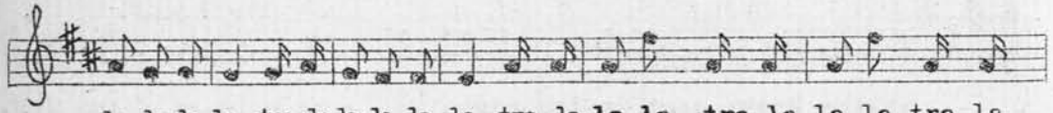
Mitgeteilt von Josefine Spandl. Aufgezeichnet von Elsa Neumann.



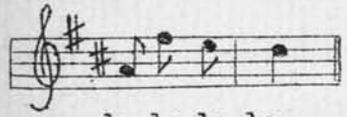
1. Mei Schatz is a Reiter, a Rei-ter muss sein, dos



Ross g'hert 'n Kai-ser und da Rei-ter g'hert mein. Tra la



la la la la, tra la la la la la tra la la la tra la la la tra la



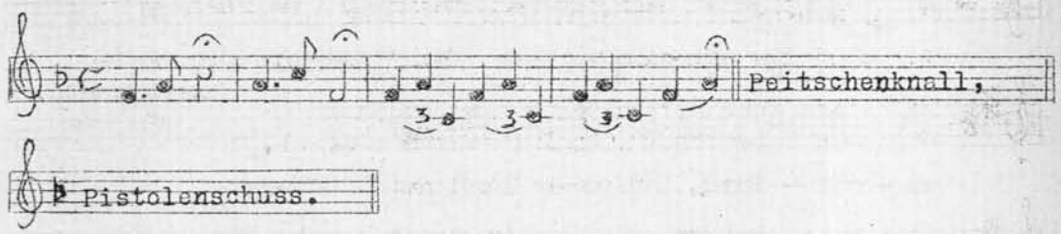
la la la la .

2. Mei Schatz is a Schneider,
a Schneider muss sein,
der näht mer a Mieder
so glatt und so fein.

3. Mei Schatz is a Gärtner,
a Gärtner muss sein,
der setzt mer die schennsten
Vergissmeinnicht ein.

Christnachtsfanfare aus Ölhütten.

Mitgeteilt von Schulleiter Tawerda. Aufgez. von Josef Götz.



(Ölhütten hat keine Kirche. Die Bewohner werden durch diese Fanfare zur Christmette geweckt.) Aus der Zeitschrift "Das deutsche Volkslied", Wien.

IGLAUER SPRACHINSEL.

B u h l e r l i e d l a .

Melodie handschriftl. aus d. Jahre 1819 (Landesarchiv).

Vo durt bin i her, wo mad'Er-dn- -t pln . baut, drum

bin i schön g'wochs'n wie's Er- da- pl - kraut.

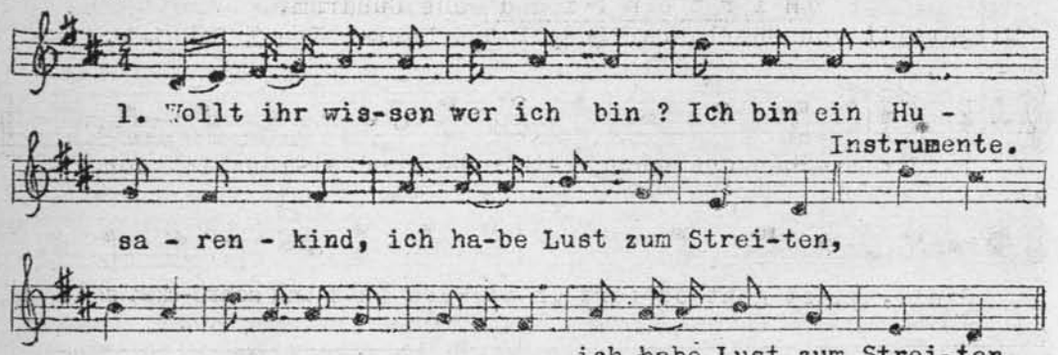
Aus dem "Iglauer Liederblatt" (Göth-Hensel) 3 Tannen Verl.Sternberg.

Zwisch'n dei-na und mei-na is a en-ge Goss'n; Bua

wennst mi gern mogst, muasst mi fe- sta foss'n.

H u s a r e n k i n d .

Ein sogenanntes "Tuschstückl". Handschrift von 1819, Landesarchiv.



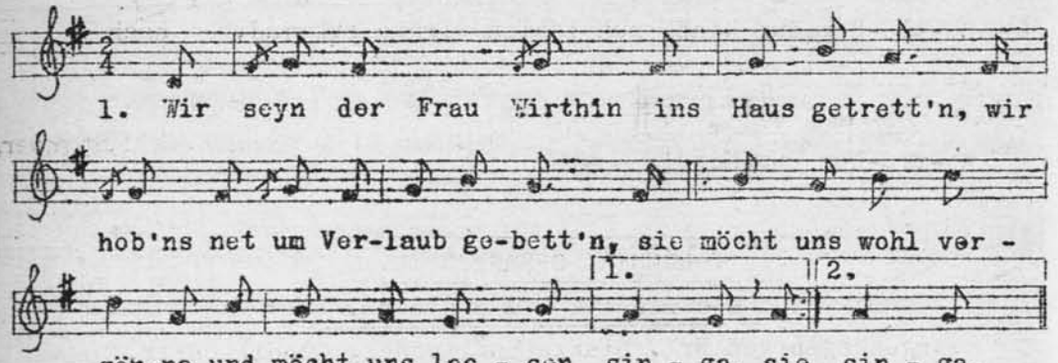
2. Komm ich zum Bauer ins Quartier, Hundsfott schoff mir Wein und Bier, Hühner und Gäns gebraten.

3. Schoffst du mir nicht Wein und Bier, prügl ich dir dein Weib dafür und dazu dein Tochter.

4. Gibst mir aber, wos ich will, ess und trink ich, bin auch still und höre auf zu streiten.

S o m m e r l i e d .

Aus Stadt Iglau. Alte Handschrift im Landesarchiv.

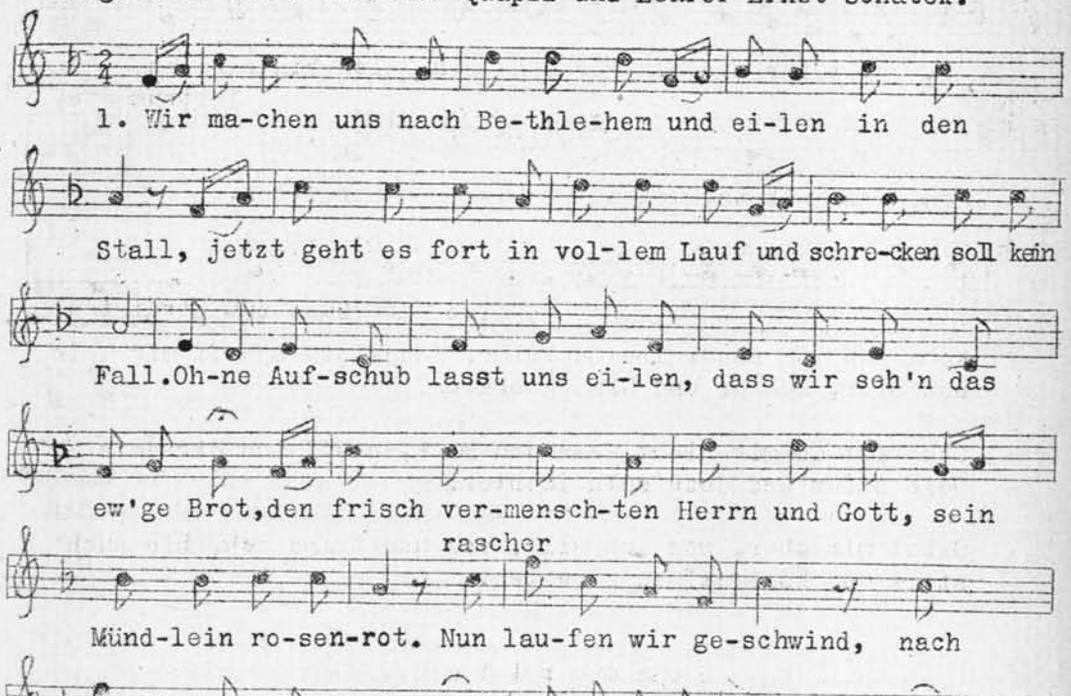


2. Den Winter hob'n ma ausgetrog'n,
Den Summer thun ma eini trog'n.
Im Sommer und im Mayer
Seyn olle Blümla z' neuer.

WISCHAUER SPRACHINSEL.

H i r t e n l i e d aus Gundrum.

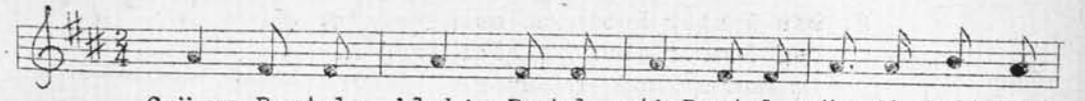
Mitgeteilt von Oberlehrer Quapil und Lehrer Ernst Schatek.

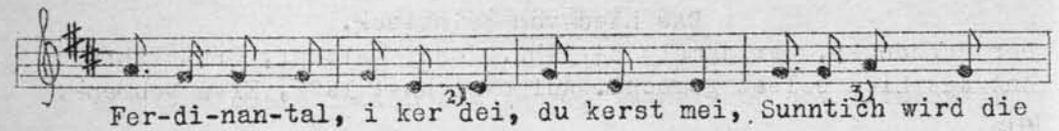


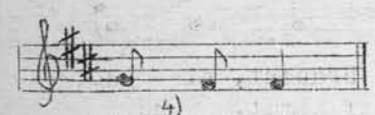
BRÜNNER SPRACHINSEL.

K o s e l i e d c h e n .

Vorgesungen von Frl. Stanze Kubitschek, Schöllschitz.
Aufgezeichnet 1923, Elsa Neumann.



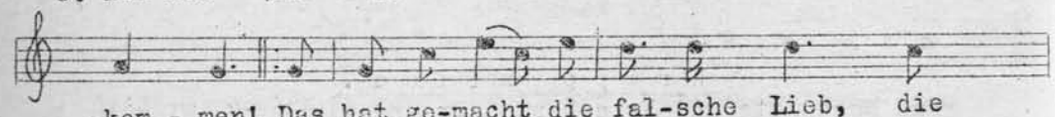


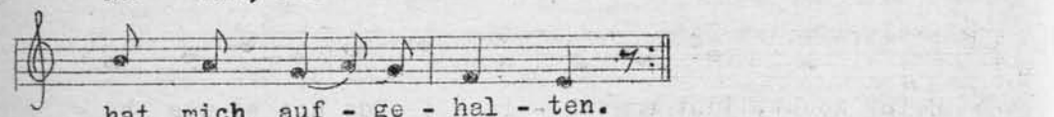


1) blaues Bändchen 2) ich gehöre dir, du mir 3) Sonntag 4) Hochzeit.

Schönster Schatz, verzeih es mir!

Text aus dem handschriftl. Liederbuch des Frl. Mitzi Müller aus Schöllschitz. Vorsänger Franz Pohnitzer, Mödritz. Aufgez. E. Neum.

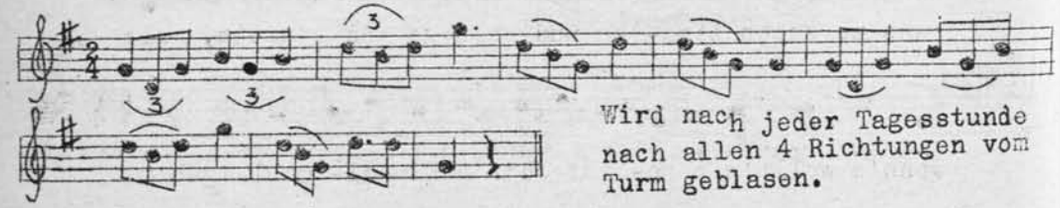




SÜDMÄHREN.

Turmfanfare aus Zlabings.

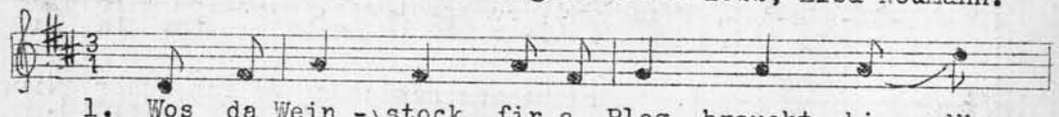
Südmährisches Heimatbuch.

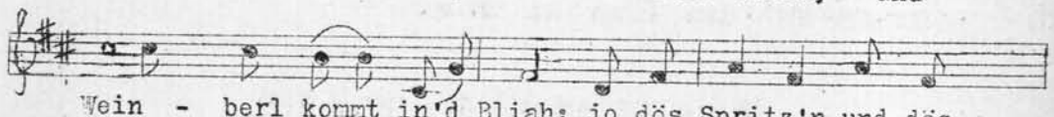


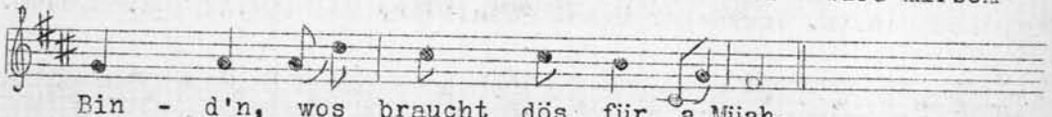
Wird nach jeder Tagesstunde nach allen 4 Richtungen vom Turm geblasen.

Das Lied vom Weinstock.

Der Vorsänger, der damals 84 jähr. Josef Waltner, Bratelsbrunn hat das Lied selbst gemacht. Aufgezeichnet 1922, Elsa Neumann.



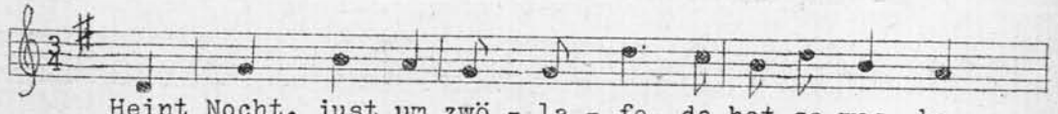


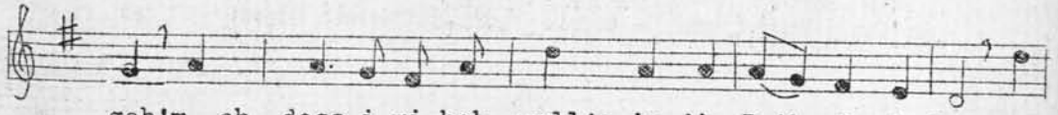


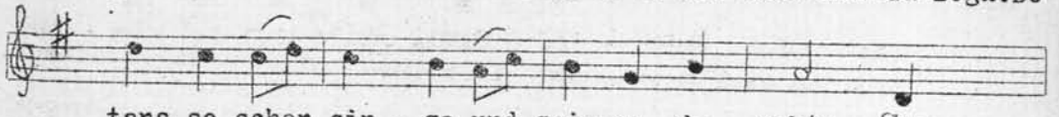
1) geräuchert 2) mühsam 3) aber.

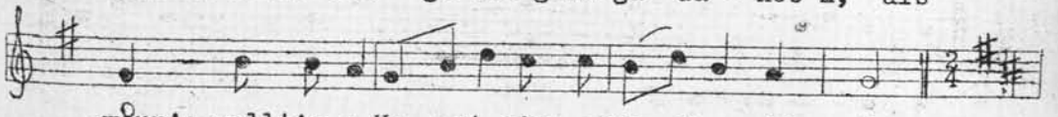
K r i p p e n l i e d .

Aus Moskowitz und Friachau. Vorsängerin Marie Wieder. Aufgezeichnet von Lehrer W. Max, Weissstätten a.d.Th.

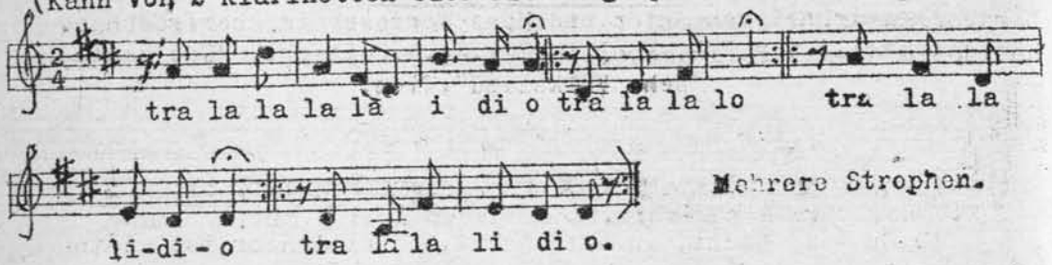








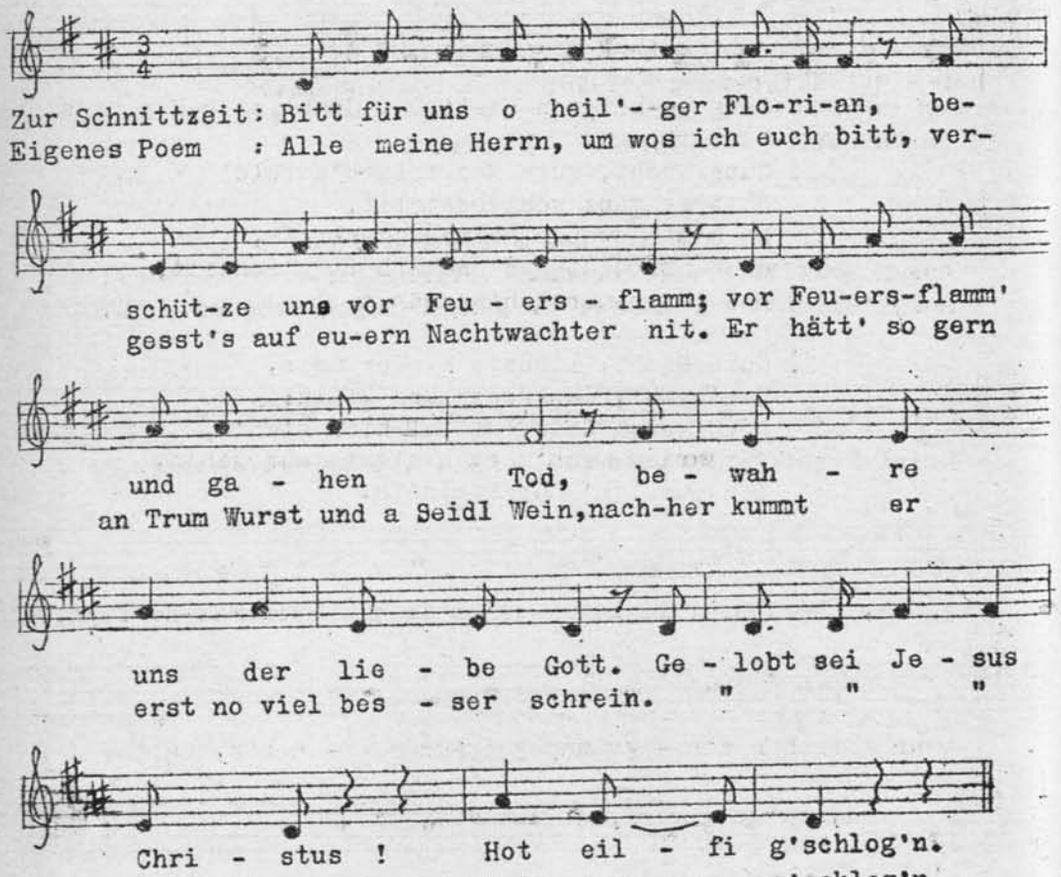
(Kann von 2 Klarinetten oder Flöten gespielt werden. W.M.)



Mehrere Strophen.

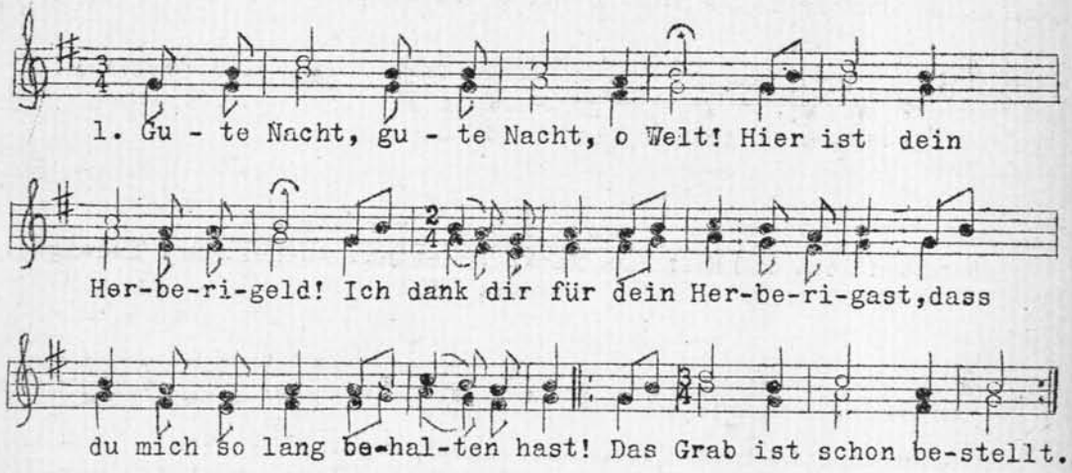
Nachtwächterrufe

des alten Joh. Hellner aus Markt Schattau. Aufgez. Dr. Ludwig Wieder, 1911.



Totenlied.

Aufgezeichnet von Anton und Hans Worresch in Oberfröschau. Mitgeteilt von F.F. Kohl im III.Jg.d.Zeitschr. "Das deutsche Volkslied",Wien.

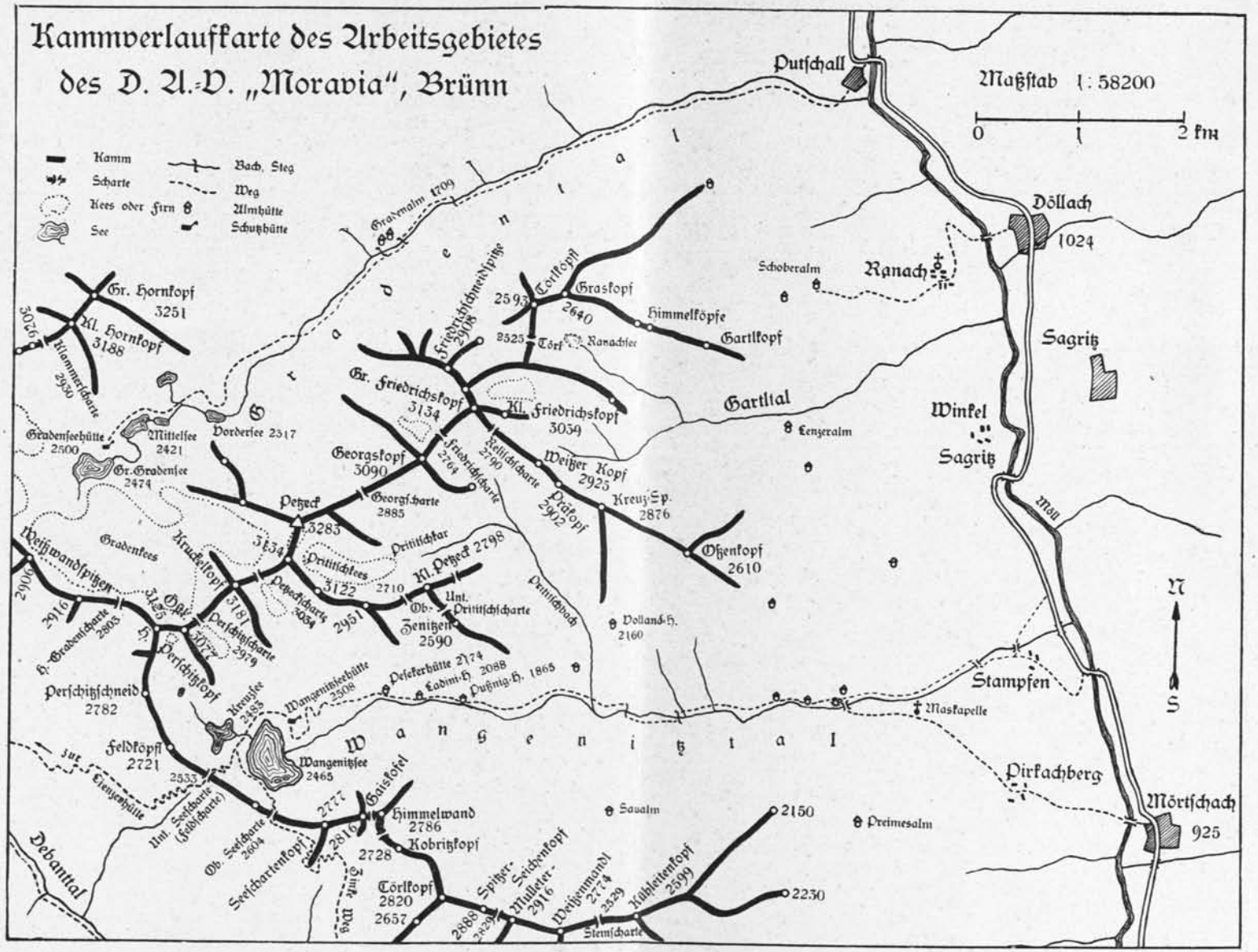


2. Gute Nacht, gute Nacht lieb's Feld!
Du bist ganz wohl bestellt.
Du bist gewesen meine Augenkraft,
Hast mir viel Müh und Arbeit g'schafft;
Hab jetzt mir Ruh' erwählt.

3. Gute Nacht, liebste Kinder mein,
Lebt wohl, ihr gross und klein;
Behüt euch Gott, die all hier steh'n,
Ihr werdet mich morgen nicht mehr seh'n,
Ich muss in's Grab hinein.

D. & Ö. Alpenverein
Bibliothek München (E.V.)

D. & Ö. Alpenverein
Sektion München (E.V.)



D. & Ö. Alpenverein
Sektion München (E.V.)

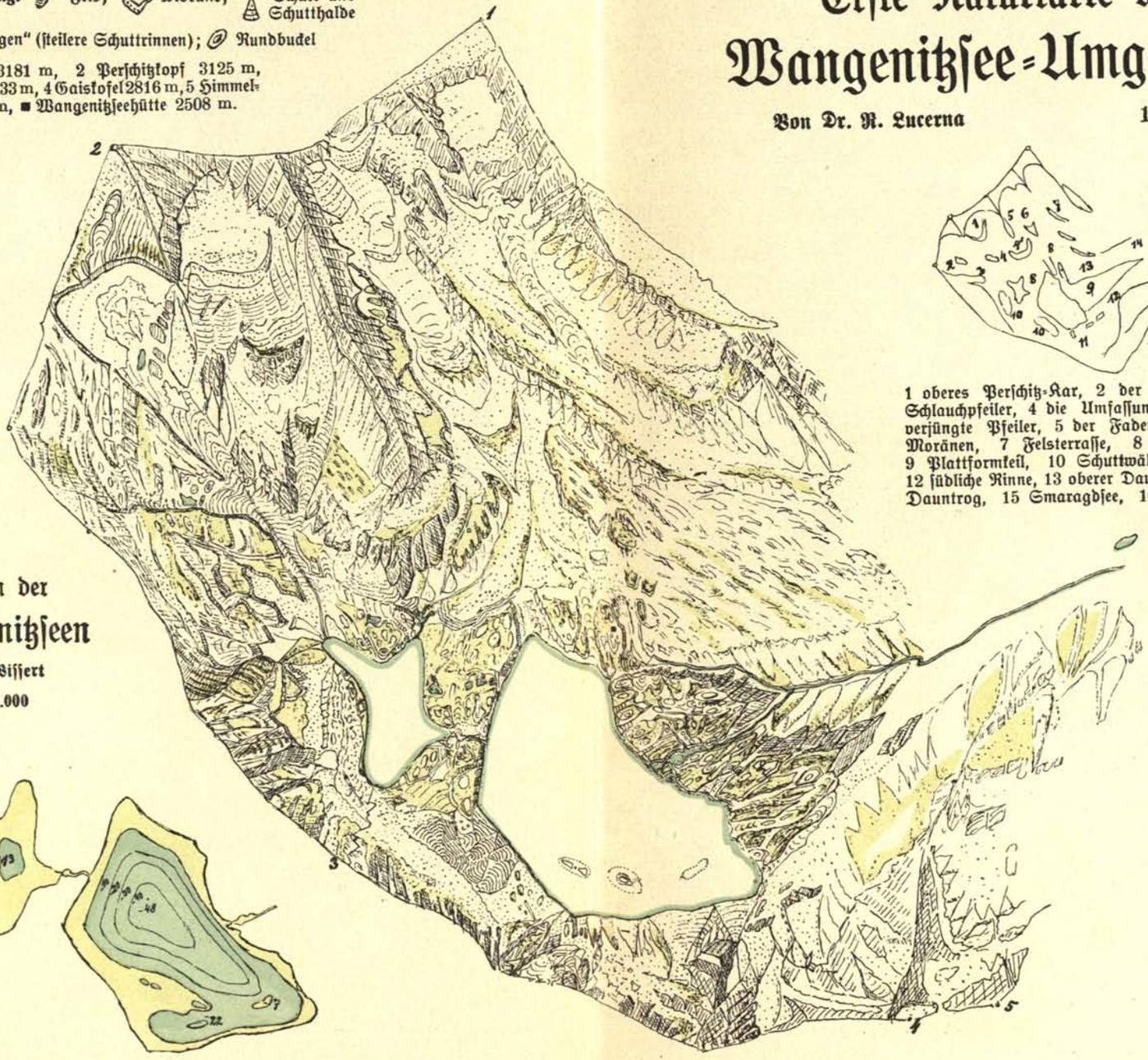
Erste Naturkarte der Wangenitzsee-Umgebung

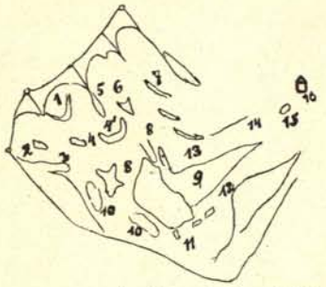
Von Dr. R. Lucerna

1 : 12.500

Zeichenerklärung: Fels; Moräne; Schutt und Schutthalde; „Stiegen" (steilere Schuttrinnen); Rundbuckel

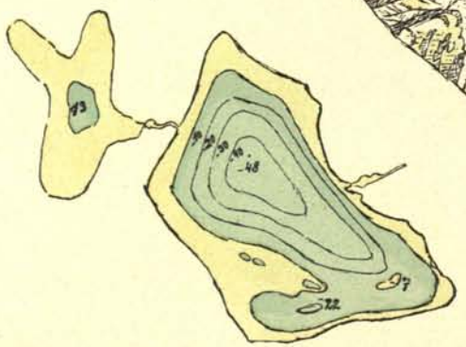
1 Kruckelkopf 3181 m, 2 Perschitzkopf 3125 m, 3 Feldscharte 2533 m, 4 Gaiskofel 2816 m, 5 Himmelwand 2786 m, ■ Wangenitzseehütte 2508 m.





1 oberes Perschitz-Kar, 2 der Schlauch, 3 der Schlauchpfeiler, 4 die Umfassungsmauer, 4' der verjüngte Pfeiler, 5 der Fadengrat, 6 Kruckel-Moränen, 7 Felsterrasse, 8 Schleifplattform, 9 Plattformkeil, 10 Schuttwälle, 11 Karsockel, 12 südliche Rinne, 13 oberer Dauntrog, 14 unterer Dauntrog, 15 Smaragdsee, 16 Peseker Hütte.

Tiefen der Wangenitzseen

Nach Wissert

1 : 15.000